

I Did It My Way

Ein Buch über unsere Familie,
wer wir sind und es dazu gekommen ist
und wieso wir so sind, wie wir sind.

von

Andre Iglar

Für Uli. Ohne sie hätte ich es nicht geschafft.

No one said it would be easy.
No one knew it it be so hard.
And no one said it'd would hurt that much.
And no one guessed we'd get that far.
Sheryl Crow (*Tuesday Night Music Club*)

Vorwort

Should I go back and try to graduate?

If it was then I wouldn't let me in

Nickelback (Photograph)

Es ist mir nicht nur einmal passiert: Ich erzähle einen Schwank aus meiner Vergangenheit, und irgendwer sagt: Das solltest Du einmal aufschreiben, bevor es alles in Vergessenheit gerät, während mindestens ein anderer sagt: Das kann sich alles nicht ausgehen in deinem Leben, was du da alles erzählst.

Also habe ich beschlossen, es nieder zu schreiben, in einem Buch, das der p.t.Leser und die geschätzte Leserin jetzt hier in Händen halten. Oder vor sich auf dem Schirm, denn die Moderne lässt sich bekanntlich nicht aufhalten.

Primär ist es ja für meine Kinder gedacht, und für die Enkelkinder. Die sollen später auch noch nachlesen können, wo wir herkommen und warum die Geschichten alle so verworren sind, und wie das Ganze so zusammenhängt. Und wieso der Opa manchmal so komisch ist.

Lob, Tadel & andere Kommentare bitte einwerfen unter

andre@igler.at

Gute Unterhaltung.

Sagerberg, zum Jahreswechsel 2026/2027

Kapitel 1

You may still be here tomorrow

But your dreams may not.

Cat Stevens (Father and Son)

An einem schönen Frühlingstag des Jahres 1933 fuhr ein Auto von Wien nach Stampfen in Mähren in der benachbarten Tschechoslowakei. Am Steuer sass ein großer, schlanker Mann um die vierzig Jahre, geboren als Wilhelm III Julius Martin Georg Edler Ritter von Kaan, Sohn des Wilhelm II Gustav Martin Edler Ritter von Kaan, seinerseits Altlandeshauptmann der Steiermark, Anwalt in Graz und Alter Herr der schlagenden Studentenverbindung Arminia an der Karl Franzens Universität.

Sein Sohn Wilhelm III war ebenfalls Anwalt und vor der drückenden Präsenz des Vaters in Graz nach Wien geflohen, wo er es zum Präsidentenamt der Wiener Anwaltskammer gebracht hatte. Wo sein Vater laut, herrschend, jähzornig und aufbrausend war, war der junge Wilhelm still, zurückhaltend und eher schüchtern. Dennoch war er, wie sein Vater, als Anwalt Experte auf dem Gebiet des Wasserrechts und galt österreichweit als Koryphäe.

Wilhelm wurde von seiner zweiten Frau begleitet, Elisabeth geborene Freiin von Sommaruga. Wilhelm sass selbst am Steuer, schliesslich galt er als sportlich und als so genannter „Herrenfahrer“ zu einer Zeit, in der sich die meisten Mitglieder der Oberschicht noch fahren liessen, umso mehr, da Autos damals lange nicht so zuverlässig waren wie heute, was bei einer Fahrt über Land leicht zu ölverschmierten Händen führen konnte.

Doch Wilhelm war bewusst nur von seiner zweiten Frau begleitet, denn er war in einer heiklen Mission unterwegs – er war auf der Suche nach seinen Vorfahren.

Und das wollte er diskret und in aller Stille durchführen, denn es galt, unangenehme Gerüchte zu zerstreuen. Gerüchte, dass die von Kaan, obwohl Vater Wilhelm II nicht nur bei einer schlagenden Verbindung war, sondern auch für die Deutschnationale Partei im Grazer Gemeinderat sass, jüdischer Abstammung seien. Das wäre zwar im alten Österreich-Ungarn nicht allzu ungewöhnlich gewesen, aber das mit der Monarchie war 1937 schon lange vorbei, und so tolerant gegenüber den p.t. israelitischen Mitbürgern wie zu Kaisers Zeiten war man längst nicht mehr, im Gegenteil, im benachbarten Deutschland waren seit vier Jahren die Nazis an der Macht und die Nürnberger Gesetze galten seit zwei Jahren.

Also fuhr Wilhelm III, als umsichtiger Anwalt sich stets nach allen Seiten absichernd, nach Stampfen in Mähren, der Ort aus dem nach alter Familienmär

der Vorfahre jenes k.k. Oberst Kaan gekommen war, der 1872 allergnädigst in den Adelsstand erhoben worden war. Um dort in der Matrikel, also im Taufbuch der Pfarre, weitere Daten zu erheben.

Nur dass er nicht fündig wurde. Weder im katholischen Pfarramt noch bei den „Hussiten“, wie man im alten Österreich die mährischen Protestanten nannte. Er wollte schon aufgeben, da sagte seine Frau zu ihm: „Komm, Willy, wenn wir schon da sind, gehen wir auch zu den Juden.“ Sie sagte das in aller Unschuld, denn ihr Mann hatte ihr nichts von den schäbigen Gerüchten erzählt, und vielleicht wollte er selber nicht, weil er unbewusst ahnte, was ihn erwartete. Denn als man zum Schammes, dem Synagogendiener, gegangen war und die Frage nach einem Herrn Oberst Kaan gestellt hatte, leuchteten dessen Augen auf und mit dem Satz „Kaan – jener Teppich dort ...“ und auf einen grossen Wandteppich deutend stellte der Schammes von Stampfen ein für allemal klar, dass die Kaan sehr wohl Juden gewesen wären, damals. Und eben jenen Wandteppich gespendet hätten.

Das ist eine sehr hübsche Geschichte über meinen Grossvater und über unsere Familie, die mir meine Mutter mehr als einmal erzählt hat, und nicht nur mir.

Sie hat leider einen kleinen Haken: Sie stimmt nicht. Also schon, aber nur ein bisserl, eben nicht ganz.

Ich bin überzeugt, dass meine Mutter selbst die Geschichte für wahr hielt. Ich finde es auch sehr typisch für meine Familie, nach dem Motto: Haarscharf daneben ist auch vorbei. Denn in den zweihundert Jahren Familiengeschichte wurde ganz viel vertuscht, verdreht und verbogen – und stellt sich bei genauer Recherche als zwar nicht ganz falsch heraus, aber dann eben doch ein bisserl anders.

Dieses Buch ist meine Geschichte, und damit auch die meiner Familie, denn beide sind untrennbar miteinander verwoben. Und eigentlich will ich ja von mir erzählen, aber ganz ohne Familie geht es nicht. Und es stellt sich manchmal als schwierig heraus, sich selber und seine Familie auseinander zu halten.

Nehmen wir zum Beispiel die oben erwähnte Geschichte. Natürlich sind die Kaans jüdischer Abstammung: Der Ur-Urgrossvater meines Grossvaters liegt als Herschel Kaan auf dem jüdischen Friedhof in Währing in Wien begraben.

Der Sohn von Herschel Kaan, Franz Moises Kaan, lebte in Iglau, dem heutigen Jihlava, im tschechischen Mähren. Dort betrat er, begleitet von Frau und sechs Kindern, am 25. Juni 1825 die römisch-katholische Kirche St. Jakob, um zu konvertieren. So steht es bis heute in der Matrikel, die im *Moravsky Zemsky Archiv*, dem Mährischen Heimatarchiv in Brünn verwahrt wird.

Und damit war der Grossvater meines Grossvaters, der 1822 geborene Wilhelm, ein konvertierter Jude oder, wie es meine Cousine so nett formuliert hat, „auch nicht im Liegen getauft“.

Das war zur damaligen Zeit in der k.u.k. Monarchie durchaus üblich. Nach den Emanzipationsbestrebungen der napoleonischen Kriege war mit dem Wiener Kongress 1817 die Metternich'sche Restauration ins Land gezogen. Die „Heilige Allianz“ zwischen Preussen, Russland und Österreich sah die christlichen Religionen als die Basis ihrer jeweiligen Herrschaftsansprüche an und vertrat dabei das G*ttessgnadentum, sprich: man war eher fortschrittsfeindlich. Die in der vornapoleonischen Romantik begonnene Emanzipation der Juden kam zum Erliegen, es wurden im Gegenteil Stimmen laut, die die Rücknahme der Reformen forderten. In dieser der vorindustriellen Welt zugewandten Grundhaltung war man gegen die Modernisierungen, die von der Wirtschaftstätigkeit der Juden herrührten, und setzte Judentum und Kapitalismus gleich.

In dieser biedermeierlichen Welt, geprägt von spiessbürgerlichem Duckmäusertum und dem Entstehen eines breiteren Bürgertums, war es schon möglich, auch aus „einfachen“ Verhältnissen kommend Karriere zu machen. Allerdings war es im tief katholischen Österreich dieser Karriere bereits hinderlich, Protestant zu sein, als Jude waren die Möglichkeiten noch deutlich eingeschränkter. Damit war Juden auch die klassische Karriereleiter des aufkommenden Bürgertums, der Staatsdienst, entweder als Militär oder als Beamter, nur sehr beschränkt zugänglich. Franz Moises tat nur, was viele vor und nach ihm auch machten: Er wollte für seine Kinder ein besseres Leben ermöglichen.

Ich persönlich hätte an seiner Stelle genau so gehandelt, selbst mit meinem heutigen Wissensstand, mit dem damaligen umso mehr.

Franz Moises Kaan und seine Frau Elisabeth hatten acht Kinder, davon weiss ich von sechs Kindern nicht viel mehr als das, was in den Matrikeln steht. Aber zwei von ihnen sind umso bemerkenswerter, nämlich mein Vorfahr, der „erste“ Wilhelm, der bei der Taufe schon drei Jahre alt ist, sowie sein jüngerer Bruder Julius. Beide zusammen begründen de facto das, was heute als „Familie Kaan“ zwischen Wien und Graz besteht. Doch eins nach dem anderen.

Wilhelm eins tritt 1839 mit achtzehn Jahren in die kaiserliche Armee ein und macht dort eine eher erstaunliche Karriere. Er wird Oberst und „Reserve-Kommandant des Infanterie-Regimentes Freiherrn von Hess Nro 49“ sowie „Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes und des Offizier-Dienstzeichens erster Klasse“, wie es, fein säuberlich als Begründung angeführt, im Adelsbrief steht, den er 1872 erhält.

Damit diente Wilhelm direkt unter Feldmarschall Heinrich Hermann Joseph Ritter (später Freiherr) von Hess, der – dreissig Jahre älter als Wilhelm – noch in den napoleonischen Kriegen Fronterfahrung gesammelt und seither in der kaiserlichen Armee eine steile Karriere zum Feldmarschall und Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in Italien hingelegt hatte. Möglicherweise hat das

Wilhelm, in dessen Adelsbrief auch erwähnt wird, dass er „vor dem Feinde seine Tapferkeit erprobt“ hätte, die Karriereleiter mit hinaufgetragen.

Und möglicherweise war damit auch die Schlacht von Solferino 1859 gemeint, das würde das alte Familienbonmot erklären, unser Vorfahr sei für dreissig treue Dienstjahre und eine verlorene Schlacht geadelt worden, wie sich das in Österreich gehört: Sitzfleisch und Unfähigkeit – die wichtigsten Eigenschaften des ärarischen Österreichers. Immerhin, die Schlacht von Solferino. Seither führt diese Linie den erblichen Titel „Edle von Kaan“. Wieso diese Linie? Weil es mehr als eine gibt, dazu kommen wir später.

Wilhelm heiratet, seiner Karriere entsprechend, die gutbürgerliche Emilie Hecher, Tochter des kaiserlichen Rates Martin Hecher, und zeugt mit ihr seinen Sohn, der er ebenfalls Wilhelm nennt und der 1865 in Wien Weinhaus geboren wird – mein Urgrossvater, meine Mutter hat ihn noch als den geliebten „Opi“ erlebt und mir viel von ihm erzählt. Er ist die wohl schillerndste Figur in unserer Geschichte, denn er wird, wie ganz am Anfang des Kapitels schon erwähnt, Landeshauptmann der Steiermark, Anwalt in Graz und Alter Herr der schlagenden Studentenverbindung Arminia an der Grazer Karl Franzens Universität.

Grossvater Kaan, wie ihn alle nannten, hatte ein Glasauge, denn das andere hatte er in einer Mensur verloren. Daneben hatte der Sohn eines konvertierten Juden auch sonst recht stramme völkische Ansichten und sass auch für die Deutschnationale Partei im Steirischen Landtag. Bedenkt man seine Sozialisierung in der Familie eines hohen k.u.k Militärs im Spätbiedermeier, so ist dies nicht so verwunderlich. Heute, achtzig Jahre nach der Schoah, wissen wir es besser. Oder so ähnlich, jedenfalls hatte die ursprünglich von Moses, Sohn des Herschel, angestrebte Assimilierung in unserem Fall hervorragend funktioniert.

Grossvater Kaan wurde Anwalt und liess sich als anerkannter Spezialist für Wasserrecht in Graz nieder. Er erwarb eine standesgemässe Villa, einen riesengrossen Klotz in der Grazer Hartenaugasse 6 auf einem ebenso riesengrossen Grundstück, heiratete Anna Richter, Tochter des Arztes Julius Richter, und zeugte mit ihr sechs Kinder: die schon 1923 verstorbene Hedwig und dann Anna, Alice, Hilde und Elfi sowie den Stammhalter, meinen Grossvater Wilhelm, genannt der III.

Ab hier sind mir die Personen aus meiner Kindheit und Jugend noch bekannt. Die Villa in der Hartenaugasse steht noch immer, heute inmitten des Universitätsviertels, und sieht im Prinzip noch immer so aus wie auf den alten Photos, und auch wie ich sie als Kind erlebt habe, genau so wie die drei der fünf Schwestern meines Grossvaters, die in der Villa in der Hartenaugasse bis zu ihrem Tod lebten.

Doch zuerst muss ich ein wenig die Familie erweitern. Wobei ich mich entschuldigen muss: Die Familiengeschichte ist verwirrend, ich geb's ja zu. Wer das alles nicht lesen will, kann direkt zum nächsten Kapitel weiter gehen, dort plaudern wir über die Villa Hartenau weiter.

Wir hier gehen noch einmal zurück zum Ahnvater Franz Moises und seinen Kindern: Nicht nur Wilhelm schaffte eine beachtliche Karriere, auch sein Bruder Julius. Der wurde erst 1830 in Iglau geboren, war also schon „im Liegen“ getauft worden, was sich gleich noch als wichtig erweisen wird. Julius wurde kaiserlicher Beamter, 1892 wird ein Ministerialrat Dr. Julius Kaan als „Aufsichtscommissär Versicherungsaufsicht“ im k.k. Innenministerium erwähnt. Julius heiratete zweimal, einmal eine Pauline Schlecht 1837 in Iglau, das zweite Mal eine Maria Gray Tatlock 1842 in Wien, mit der er fünf Kinder hat. Der älteste Sohn Richard seinerseits wird 1917, also im Krieg, ebenfalls geadelt, weil aber „Edler von Kaan“ schon vergeben ist, wählt er „Edler von Distelfingen“ und wird seither als „Richard Kaan Edler von Distelfingen“ in den Annalen geführt. Dieser Richard zieht nach dem ersten Weltkrieg ebenfalls nach Graz, so dass es dann zwei Familien Kaan in Graz gibt, nämlich uns und die „Distelfinger“, was nicht immer leicht auseinander zu halten ist. Ganz verwirrt war zum Beispiel das Archiv des steirischen Landtags, in dem „von Kaan“ zweimal vorkommt, einmal als Landeshauptmann 1918-1920 (Edler von Kaan) und einmal als Landtagspräsident nach dem zweiten Weltkrieg (Kaan Edler von Distelfingen aka Richard II Kaan), was zu einer interessanten Korrespondenz geführt hat, als ich es korrigieren liess. Aber das nur so als kleines aperçu am Rande.

Und natürlich kannte man einander. Besagter Richard II (von seinen Kindern und vor allem seinen Enkeln Popus genannt, war mit meinem Grossvater aka Wilhelm III eng befreundet. Was uns direkt zu einem interessanten Briefwechsel führt, der im Mai 1933 zwischen Wien und Graz stattfand. Da schrieb Richard II aka Popus an Wilhelm III, genannt Willi:

Lieber Willi!

Bei unserer letzten Unterredung waren wir darüber einer Meinung, dass wir beide einmal klären sollten, ob und inwiefern der Vorwurf (sic!) jüdischer Abstammung bei uns zutrifft und zwar ungeachtet dessen ob und wann die Hitlerei auf Österreich übergreifen oder nur abfärben wird. Ich gab zu erwägen, ob es nicht besser sei, eine Erörterung und Klärung dieser Frage in der Öffentlichkeit zu provozieren, da man in Graz eben sagt, dass die Kaans jüdischer Abstammung seien und alle Neider zu ihrer Zeit dieses Geraune gut ausnutzen werde. Dann wird es aber zu einer energischen Abwehr wahrscheinlich schon zu spät sein. Du hingegen warst der Meinung, dass man vorläufig nur vorbereiten und abwarten soll.

Als ich vor über zwölf Jahren nach Graz kam, war ich schon oft erstaunt, wie vielfach die Kaans als Juden eingeschätzt wurden und musste gerade in letzter Zeit – aufmerksam

beobachtend –in ganz verschiedenen Gesellschafts- und Bevölkerungsschichten gleiche Ansichten wahrnehmen. Uns selbst wird dies nur nie recht bewusst, weil teilweise wegen des besonders guten Klang dieses Namens in Graz, hauptsächlich aber aus Angst uns gegenüber niemand den Mund aufmacht.

Der Brief ist um einiges länger und erzählt noch – empört – davon, dass der „Steirische Advokatenverein“ seine, Popus’ Aufnahme verweigert hätte, und er, Popus, vermute dies sei aus Gründen „hitlerischer Ablehnung“ geschehen. Ich besitze nur eine Fotokopie eines Durchschlages des Briefes, er strotzt allerdings vor Tippfehlern und trägt auch kein Zeichen einer Sekretärin, so dass ich vermute, Popus hat ihn selbst auf der Schreibmaschine geschrieben, um die Vertraulichkeit zu wahren.

Fast rührend ist, wie Popus in dem Brief weiter schreibt, was er jetzt zu tun gedenke. So schlägt er vor, einen Brief aufzusetzen – entweder an das Aufnahmegremium des besagten Advokatenvereins oder gleich an alle rund 120 Mitglieder – in dem ein für allemal klar gestellt werden soll, das nicht wahr ist, was dennoch wahr ist. Oder so. Also schreibt Popus weiter:

Ich meine, dass die von unserer Familie bisher in dieser Frage geübte Zurückhaltung unbegründet, heute unzeitgemäss und auch schädlich ist. Es ist der Nährboden für das eingangs erwähnte Gerede und Geraune, aus welchem all die vielen Neider und geheimen Feinde ihre Angriffswaffen schmieden und diese sind gewiss heute nicht ungefährlich.

Besonders berührt hat mich aber das Postscriptum und die – offenbar noch später hinzugefügte – handschriftliche Notiz.

Selbstverständlich lasse ich den Brief erst und nur dann abgehen, wenn der bereits vor Wochenfrist in Iglau bestellte Taufschein unseres Grossvaters erwartungsgemäss dartut, dass er schon bei seiner Geburt (katholisch) getauft wurde. Dass in seinem Trauschein auch seine Eltern als katholisch bezeichnet sind, schrieb ich Dir schon.

Entweder meint Popus hier den gemeinsamen Urgrossvater Franz Moises Kaan (was eher unwahrscheinlich ist) oder Popus und mein Grossvater waren der Ansicht, einen gemeinsamen Grossvater zu haben, dabei waren Oberst Wilhelm und Ministerialrat Julius Brüder. Der zweite Punkt wär sich also für Popus noch ausgegangen, aber bei meinem Grossvater eben nicht. Dass das so wie dargestellt nicht stimmen kann, ist der handschriftlichen Notiz zu entnehmen:

Inzwischen eingelangt. Von den übrigen Grosseltern besitze ich bereits vollkommen unbedenkliche Taufdokumente. Ich forsche sicherheitshalber weiter.

Ich habe zwar keine Beweise, aber die Fahrt meines Grossvaters nach Mähren, zwecks Erforschung tatsächliche Abstammungsnachweise, könnte durchaus in diesem Zusammenhang stattgefunden haben. Zwar nicht nach Stampfen, wie meine Mutter immer erzählt hat, sondern nach Iglau. Was dabei tatsächlich herausgekommen ist, weiss ich leider nicht, aber es wird schon die Wahrheit

gewesen sein, denn ich besitze die beglaubigte Abschrift eines Abstammungsbescheids vom 8. Januar 1942 des Reichssippenamtes in Berlin, der meinem Grossvater bestätigt, „jüdischer Mischling (zweiten Grades) mit einem (unterstrichen) der Rasse nach volljüdischen Grosselternteil“ zu sein. Fein säuberlich wird in der Begründung hierzu die gesamte Abstammung, wie ich sie eingangs geschildert habe, angeführt, von Franz Moises angefangen.

Woraus ich schliesse, dass Popus' Brief an den Advokatenverein wahrscheinlich nie abgeschickt wurde.

Wenn ich meiner Mutter glauben darf, so war die Tatsache, jüdischer Abstammung zu sein, meinem Grossvater den Rest seines Lebens peinlich, er hat jedenfalls nie darüber gesprochen, weder zu seinen Kindern noch zu seinen Enkelkindern.

Was seinen Cousin Popus aka Richard II betrifft, so scheint der Verdrängungsprozess dennoch weiter voll funktioniert zu haben: Als ich in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts die „Grazer Kaans“ kennen lernte, war zwar bekannt, dass Popus am 10. Juni 1936, also knapp nach dem Anschluss, der NSDAP beigetreten war, dafür war der Wissensstand über die eigene jüdische Abstammung – fast möchte man sagen: – No na – absolut Null.

Dazu muss ich jetzt ein bisserl ausholen.

Die beiden Brüder Kaan, die Söhne von Franz Moises, hiessen ja Wilhelm und Julius. In Wilhelms – unserer – Linie wurden die erstgeborenen Söhne alle Wilhelm getauft, so dass man sie durchnummerieren kann: Wilhelm I der Oberst (noch im Stehen getauft), Wilhelm II, Burschenschafter und Altlandeshauptmann, Wilhelm III, mein Grossvater, sowie Wilhelm IV, genannt Wippy, der Bruder meiner Mutter ergo mein „Onkel Wippy“. (Der im übrigen die Familientradition durchbrach und seinen Sohn als Eduard Georg am Standesamt eintragen liess. Doch davon später.)

In der Linie von Julius, zur Unterscheidung gerne die „Distelfinger“ genannt, hiess dessen Sohn Richard, dieser nannte seinen Sohn auch Richard, so entstand – um einen Zähler verschoben – die Richard-Reihe bei den Distelfingern. Popus heiratete eine Ludovica Freiin von Crailsheim, genannt Vicky. Die Distelfinger wohnten damals schon in einer wunderschönen verwunschenen alten Villa, teilweise aus Holz, mitten im Wald oberhalb des Grazer Vorortes Tobelbad. Als ich die Familie kennen lernte, war Vicky schon eine sehr alte Frau und lebte in der ausgebauten Scheune, sozusagen im Ausgedinge, und ihr Sohn, Richard III, zusammen mit Frau und sechs Kindern, im Haupthaus. Vicky galt als streng und unversöhnlich, die Kinder fürchteten sich vor ihr, und ich kann mir gut vorstellen, dass sie von der Tatsache, einen „jüdischen Mischling“ geheiratet zu haben, nichts wissen wollte. Egal, jedenfalls hat mir meine Mutter die Tatsache, dass es neben

der Villa Hartenaugasse und Opi sowie seinen Schwestern noch einen zweiten, anderen Teil unserer Familie in Graz gab, stets verschwiegen.

Doch es begab sich, dass ich mit knapp 25 Jahren einen Restauratorkurs für alte Möbel im niederösterreichischen Stift Geras besuchte. Und dort auf Lisa, das vierte Kind von Richard III traf, die ich sofort – nach Lesen ihres Namensschildes – mit „Wir müssen miteinander verwandt sein“ ansprach. Doch als ich die Geschichte, relativ freudig, meiner Mutter erzählte, meinte sie nur, mit „den Grazern“ wolle sie nichts zu tun haben. Ganz verstanden hab' ich ja nie, warum meine Mutter von den „anderen“ Kaans nichts wissen wolle und mir von ihnen auch nie etwas erzählt hat. Der Familienflurfunk munkelt allerdings, nach einiger Recherche, dass meine Mutter dem jungen Richard dazumal schöne Augen gemacht hat, worauf die geballte Armada der weiblichen Mannschaft von Tobelbad meine Mutter des Anwesens verwies. Nachtragend, wie meine Mutter war, halte ich das sowie die Tatsache, dass sowohl Vicky als auch der alte Richard in der Partei waren, heute für die beste Erklärung.

Die Grazer wiederum, erstmals in Form der neu gefundenen Cousine Lisa, zeigten sich verblüfft, als ich in irgend einem Zusammenhang unsere jüdische Vergangenheit erwähnte.

Auch das ist per se nichts Aussergewöhnliches; es ist einfach der Weg der Assimilation, konsequent zu Ende gegangen.

Wobei: Das musste nicht so sein, selbst im Vormärz nicht, es gab auch konvertierte Juden, die sich ihrer Herkunft nicht schämten. Einer der prominentesten Konvertiten war Johann Emanuel Veith, der 1831 am Wiener Stephansdom Hofprediger wurde. Er blieb seiner jüdischen Gemeinde verbunden. Als die Blutbeschuldigungen gegen die Juden von Damaskus aufkamen, schwor er von der Kanzel herab auf den Gekreuzigten, dass diese Anschuldigungen offensichtlich falsch seien. 1848 rief Veith im Mai den Wiener Katholikenverein ins Leben, der nicht nur Freiheit für die Kirche gegenüber dem Staat, sondern auch grössere Freiheit in der Kirche anstrebte. Auch Paulus Stephanus Cassel wurde evangelischer Prediger und schrieb wichtige Werke zur jüdischen Geschichte. Wer es genau wissen will: Steht alles in Wikipedia, selber nachschlagen.

Egal, meine Familie jedenfalls wählte den Weg der vollen Assimilation und der damit einhergehenden Verdrängung. Wobei der damit verbundene soziale Aufstieg ja auch ein Thema war, schliesslich haben wir es ja in drei Generationen ins Grossbürgertum geschafft, da gehörte ja auch ein bisserl Antisemitismus zum Guten Ton.

Dazu passt sehr hübsch die Geschichte von meiner Grossmutter – die im übrigen einer bekannt antisemitischen Familie entstammte – die sich eines Tages in einem Damenkränzchen bitter über die in Wien allgegenwärtigen Juden

beschwerte. Diese waren nach dem Zerfall der Monarchie in Scharen nach Wien geflohen, um dem aufstrebenden Antisemitismus in ihren neu entstandenen Heimatländern zu entgehen, sie waren meist arm und viele von ihnen bettelten in den Strassen und wurden verächtlich „Kaftanjuden“ genannt, weil sie nach wie vor ihre traditionelle Kleidung aus dem Städtel trugen. „Aber Hildi“, wurde ihr entgegengehalten, „Du kannst doch nicht alle Juden so in einen Topf werfen. Einer deiner besten Freunde, der Baron Rothschild, ist doch auch Jude.“ Worauf meine Grossmutter den Kopf zurückwarf und entschieden feststellte: „Ja, aber der ist ein anständiger Mensch.“

Das gehört in die Kategorie der traditionell dialektischen Wiener Weisheiten. So wie der Ausspruch des Bürgermeisters Karl Lueger, eines bekennenden Antisemiten, der in einer ähnlichen Situation antwortete: „Wer a Jud is', bestimm' i!“

Es hat schon gute Gründe, dass die Psychoanalyse in Wien entstanden ist, zu dieser Zeit. Die Leute waren teilweise sehr kaputt.

* * * * *

Zum Abschluss dieses Kapitels verwirre ich dann schnell noch alle, die bisher die Familienverhältnisse Kaan verfolgt haben, mit der Meldung, dass es noch eine dritte Linie Kaan gibt. Und wahrscheinlich eine vierte. Der häufigste Name nämlich, wenn man einfach „von Kaan“ bei der Suchmaschine des geringsten Misstrauens einwirft, ist der deutsche Maler Julius von Kaan-Albest, 1874 in München geboren und 1941 in Berlin-Schöneberg gestorben.

Aus dem Scriptum „Chronik der Familie Edle von Kaan“, das mein Onkel Wippy, der Bruder meiner Mutter, also Wilhelm IV, vor dreissig Jahren verfasst hat und in dem er seine genealogischen Nachforschungen zu diesem Punkt so zusammenfasst: „Das Verwandtschaftsverhältnis zur Familie Kaan von Albest ist mir unbekannt. Ein Kaan war Begründer der ungarischen Schafwollindustrie, kam dadurch zu Reichtum und vermutlich auch zu Adel.“

Onkel Wippi hat später in Ungarn noch einiges recherchiert, unter anderem, dass ein Heinrich Kaan schon 1826 geadelt wurde und den „Ehrentnamen“ von Albest annahm. Angeblich war Heinrich ein Bruder unseres „Ahnvaters“ Franz Moises. Jedenfalls führt das Jüdische Museum in Hohenems in seiner Genealogie unter der Nummer 15.023 einen Heinrich Samuel Kaan de Albest, geboren 1776 in Stampfen, dem heutigen Stupava, rund 15 km nördlich von Pressburg, heute beides in der Slowakei, damals zu Ungarn gehörend, als Sohn des Löw Hirsch Kaan und der Franziska, geborene Freude. Heinrich von Kaan-Albest stirbt 1844 in Wien.

Dazu gibt's eine hübsche Nebengeschichte. Um 1785 kaufte Fürst Nikolaus Esterházy auf der Wiener Landstrasse – damals noch freies Feld vor den Toren Wiens – mehrere Ackerflächen von insgesamt 50.000 Quadratmetern auf und liess sich dort, der anbrechenden Biedermeierzeit gemäss eher schlicht, ein Sommerpalais bauen und, wie damals üblich, einen sehr grossem Garten anlegen. 1810 verkaufte er an Erzherzog Carl, der seinerseits den riesigen Garten für die Öffentlichkeit zugänglich machte. Doch nachdem der Erzherzog Henriette von Nassau-Weilburg geheiratet und in das für ihn errichtete Schloss Helenental umgezogen war, wurde – ich zitiere jetzt mal aus dem Heimatmuseum Landstrasse – „das Landstrasser Palais Eigentum des jüdischen Grosshändlers Heinrich Samuel Kaan“. Das dürfte besagter Heinrich von Kaan-Albest sein. Jedenfalls lag das Palais – nach Wiener Vorstellungen eher ein schlichtes, grosses Biedermeierhaus – dort, wo heute der Arenbergpark ist. Nach seinem Tod kaufte es Fürstin Sophie von Arenberg, geborene Auersperg. Unter ihrem Namen war das Palais fortan bekannt. Um 1900 kaufte die Stadt Wien das Areal und legte den nach der letzten Besitzerin benannten Park an.

Heute heisst das ganze Arenberggring, und dort wohnt seit rund hundert Jahren der „Kaan'sche Teil“ meiner Familie aka erst mein Grossvater mit seinen Kindern, dann sein jüngerer Sohn Alexander und nunmehr dessen Sohn Thomas.

Das „Biographische Lexikon des Kaiserthums Österreich“, herausgegeben von Constantin von Wurzbach in – nicht lachen – 60 Bänden von 1856 bis 1891, verzeichnet in Band zehn (Jablowonski – Karolina, 1863) den Eintrag: Kaan Edler von Albest, Samuel Heinrich, Industrieller, geboren in Ungarn, gestorben 1844 in Wien. Elegant, wie der Eintrag im Lexikon die jüdischen Wurzeln verschweigt, während das Heimatmuseum Landstrasse dem jüdischen Grosshändler Kaan das Adelsprädikat vorenthält. Egal, Samuel Heinrich hinterlässt sechzehn Kinder, der eingangs erwähnte Maler Julius von Kaan-Albest muss wohl ein Enkel gewesen sein, so genau habe ich das nicht recherchiert. Ach ja, und bevor jetzt jemand das Palais Arenberg am Arenberggring suchen geht: Das wurde 1958 abgerissen und durch einen schmucklos-praktischen Gemeindebau ersetzt.

Und der vierte Zweig? In den Unterlagen aus Ungarn meines Onkels Wippy findet sich noch der Hinweis auf eine Familie Kaan von Ole, zu der ich aber sonst keinerlei Informationen habe. Letztendlich ist das aber alles egal, denn ich kann und will auch nicht alle in der k.u.k. Monarchie geadelten Cohanim aus Galizien und Lodomerien zueinander in verwandtschaftlichen Bezug bringen.

Was ich will, ist es zu etablieren, dass ich nicht nur aus einer grossbürgerlichen Familie der Monarchie entstamme, sondern einer explizit jüdischen grossbürgerlichen Familie, die ihren jüdischen Ursprung seit über hundert Jahren ebenso explizit wie konsequent ignoriert, verdrängt und leugnet.

Unsere Familie ist sicher nicht die einzige mit einer derartigen Geschichte, es gibt ganz viele mit ähnlichen Erzählungen von Verdrängung und Leugnen, von Vertuschen und Verheimlichen. In Wirklichkeit prägt dieses Verhalten – kann man ja auch bei Franz Kafka e.a. deutlich nachlesen – ein ganzes Zeitalter. Und darum geht es mir ja auch in diesem Buch: Wie kam es dazu, dass wir alle heute so dastehen wie wir eben da stehen.

Und wer sich jetzt fragt, wo bei der ganzen Geschichte denn mein Vater bleibt: Das kommt noch alles, gemacht, wir sind erst am Ende des ersten Kapitels.

Kapitel 2

You did your best. Life did the rest.

Chris Isaac (Forever Blue)

Und wir stöbern weiter in der Familiengeschichte. Nunmehr bei Wilhelm II, gemeinhin genannt Grossvater Kaan, mein Urgrossvater und die faszinierendste Figur unter meinen Vorfahren. Sohn und Enkel eines konvertierten Juden, alter Herr einer schlagenden Burschenschaft und rechtsnationaler Politiker: Der kleine Kohn macht Karriere. Seine Lebensgeschichte ist bei näherem Hinschauen noch um einiges spannender, deshalb bekommt er hier sein eigenes Kapitel.

Geboren, wie schon erwähnt, am 23. August 1865 in Wien Weinhaus, damals ein verträumter Vorort inmitten von Weingärten dort, wo heute die Gentzgasse vom Aumannplatz zum Gersthofer Platzl führt. Im Haushalt eines Karrierebeamten im k.u.k.-Militär war für liberales Gedankengut kein Platz, und damit auch nicht im Leben des jungen Wilhelm II. Er war, was man damals einen *Feschak* nannte, gross, dunkelhaarig und schlank, mit einem schmalen, ernsten Gesicht. Als treuer Untertan seiner Majestät war er ebenso jagdbegeistert wie das Erzhaus selber, da gibt's ein hübsches Foto von ihm, in voller Jagdmontur, mit dem hohen, geraden Haaransatz, den wir alle haben, und das ungezügelte Lockenzeugs oben drüber.

Wie man es in der Familie Oberst Kaan, nunmehr Edler von, mit den jüdischen Ursprüngen hielt, kann ich nicht sagen, aber allzu hoch wird man die Erinnerung daran schon nicht gehalten haben. Jedenfalls legte Wilhelm II eine Bilderbuchkarriere hin, studierte Jus an der Grazer Karl-Franzens-Universität und trat dort 1884 der schlagenden Burschenschaft Arminia bei. Bei einer Mensur verlor er ein Auge – wann und wo genau weiss ich leider nicht – und schloss sein Studium in Graz erfolgreich ab, um sich ebenda als Anwalt niederzulassen, das muss so um 1890 gewesen sein.

Ob Wilhelm II damit dem Einfluss seines Vaters Wilhelm I entgehen wollte, und warum ausgerechnet in Graz, weiss ich leider auch nicht. Auch warum er ausgerechnet Wasserrechtler wurde, und zwar ein auch international anerkannter, weiss ich ebenfalls nicht, aber die Anwaltskanzlei, die Wilhelm II gründete, besteht heute noch als Kaan Cronenberg & Partner in der Kalchberggasse 1. Und hat natürlich noch immer einen Wasserrechtler unter den Partnern, wenngleich seit dem Tod Richard III von den Distelfingern, meinem Onkel Richard, kein Kaan mehr in der Kanzlei ist.

Wilhelms grösster politischer Moment – und wahrscheinlich auch seine grösste Niederlage – kamen beide zu Ende des ersten Weltkriegs. Am 5. November 1918

wurde die erste provisorische Landesregierung gewählt, und der Abgeordnete Wilhelm II (nunmehr nur mehr) Kaan von der Deutschfreiheitlichen Partei am darauffolgenden Tag zum ersten Landeshauptmann der Steiermark in der neuen Republik.

Die Zeiten waren nicht lustig, um es einmal jugendfrei zu formulieren. Zwei Monate zuvor war den österreichischen Vertretern im Pariser Vorort St. Germain en Laye, genauer im dortigen Schloss Versailles, von der Entente ein Vertrag übergeben worden, in dem die Aufteilung von Österreich-Ungarn auf seine Nachfolgestaaten festgelegt worden war. Mit Betonung auf festgelegt, denn die Österreicher hatten dabei keinerlei Mitspracherecht. Dieser Punkt ist noch wichtig, wir wollen ihn daher im Auge behalten.

Für den kaisertreuen Wilhelm muss es der Untergang seiner bekannten Welt gewesen sein, komplett mit allen Wertvorstellungen, Zukunftsaussichten und Orientierungspunkten. Von meinem Grossvater weiss ich, dass er bis zu seinem Tod legitimistischer Monarchist war; es ist anzunehmen, dass sein Vater aka mein Urgrossvater ähnlich dachte.

Hiermit betreten wir ein politisches Minenfeld, nämlich das eines nationalen österreichischen Mythos, dem des heldenhaften Abwehrkampfes, beim Entstehen der ersten Republik. Dieser Mythos geht, kurz gefasst, so: Als die böse Entente in Versailles Alt-Österreich unter den Siegern aufteilte, wollten die bösen Serben, seit je her Erbfeinde auf dem Balkan, mehr Anteile an der Beute haben, als ihnen zustand, da erhob sich die Volkswehr und trotzte dem Eindringling so lange, bis in der Abstimmung alle für den Verbleib bei der Heimat stimmten. Oder so ungefähr. Sollten Sie die Volksschule in Kärnten besucht haben, wissen Sie es wahrscheinlich ein wenig genauer, schliesslich ist dort der Tag der Volksabstimmung Landesfeiertag, und sonst muss man nicht mehr darüber wissen.

(Anmerkung des Autors: Vor der Formulierung der kommenden Absätze habe ich mehr als zwei Monate nicht weitergeschrieben, bis ich mir endlich ein Herz fasste und sie so hinschrieb, wie sie jetzt da stehen.)

So wie ich die Geschichte (im Sinne von historischem Geschehen) verstanden habe, legten die Siegermächte schon 1918 genau fest, wo die zukünftigen Grenzen der Aufteilung des k.u.k.-Staatsgebiets verlaufen würden. Dabei gingen sie erstmals nach ethnischen Grenzen, also den Sprachgrenzen vor. Wobei Sprachgrenze ein dehnbarer Begriff ist, denn nach über vierhundert Jahren Zugehörigkeit zum selben Staat waren die Grenzen keine scharfen Trennlinien, sondern eher die ungefähre Linie, an der die Mehrheit der einen Sprache zugunsten der anderen „kippte“. Die Sprachgrenze zwischen Italienern und Deutschen in Südtirol verlief bei Salurn quer durch das Etschtal; in Kärnten war sie, nach der letzten Volkszählung der k.k. Monarchie 1911, in etwa entlang der

Drau; in der Steiermark verlief sie dort, wo heute die Grenze zwischen Österreich und Slowenien ist: Rund 15 km nördlich von Marburg in West-Ost-Richtung.

Darüber hinaus waren aber jene, die die neuen Grenzziehungen festlegten, auch Militärs, daher kamen für sie zusätzliche militärische Gesichtspunkte ins Spiel, schliesslich sollten die neuen Staaten ja auch vernünftig verteidigbare Grenzen haben. Und weil Militärs immer von letzten Krieg ausgehen und damit den nächsten vorbereiten, ging es um Stellungskrieg (den es dann, zwanzig Jahre später, ja nicht mehr gab), also legte man die Grenze zwischen Italienern und Deutschen (zum Unglück der Tiroler) auf den leicht zu haltenden Brenner (statt ins Etschtal bei Salurn) und zum Glück der Deutschkärntner auf die Karawanken und die leicht zu verteidigenden Pässe Loibl und Seeberg.

Damit musste in Wirklichkeit Kärnten nur ein kleines südliches Nebental der Drau an das „Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen“ abtreten (und das Kanaltal an das Königreich Italien), während die Steiermark mit dem Gebiet um Marburg bis nach Gottschee hinunter de facto ein Fünftel ihres Gebietes verlor.

So weit, so schlecht.

In Kärnten erklärte der Kärntner Landesausschuss (als provisorischer Vorläufer des Landtags) schon am 25. Oktober 1918 das Land Kärnten „für unteilbar“. Die Steiermark war noch nicht so weit, man bemühte sich da eher, zumindest die überwiegend deutsche Stadt Marburg als Sprachinsel zu bewahren.

Jetzt muss ich dann doch ein wenig in der Geschichte kramen und vor allem die Motivlage im so genannten SHS-Staat (*srbski, hrvatski i slovenski*) ein wenig detaillierter betrachten.

Der serbische König, Alexander I Karadjordjević, vertrat zwar die grossserbische Idee eines südslawischen Staates unter der Führung Serbiens, das zielte aber vor allem auf die von Serben bewohnten Gebiete ausserhalb des Königreichs Serbien ab; die erzkatholischen Kroaten waren für den „rechtgläubigen“ (aka serbisch-orthodoxen) König eher Ungläubige, die er eigentlich nicht in seinem grossserbischen Staat wollte.

Die Fama will es, dass König Alexander den serbischen Metropolit um Rat bat, ob er denn auch König der ungläubigen Kroaten und Slowenen werden solle. Der Metropolit sah darin auch die Möglichkeit, die serbisch-orthodoxe Kirche zu vereinen und die lang ersehnte Autokephalie zu erlangen. Also stimmte er zu, unter der Bedingung, dass in Zukunft die Kirchenzugehörigkeit bestimmen sollte, wer „Serbe“ in dem neuen Königreich sein sollte. Auf diese Weise entledigte man sich rund einer Million Juden, Roma und Sinti sowie Walachen und gründete den „Nationalstaat“, der uns in den jugoslawischen Zerfallskriegen nach Titos Tod wieder begegnet.

Jedenfalls existierten sowohl Serbien als auch Kroatien schon seit über tausend Jahren als eigenständige staatliche Gebilde, während die Slowenen bis dato als Staat überhaupt nicht vorkamen, selbst ihre (dem altkirchenslawisch verwandte) Sprache wurde erstmals in einer Bibelübersetzung von Primož Trubar und Jurij Dalmatin – und das erst im 16. Jahrhundert – kodifiziert.

(Exkurs: Die Südslawen gründen im 6. Jahrhundert das Herzogtum Karanthenien, das heutige Kärnten, als eine Art Vorläufer der Slowenen, die Inschriften auf dem Herzogstuhl und dem Fürstenstein von Karnburg sind allerdings glagolytisch, einer Art Vorläufer des Kyrillischen und weit entfernt vom heutigen Slowenischen. So gesehen ist ja ganz Kärnten ursprünglich eine slawische Angelegenheit, aber das wollen wir hier nicht näher erläutern. Fakt ist, wenn man will, kann man aus der Geschichte sowohl für die Slawen als auch für die Deutschen Ansprüche auf Kärnten stellen. Je nach politischer Gesinnung geschieht das ja auch noch heute. Für weitere Geschichtsausflüge empfehle ich Wikipedia.)

Damit waren die territorialen Ansprüche von Serben und Kroaten relativ unstrittig, während der slowenische Nationalismus, inspiriert von den italienischen Irredentisten, mehr Territorium forderte, als ihnen der Teilungsplan von St. Germain zusprach. Damit wurden die Slowenen, und nicht die Serben, zur treibenden Kraft der territorialen Ansprüche im Süden der neuen Republik.

Vor allem der ursprünglich aus einer deutschsprachigen Familie stammende Rudolph Meister, der es in der k.u.k-Armee zum Major gebracht hatte und bei Kriegsende Stadtkommandant von Marburg war, entwickelte sich zum glühenden slowenischen Nationalisten und versuchte, trotz feststehendem Teilungsplan seitens der Entente soviel Territorium als möglich zu besetzen, um bei den kommenden Friedensverhandlungen von St. Germain ein *fait accompli* zu schaffen. Er slowenisierte seinen Namen auf Majster und liess sich vom slowenischen Generalrat in Laibach zum General befördern.

Territorialansprüche hatten die Slowenen nicht nur gegenüber dem neuen Staat Österreich, auch gegen Italien stellten sie Forderungen. Doch gegen das Mitglied der Entente, das im zwölf Isonzoschlachten erbittert gegen Slowenen und Kroaten gekämpft hatte, gab es wenig Aussicht auf Erfolg, im Gegenteil, Italien besetzte neben dem (slowenischen) Istrien auch den Karst und das slowenische Isonzotal.

Blieben also nur noch Kärnten und die Steiermark. Slowenische Freischärler besetzen, zusammen mit serbischen Polizeitruppen, Radkersburg und Lavamünd, drangen in das Jauntal vor, besetzen Völkermarkt und stiessen gegen Klagenfurt vor. Am 5. Dezember 1918 beschloss die provisorische Kärntner Landesregierung unter Landesverweser Arthur Lemisch den bewaffneten Widerstand, der „Abwehrkampf“ begann.

Details kann man auf Wikipedia nachlesen, das ganze Abenteuer kostete mindestens 500 Tote (auf beiden Seiten) und alleine 800 Verwundete auf Kärntner Seite. Und am Ende war man genau dort, wo man vorher schon war: Der Teilungsplan von Versailles (der schon damals eine Volksabstimmung für das Jauntal vorsah) wurde genau so, wie er 1918 beschlossen worden war, im Vertrag von St. Germain festgeschrieben, das slowenischsprachige Jauntal blieb bei Österreich und die überwiegend deutsche Stadt Marburg bei Slowenien.

Egal: Die Slowenen feiern bis heute „General Majster“ als den Vater ihres Staates, er hat einen eigenen Feiertag und ein Reiterdenkmal in Laibach, während die Heldenverehrung des Abwehrkampfes – Kartn is lei ans – bis heute unwidersprochen andauert.

Mein Urgrossvater hinwieder, der einen Abwehrkampf um Marburg nicht nur als aussichtslos ansah, sondern dazu auch weder die Truppen (die meisten Studentenkompanien aus Graz waren schon im Kärntner Abwehrkampf, mehr Truppen waren nicht da) noch die Mittel (Steiermark litt im Winter 1918/19 bittere Hungersnot) hatte, wurde Mitte 1919, keine neun Monate nach seiner Wahl, mit mehr oder weniger Schimpf und Schande aus dem Amt gewählt, hauptsächlich weil er Marburg nicht verteidigt habe, wie ihm sein guter Freund (und Nachfolger im Amt des Landeshauptmanns) Anton Rintelen vorwarf.

Die Freundschaft zu Rintelen, der später in der ersten Republik noch eine zwielichtige Rolle gespielt hat und auch am Putschversuch der Nazi gegen den Ständestaatler-Bundeskanzler Engelbert Dollfuß beteiligt war, zerbrach damals, mein Urgrossvater zog sich verbittert aus der Politik zurück, seither ist Politik in der Familie verpönt.

Bezeichnend dafür ist wohl ein Vorfall, den meine Mutter immer wieder erzählte: Nach dem Fall des Dritten Reichs und dem Einmarsch der Alliierten drängte meine Mutter, damals im Widerstand tätig, ihren Vater, meinen Grossvater Wilhelm III, sich doch in der Politik der wiedererstandenen Republik zu engagieren: „Jetzt, Papi, brauchen wir Menschen wie dich!“ Worauf mein Grossvater gesagt haben soll: „Ich? In die Politik? Aber mein Kind, ich mache mir doch nicht die Hände schmutzig.“

Konsequenterweise hat mein Grossvater nie ein politisches Amt bekleidet (sieht man einmal davon ab, dass er Präsident der Anwaltskammer war, was er jedoch als reine Standesvertretung ansah). Und mein Urgrossvater auch nie (mehr). Meine Mutter meinte immer, sie habe diese Reaktion nie verstanden. Dem kann ich nur hinzufügen: Verdrängen konnten wir offenbar schon immer gut, nicht nur die jüdische Herkunft, sondern auch, neben militärischen (Solferino) die politischen Niederlagen.

Als kleiner aperçu darf ich noch hinzufügen, dass ich heute in genau diesem Jauntal in Kärnten lebe; 500 Meter hinter unserem Hof führt der ehemalige Partisanensteig über die *Topica* nach Slowenien. Und noch einen Treppenwitz der Weltgeschichte: 1942 erwirkten österreichische Exilpolitiker, allen voran der Sohn des letzten Kaisers, Otto, die so genannte „Moskauer Deklaration“. In dieser wird Österreich als das erste Opfer der Nazi-Aggression anerkannt und seine Wiederherstellung „in den Grenzen von 1938“ gefordert. Wobei seitens der Österreicher auch nachweislich „ziviler sowie militärischer Widerstand“ erfolgen sollte. Den zivilen Widerstand lieferte die O5, mit meiner Mutter und meinem Vater, Oberleutnant Wolfgang Igler, als Anführer des Stauffenbergputsches in Wien (auch davon später). Und den militärischen Widerstand erbrachten genau die Kärntner Partisanen, mehrheitlich aus dem Jauntal, die sich den slowenischen Partisanen anschlossen in der Hoffnung, wenigstens diesmal mit ihren Brüdern und Schwestern jenseits der Grenze vereint zu werden. Was, wie wir wissen, nicht geschehen ist. Womit die Kärntner Slowenen, von Deutschkärntnern „die Windischen“ genannt, sich als die wahren Verlierer der letzten 100 Jahre Kärntner Geschichte etablieren. Aber auch das ist nichts wirklich Neues.

Ach ja, bevor ich es vergesse: Mein Urgrossvater, Wilhelm II, hat nach seinem Rauswurf aus der steirischen Landespolitik noch 1919 eine Art Rechtfertigung zusammengestellt, neunzehn Seiten mit Schreibmaschine, höchstwahrscheinlich selbst getippt, wir verfügen über einen Durchschlag des Originals, die wir dem steirischen Landesarchiv zur Verfügung gestellt haben. Darin schildert er detailliert, wie die Abläufe damals genau waren. Die Abschrift dieses Dokuments, komplett mit Tippfehlern und alles, ist im Anhang dieses Buches nachzulesen, für die, die's wirklich interessiert. Bitte, gern geschehen.

* * * * *

Zeit für den nächsten kurzen Side-step: Natürlich lässt sich argumentieren, dass im Nachhinein gesehen, vor allem einhundert oder mehr Jahre später, alles ganz anders aussieht.

Ich gehe jetzt einmal davon aus, dass in der Zwischenzeit das vorhin erwähnte „Tagebuch“ meines Urgrossvaters gelesen wurde, wenn nicht, tut es jetzt, und lese erst dann hier weiter.

Klar hat das im November 1918 alles ganz anders ausgesehen, als wir es heute, über hundert Jahre später, realistisch sehen können. Für uns steht heute fest, dass die Aufteilung Alt-Österreichs, zumindest für Kärnten und die Steiermark, genau so verlief, wie schon in Versailles festgelegt worden war. Und so gesehen waren alle kriegerischen Auseinandersetzungen eher sinnlos gewesen. Oder auch, etwas

spitzer formuliert: Die Kämpfe in Kärnten forderten sinnlos Tote, dafür gibt es seither reichlich Stoff für Heldenmythen, und am Ende zogen die Italiener, im Auftrag der Briten und Franzosen und mit Deckung durch die USA, in Klagenfurt ein und zwangen die Slowenen unter General Majster zum Rückzug auf die Grenzen von Versailles.

Klar, damals wusste man das nicht. Also vorher, als man zum Widerstand aufrief. Ich glaube ja, dass die Kärntner Politiker im Wirbel des Zerfalls im Herbst 1918 annahmen, das Land würde jetzt an Hand der Sprachgrenze geteilt, und die lag ja, nach der Volkszählung von 1911, ungefähr an der Drau. Das hätte das Land tatsächlich halbiert, vielleicht beseelte das die Erklärung des Landesausschuss vom 25. Oktober 1918 von Kärnten als „unteilbar“, wobei Politiker wie Landesverweser Arthur Lemisch das wohl als „deutsch“ verstand, wahrscheinlich ebenso wie mein Urgrossvater. Schliesslich waren beide Politiker des deutschnationalen Flügels. Das war damals deutlich weniger anrühlich, erst seit der NS-Zeit riecht das so nach abgestandenem Bier und Fäkalien, aber im Moment des Zerfalls der Monarchie ging es einfach darum, wer das grössere Stück vom Kuchen ergattern konnte, wenn es sein musste, auch mit Gewalt, und das möglichst in vertrauter Kultur und (sprachlicher) Umgebung.

Und die Geschichte hat es ja dann bewiesen: Den Slowenen in „deutschen“ Österreich ging es seither immer schlecht, und der deutschen Minderheit in Slowenien geht es gar nicht mehr, denn offiziell existiert sie nicht. Ein Blick ins Geschichtsbuch zeigt, dass das Unsinn ist, aber es passt durchaus ins allgemeine Sittenbild. Sie blieben sich nichts schuldig, Italiener, Slowenen und Österreicher, alle waren in der Zwischenkriegszeit grauslich mit ihren Minderheiten, so gesehen war die Angst davor im Herbst 1918 schon real.

In seinem Tagebuch, dass ja eigentlich eine Rechtfertigungsschrift ist, verteidigt sich mein Urgrossvater, warum er nicht, wie Lemisch, den bewaffneten Widerstand gegen die Slowenen (und den SHS-Staat) ausgerufen hat. Er beschreibt detailliert, wie die Mehrheit der Grazer Studentenbatallione – die einzige Art von militärischer Reserve, die noch vorhanden war – schon in Kärnten mitkämpfte, ausserdem hielten sich die Slowenen in der Untersteiermark mehr oder minder an die Versailler Grenze, während Majster in Kärnten echte Gebietsgewinne (gegen den Willen der Siegermächte) wollte, wie Völkermarkt oder Lavamünd oder Bleiburg oder Eisenkappel. Nein, Geschichte ist nicht gerecht, Urgrossvater hatte einfach Pech, möglicherweise hat man ihm insgeheim auch seine jüdische Vergangenheit vorgeworfen, mir ist dazu nichts bekannt, aber das muss ja nichts heissen.

Was bleibt, bis heute, auf beiden Seiten, ist eine unglaublich tiefe Abneigung dem jeweils anderen gegenüber. Da wird – auf beiden Seiten – einem nationalen

Mythos gehuldigt, dem ich nicht mehr wirklich folgen kann, heute, hundert Jahre später, ich dachte, wir hätten aus der Geschichte etwas gelernt.

Dabei sind wir in Kärnten am Treffpunkt der drei grossen Kulturnationen Europas, der slawischen, der romanischen und der germanischen Kultur, da könnte ein blühender Kulturaustausch stattfinden. Stattdessen gehen die Grenzen immer noch quer durch Familien, sitzen die toten Grossväter von damals, (jeweils von der anderen Seite erschossen), immer noch mit an den Familientischen, aber es wird nie angesprochen, das einzige was sichtbar wird ist die latente Aggression. Perfekte Verdrängung eben.

Und ja, natürlich gab es in einer tief antisemitischen Gesellschaft auch sehr gute Gründe, sich nicht offen zu seinem Judentum, in welcher Form auch immer, zu bekennen. Umso mehr, als es ja schon für Urgrossvater eine Tradition seinerseits war, schliesslich fasste sein Grossvater schon im Vormärz den Entschluss, zu konvertieren und sich zu assimilieren. Und von meinem Grossvater, seinem Sohn, wissen wir ja, dass ihm das jüdische Erbe Zeit seines Lebens „eher peinlich“ war.

* * * * *

Zurück zu meinem Urgrossvater. Der erwarb, wie schon gesagt, noch vor dem Krieg eine herrschaftliche Villa in der Grazer Hartenaugasse, die noch heute dort steht, allerdings ist der grossherrschaftliche Garten deutlich kleiner geworden. Ehrwürdiger Altbaumbestand, Historismus wohin das Auge schauen kann, richtige bürgerliche Herrschaftsarchitektur, beeindruckend aber unpraktisch, wie sich im Lauf der Familiengeschichte noch herausstellen sollte.

Wilhelm II jedenfalls führte dort einen richtig grossen bürgerlichen Haushalt, so einen, den man ohne viele Hausangestellte nicht führen kann. Denn Urgrossvater hielt, so wie der von ihm so verehrte Kaiser, nichts von so neumodischem Zeug wie Gasherd, Telefon oder Zentralheizung, dafür gab es prachtvolle Kachelöfen und eine herrschaftliche Küche mit locker 40 Quadratmetern und einem riesigen gemauerten Herd in der Mitte, komplett mit kupfernen Töpfen und Pfannen und einem grossen, zentralen Dunstabzug.

Ich weiss das deshalb so genau, weil ich es, zehn Jahre nach Urgrossvaters Tod, noch genau so vorgefunden habe, als ich das erste Mal in die „Villa Hartenau“ kam.

Urgrossvater war – seiner Zeit und seinem Stand entsprechend – ein Macho und ein Haustyrann, ein „old white man“ wie er im Lehrbuch steht. Stets in Gehrock und Weste gekleidet, trug er eine goldene Taschenuhr mit Schnappdeckel und ein Monokel, denn er hatte ja nur mehr ein Auge. Das scheint die Enkelkinder

(meine Mutter und meinen Onkel Wippy) am meisten beeindruckt zu haben, schliesslich wurde uns das immer wieder erzählt, wie er sein Glasauge in die Suppe verlor, es herausfischte, sorgfältig reinigte, nachdenklich betrachtete und schliesslich wieder einsetzte.

Wilhelm II war auch Asthmatiker und galt, wohl weil man mit Psychosomatikern in den dreissiger Jahren noch nicht wirklich etwas anzufangen wusste, Zeit seines Lebens als schwerer Hypochonder. Auch gab es kaum vernünftige Medikation, weshalb er Unmengen der verschiedensten Medikamente einnahm, offenbar hatte er daneben eine Rossnatur, denn er hat alles überlebt. Ich denke mir dennoch, seine Asthmaanfälle (die ich offenbar von ihm geerbt habe) dürften, vor allem im höheren Alter, schon ganz reell gewesen sein. Jedenfalls musste dann das ganze Haus absolute Stille halten, wenn sich Grossvater Kaan wieder einmal zum Sterben hingelegt hatte. „Anna!“ schnitt dann seine Stimme durch das Haus, und folgsam lief seine Frau herbei, während draussen Kinder und Personal Aufstellung genommen hatten, um sich zu verabschieden. (Meine Mutter erzählt das jedenfalls so). Dann war meist einen Tag lang Stille, dann wurde es dem alten Herren entweder fad, oder das Asthma wurde wieder besser, jedenfalls wollte er dann – „Anna!“ – eine Suppe, und der Haushalt lief wieder normal weiter.

Anna hat ihrem Wilhelm sechs Kinder geschenkt, aber fünf davon waren Töchter, also blieb mein Grossvater als einziger Sohn und Hoffnungsträger übrig, ein Druck, dem sich mein Opi, konsequenterweise Wilhelm III getauft, so schnell entzog, wie nur irgend möglich, sprich: Nach Matura und Weltkrieg zog er nach Wien, so wie sein Vater einst vor dessen dominanten Vater nach Graz geflohen war. Und studierte – erraten – Jus, um anschliessend ein mindest so bedeutender Wasserrechtler zu werden wie sein Vater.

Der sass in Graz in seiner hochherrschaftlichen Villa und verweigerte die Realität sowohl der neuen Republik als auch von allem, was noch kommen sollte. Urgrossvater hatte „auf der Ries“ im Nordosten von Graz im Ragnitztal ein Anwesen gekauft, den „Eichenhof“. Dorthin zog er sich mehr und mehr zurück, zusammen mit seiner geliebten Araberstute „Lisa“. Störrisch-altmodisch fuhr er, wenn er in die Stadt fuhr, immer nur mit dem Landauer, eine von zwei Pferden gezogene Kutsche mit vier Rädern und zwei Sitzbänken, also im Prinzip der Vorläufer eines Pkw, wobei die beiden Sitzbänke vis-a-vis liegen, und gesteuert wird vom Kutscher, der vorne auf einem Bock sitzt. Sein Hauskutscher hiess Peter, war der Rossknecht auf dem Hof und schlief auf einem Strohsack auf einem eisernen Bettgestell im Rossstall.

Wenn Urgrossvater „Peter, spann ein, aber rasch“ aus dem Haupthaus rief, machte sich Peter stadtfrein, in dem er zum Brunnen im Hof vor dem Stall ging und sich Hände und Gesicht wusch. Einmal im Jahr, so berichtet meine Mutter,

meist im Frühling, also zum österlichen Frühjahrsputz, zog sich Peter auch die Stiefel und die Reithosen aus und stieg, mit Strümpfen und langer Unterhose in den Trog, zum Grossen Washtag. Wahrscheinlich empfand auch Urgrossvater das viele Waschen als modernen Unfug. Und dann auch noch mit heissem Wasser ...

Urgrossvater liebte Heidensterz (Buchweizenbrei, wie ihn die Bauern in der Steiermark & Kärnten zubereiten) er war ein gefürchteter Schachspieler (seine Simultanpartien waren Legende) und ein ebenso gefürchteter Choleriker. Er bestimmte das Thema und duldete keinen Widerspruch. Als guter Offizier der alten Schule war er ein ausgezeichnete Reiter und Fechter.

Und damit passte er perfekt in seine Zeit.

Hier ist das nächste extempore fällig.

* * * * *

Wenn wir heute von früher reden, von „damals“, fällt oft genug das Wort von der Guten Alten Zeit. Wie so vieles ist das natürlich auch Unfug, denn alt war sie, schliesslich war es ja früher, aber gut war sie nicht, zumindest für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung.

Konkret meine ich jetzt damit die Zeit der Herrschaft „unseres“ Kaisers, also Franz Joseph I. Der gute Mann hat es schliesslich auf 68 Jahre Regierungszeit gebracht. Das ist zwar noch lange nicht die längste Herrschaftszeit eines Monarchen in der Geschichte, aber dennoch schon ziemlich respektabel. (Ludwig XIV herrschte 72 Jahre, der thailändische König Bhumibol brachte es auf 70, und Königin Elisabeth II von Grossbritannien ist schon seit 68 Jahren Regentin zu dem Zeitpunkt, als ich dieses hier schreibe.) Ändert alles nichts daran, dass die franko-josephinische Area praktisch die gesamte Zeit der Industrialisierung der k.u.k. Monarchie umfasst (Historiker mögen mir die Vereinfachung verzeihen). Will heissen: Von 1848, als die bürgerliche Revolution das beschauliche Biedermeier hinwegfegte, bis 1916, als Europa in einem noch nie da gewesenen Kriegswirbel hineingezogen wurde und die Moderne gnadenlos auch über Österreich hereinbrach, war immer ein und derselbe Oberindianer dran. Und, um es kurz zu machen: Das war nicht gut.

Denn in Wirklichkeit und nach heutigen Massstäben war der Kaiser zutiefst katholisch-erzreaktionär und hatte eine „Staatserziehung“ erhalten, deren zentrale Inhalte Pflichtbewusstsein, Religiosität und dynastisches Bewusstsein waren. Vor allem sein Religionslehrer, der Theologe Joseph Othmar von Rauscher (später Fürsterzbischof von Wien und Namensgeber für den Kardinal-Rauscher-Platz) vermittelte ihm das unantastbare Herrschaftsverständnis göttlichen Ursprungs

(G*ttesgnadentum), weshalb es keinerlei Mitwirkung der Bevölkerung an der Herrschaft in Form von Parlamenten bedürfe. Das hat er ziemlich konsequent durchgehalten, dementsprechend begann nach seinem Tod der endgültige Zerfall des Vielvölkerstaates.

Daneben hasste, wie auch schon erwähnt, der Kaiser die Moderne, liebte die Jagd und wollte von dem ganzen neuzeitlichen Unfug, von Telefon bis elektrischem Licht und Autos, nichts wissen.

Eines seiner Völker allerdings hatte allen Grund, den Kaiser zu lieben und zu verehren, und das waren die Juden. Denn ihnen ging es unter Franz Joseph so gut wie es ihnen noch nie gegangen war, weder vorher noch – vor allem nicht – nachher.

Ich will jetzt hier nicht näher darauf eingehen, weil das haben andere, Berufenere schon vor mir getan. Aber Fakt ist, dass die Periode zwischen 1848 und 1916 die beste Zeit war, Jude in Österreich zu sein.

Später dann war das nicht mehr so. Aber das wissen wir ja alle.

Egal, jedenfalls war der Weg, den meine Vorfahren gewählt haben – konvertieren und dann alles, was mit dem Judentum zusammenhängt, gezielt verdrängen – nicht so unüblich und in der Monarchie der Gründerzeit gesellschaftlich durchaus anerkannt. Wir waren also nicht die einzigen. erinnert ein wenig an die „Don't say gay“ Gesetzgebung in den USA, die sich in etwa so darstellen lässt: Sag' nicht, dass Du schwul bist, und wir drehen dir daraus keinen Strick.

Und es ging uns gut dabei, keine Frage. Also haben wir das System verinnerlicht und auch auf andere Lebensrealitäten angewandt. Ich werde später noch mehrmals darauf zurückkommen.

* * * * *

Zum Abschluss des Kapitels über meinen Urgrossvater vielleicht noch schnell, was aus seiner herrschaftlichen Villa in der Hartenaugasse in Graz wurde.

Als ich es kennen lernte, in meiner zarten Kindheit, also so in den späten Fünfzigern, war eine Art Gespenstervilla daraus geworden.

Der Bau dürfte so knapp vor der (vorletzten) Jahrhundertwende entstanden sein und ist architektonisch eine Katastrophe. Das ist vor allem der Bombastik geschuldet. So besteht etwa ein Drittel des Inneren aus einem pompösen Stiegenaufgang, der wie eine gigantische Freitreppe Eindruck schinden soll, nur halt leider im Haus.

An dieser Stelle muss ich dringend eine Beobachtung los werden: In keinem anderen Land der Welt bin ich derart pompösen Stiegenhäusern begegnet als in Österreich. Egal ob in Paris, Madrid, Rom, Lissabon oder London, nirgendwo gibt es derart sinnlose, weil Platz verschwendende Stiegenhäuser. In Paris etwa sind Stiegenhäuser, selbst die bei den „Immeubles Hausmann“, also den klassischen Gründerzeitbauten der Grands Boulevards, meist so eng, dass man in die Mitte ganz sicher keinen Liftschacht stellen kann, wie man das etwa in Wien macht, wenn man – nachträglich – einen Aufzug einbaut (was in Paris meist nicht notwendig ist, weil dort Gründerzeithäuser alle schon mit Aufzug entworfen wurden). Das Stiegenhaus auf dem Boulevard St. Germain, in dem meine damalige Freundin Fabienne ihre Wohnung hatte (ganz romantisch unterm Dach), war so eng und vor allem ganz aus Holz, so dass ich richtig Angst bekam: Was, wenn es brennt? In Paris kann man jedoch – im Unterschied zu Wien – meist ganz leicht auf das Dach, und meist auch leicht zum Dach des Nebenhauses. Fabienne hat sich auf „ihrem“ Dach immer zum Sonnenbaden neben den grossen Kamin gelegt. Und ich war beruhigt, dass der Fluchtweg gesichert war. Egal, zurück nach Graz.

Die Hartenaugasse jedenfalls ist genau das Gegenteil, mit ihrem Riesenstiegenaufgang, dem pompösen. Das Haus hat auch ein Portico, also einen Vorbau, unter den die Kutsche fahren und so vor dem Haustor stehen bleiben konnte, auf dass die p.t. Passagiere trockenen Fusses ins Haus gelangen konnten. Darauf war eine Terrasse. Urgrossvaters Ehefrau Anna war in ihren späteren Jahren geistig verwirrt und sprang (oder fiel, so genau weiss es die Familienfama nicht) von dieser Terrasse, allerdings in die Arme eines britischen Besatzungsoffiziers. Ob Absicht oder Zufall weiss ich nicht, aber es passt in die Geschichte des Hauses.

Urgrossvater hatte, wie schon mehrfach erwähnt, sechs Kinder: Hedwig, Anna, Alice (genannt Lizzie), meinen Grossvater, Hilda und Elfriede, genannt Elfie, das Nesthäkchen. Hedwig starb schon 1918, gerade einmal 25 Jahre alt, ihr Name wurde im Haus nie erwähnt. Annie heiratete den Universitätsprofessor Viktor Badel, Lizzie einen Baron Roman Gerl; Hilda heiratete einen Freiherren Franz Kuhn von Kuhnfeld, der unter dem Künstlernamen Franco Tibaldi als Maler auftrat, weil er der Sohn des ehemaligen österreichischen Kriegsministers war; und nur das Nesthäkchen Elfie blieb unverheiratet.

Annie, Lizzie und Elfie sind nie aus der Hartenaugasse ausgezogen, sondern bewohnten, gemeinsam mit den beiden Ehemännern, das Obergeschoss, während nach dem Krieg von den britischen Besatzungsbehörden zugewiesene ausgebombte Menschen im Erdgeschoss – genannt: Die Mieter – lebten. Und dieses Zusammenleben gestaltete sich manchmal schwierig.

Weil Urgrossvater alles Neumodische nicht mochte, gab es im ganzen Haus keine Badezimmer, dafür aber eine Zentralheizung in einem eigenen Heizraum neben der Küche, in dem es auch warmes Wasser und eine Waschgelegenheit gab. Die Heizung haben sowjetische Truppen 1945 zerstört, Annie, die als Älteste (noch Lebende) das Szepter im Haus an sich genommen hatte, verweigerte jegliche Modernisierung (wahrscheinlich als Familientradition). Vielleicht war auch für eine neue Zentralheizung kein Geld da, egal, in den späten fünfziger Jahren, als ich ein paar Mal dort war, hatte jede Familie einen Allesbrenner im Zimmer stehen, mit dem geheizt wurde.

Schon das zwei Stockwerke hohe Eingangsportal war Angst einflössend. Allerdings betrat man das Haus durch eine kleine Seitentüre – ich habe das grosse Tor nie offen gesehen. Die Freitreppe im Inneren war mit Kästen, Schachteln und allerlei Ramsch so angefüllt, dass nur ein schmaler Weg in den ersten Stock frei geblieben war. Angeblich hatte man das Erdgeschoss ausräumen müssen, wegen der zugewiesenen Mieter, die es aber zu meiner Zeit schon längst nicht mehr gab. Egal. Es gab auch keine Köchin mehr, also blieb der wunderschöne gemauerte Herd im Erdgeschoss kalt, einen anderen – Tante Annie liess es nicht zu – gab es nicht. Also wohnten die drei Familien im Obergeschoss der einst herrschaftlichen Villa wie Ausgesiedelte, pro Familie ein Zimmer. Kaffee & Tee wurden auf elektrischen Rechauds in den jeweiligen Zimmern gewärmt.

Annie hatte in den Jahren nach dem Krieg – noch vor meiner Geburt – einen Schlaganfall erlitten und verliess seither das Haus nur mehr sehr selten. Sie trug daher jahraus, jahrein einen dunkelblauen Trainingsanzug, während ihre Haare völlig wirr vom Kopf abstanden, sie sah aus wie ein Plakat – dreissig Jahre später – für das Musical „Hair“, oder die US-amerikanische schwarze Rebellin Angela Davies. Sie thronte in ihrem Zimmer auf einem eigens dafür errichteten Podest in der Mitte des Zimmers in ihrem Bett, dort hielt sie Hof und empfing die Besucher.

Tante Lizzie hatte eine derart starke Skoliose, aka Rückgratverkrümmung, dass sie einen nur von unten links ins Gesicht schauen konnte. Allerdings fuhr sie noch immer Fahrrad und sah von hinten, von wo man die Skoliose nicht merkte, noch immer aus wie ein junges Mädchen, klein und schüchtern. Oder, um einen Ausspruch aus der Familie meiner Lebensgefährtin zu zitieren: Von hinten Lyzeum, von vorne Museum.

Und Tante Elfie sass in einem Jungmädchenzimmer aus dem Jugendstil, mit dem zusammen sie langsam vergilbte. Die Tapete rollte sich schon leicht von der Wand, die abgeschlagenen schwarz-weissen Schleiflackmöbel passten perfekt zur verschlissenen Tagesdecke auf dem leicht durchhängendem Bett, auf dem noch ein grosser Teddybär thronte. Die perfekte, in Ehren vergessene Jungfrau, oder so ähnlich. Die Familiensaga weiss zu berichten, dass Elfie gar nicht vom Grossvater Kaan abstamme (von wem genau weiss ich leider auch nicht), es schwang ins

allem, was Elfie betraf, so unausgesprochen mit. Weshalb sie auch das kleinste Zimmer hatte und keinen Mann, oder so Ähnlich. Ich weiss es nicht.

Ich empfand die Hartenaugasse immer als absolutes Gespensterschloss, so wie später im Fernsehen die Addams Family. Nicht dass ich mich gefürchtet hätte, aber es war schon alles sehr schräg, von Annies schriller Stimme, ihrem schmuddeligen Trainingsanzug und ihren wirklich wirren Haaren, über Lizzie schrägem Auftritt bis hin zur in Ehren vertrockneten Jungfrau Elfie. Immerhin waren sie alle meine nächste Familie, zusammen mit dem mindestens ebenso verrückten Bruder meiner Mutter, Wilhelm IV (von dem erzähle ich gleich) und seinem Sohn, meinem Cousin Eduard.

So weit die Hartenaugasse.

Kapitel 3

Look at all the lonely people ...

The Beatles (Eleanor Rigby)

Und weiter in der Familiengeschichte. Nunmehr bei Wilhelm III, meinem Grossvater, gemeiniglich Opi genannt, der erste meiner Vorfahren, den ich noch persönlich erlebt habe. Der Mann, der zu Anfang dieses Buches nach Stampfen in Mähren beziehungsweise Iglau fährt, um sich seiner Ahnen zu vergewissern.

Besonders redselig war er ja nicht, mein Opi, und mit Kindern hatte er es auch nicht so, also nicht so wirklich. Es gibt ein Bild, auf dem sitze ich auf seinem Schoss. Ich kann mich nicht erinnern, je auf seinem Schoss gesessen zu sein. Er sprach auch sehr wenig, und er hat nie irgendwelche „Erziehungsgespräche“ oder so geführt, aber bis zu meinem achten Lebensjahr, als meine Mutter ihren zweiten Mann, meinen Daddy, heiratete, war Opi wohl meine männliche Bezugsperson. Er war hoffnungslos altmodisch, hölzern und unfähig, irgendwelche Emotionen zu zeigen. Meine Mutter liebte ihn über alles, und er muss sie wohl auch geliebt haben. Auf seine Weise muss er wohl auch mich gemocht haben, denn er holte mich regelmässig am Sonntag vormittag zum Eislaufen, auf dem Platz des Wiener Eislaufvereins neben dem Konzerthaus. Später fand ich heraus, dass machte „man“ so, in den „besseren bürgerlichen“ Kreisen, damals. Die proletarisch Gesinnten gingen zum Engelmann.

Nicht so mein Grossvater. Er war irgendwie ein Überbleibsel aus einer anderen, längst vergangenen Zeit. Persönlich war er wahnsinnig sparsam und bescheiden, aber seine Anzüge waren alle von Kniže am Graben. Selbstverständlich fuhr er einen Mercedes – what else? – aber einen fünfzehn Jahre alten klapprigen Kasten. Er hatte einen Morgenmantel aus Seide und einen Trenchcoat von Aquascutum, selbstverständlich bei Braun am Graben gekauft, aber dafür trug er beides bis zu seinem Tod, vierzig Jahre später.

Mami hasste seine zweite Frau – dazu mehr später – weshalb wir ihn meist in seiner Kanzlei in der Wiener Innenstadt besuchten, in der Schwarzenbergstrasse in einem Gründerzeithaus. Durch ein Tor, flankiert von drei Meter hohen Karyatiden, ging es in ein Stiegenhaus, das mit schweren roten Läufern ausgelegt war, so dass eine gedämpfte, fast feierliche Stimmung entstand. In die Mitte des Stiegenhauses hätte ein ganzer Tennisplatz gepasst. Dort residierte er im zweiten Stock in einem grossen Eckzimmer in klassischer Gründerzeit-Ausstattung, mit schwerem, teilweise vergoldetem Stuck an den über vier Meter hohen Decken, an einem

imposanten Schreibtisch aus dunklem Holz, das hagere Gesicht im Gegenlicht über eine Aktennotiz gebeugt.

Er lud Mami und mich am Sonntag zum Mittagessen ein und fuhr mit uns zum Eckl auf der Sieveringer Strasse, wo ich als Nachspeise einen Kastanienreis mit Schlag bekam, unter den strengen Blicken meiner Mutter. Opi selbst ass nur eine Schöberlsuppe und ein Pariserschnitzel. Ich denke, er erachtete Essen eher als lebenserhaltende und daher notwendige Massnahme. Ich habe nie erlebt, dass ihm etwas sichtbar geschmeckt hätte, geschweige denn eine entsprechende Bemerkung.

Ich krame gerade in meinen Erinnerungen an meinen Grossvater, aber es kommen immer nur Vignetten, Momentaufnahmen, Situationen, meist wortlos.

Fangen wir mal mit dem Geschichtlichen an. Wilhelm der Dritte Edler von Kaan kam am 2. Dezember 1896 in Graz zur Welt, in der schon erwähnten Hartenaugasse, damals noch der hochherrschaftliche Haushalt des zukünftigen Herrn Landeshauptmann von Kaan.

Der introvertierte, in seiner Jugend feinsinnige dritte Wilhelm litt sehr unter seinem autokratischen Vater – dass sich Väter und Söhne nicht mögen, hat bei uns in der Familie ja Tradition. Dennoch hat auch er fast alle Familientraditionen weiter geführt: Er wurde Anwalt, er wurde international bekannter Wasserrechtler, Präsident der Anwaltskammer, der ganze grossbürgerliche Zinnober, aber in seiner Jugend las er Rilke und zog ganz früh von Graz nach Wien, um seinem Vater zu entgehen. Aber er liebte die Jagd, wie Urgrossvater, und wohl auch den Eichenhof, den Landsitz bei Graz.

Im ersten Weltkrieg war er Kavallerieoffizier, die Mär geht, dass er nach einem Artillerieangriff hinter den feindlichen Linien verschollen war und nach vierzehn Tagen wieder auftauchte, ohne Erklärungen und ohne sichtbare Verletzungen. Aber vom Krieg wurde bei uns zuhause nie gesprochen, unter keinen Umständen, also blieb es bei der Mär..

Nach dem Krieg hält er um die Hand meiner Grossmutter an, Maria Theresia Richildis Anna Edle von Warton, meine Grossmama, die Omi. Omi hat in ihrem Leben nie eine Schule besucht, sie wurde von Hauslehrern unterrichtet und hat Opi vor der Hochzeitsnacht immer nur zusammen mit einer Anstandsdame gesehen. „Darf ich um Ihre Hand anhalten, Fräulein von Warton“ ist der überlieferte Heiratsantrag.

1920 kommt der vierte Wilhelm zur Welt, bürgerlich als Wilhelm Georg Richard Peter Kaan, genannt Wippy, und 1924 meine Mutter, Maria Theresia Richildis Anna. Onkel Wippy wurde noch in Graz geboren, meine Mutter kam schon in Wien zur Welt.

Anekdote aus 1920: Wippy war gerade geboren, grosser Bahnhof in der Hartenaugasse, alle Tanten samt Ehemännern und sonst reichlich Familie stehen herum und feiern das Ereignis, schliesslich gab es 1920 sonst nicht so toll viel zum Feiern. Mein Grossvater steht verloren im Nebenzimmer und starrt wortlos aus dem Fenster. Schliesslich wird er eingeholt „Jetzt komm doch, Willy“ und „Dein Erstgeborener“ und „Sag’ doch was!“. Opi geht ins Nebenzimmer, zur Krippe mit dem frisch gewickelten und schlafendem Sohn, beugt sich über ihn und sagt schliesslich, leise, nur: „Das arme Kind.“ Und geht ab.

Wie fast zu erwarten war ging die Ehe schlecht.

Wie schlecht im Detail kann ich leider nicht sagen, weil derartiges in unserer Familie ja immer unter den Teppich gekehrt wird und da alle Protagonisten schon lange tot sind, kann ich auch niemanden fragen. Scheidung gab es keine, das katholische Kaiserreich hatte keine, die Republik hatte andere Sorgen und auch das nachfolgende klerikalfaschistische System würde sicher keine einführen. Details weiss ich also keine, aber die herrschaftliche Wohnung am Arnbergring ist sowieso riesengross, da kann eins sich schon entspannt aus dem Weg gehen. Wie gesagt, alles Annahme von mir.

Was ich verlässlich weiss ist, wie Uncle Bennet in unser Leben kam.

Captain Bennet Hance war ein fescher junger englischer Offizier, der des Fliegenfischens wegen nach Österreich kam (genauer gesagt: an die Erlauf). Wie genau er und Omi sich kennen gelernt haben, verschweigt die Familienchronik schamhaft, aber es war wohl das, was die Franzosen einen coup de foudre nennen, wir sagen ja zu so etwas verträumt „Liebe auf den ersten Blick“, aber Blitzschlag trifft es schon ganz gut.

Jedenfalls verliess Omi Österreich zusammen mit Bennet Hance, so richtig Knall auf Fall, und verschwand für die kommenden neun Jahre. Das war 1936. Die Familienchronik weiss auch, dass meine Grosseltern erst 1938 geschieden wurden, das liegt aber daran, dass es in Nazideutschland, im Gegensatz zum Ständestaat, sehr wohl eine gesetzliche Scheidung gab, schliesslich wollte man ja die ganzen Ehen zwischen Juden und Nichtjuden auseinanderdröseln, oder so, und ab 1938 galt Deutsches Recht auch hierzulande, und die Scheidung wurde vollzogen.

Mami war damals zwölf Jahre alt und am Boden zerstört. Das ist verbrieft, denn sie hat ein Tagebuch geführt, dass es noch gibt, und alles hinein geweint. Es ist herzerreissend zu lesen.

Erst gab es noch einen Briefverkehr, doch Captain Hance machte in der Armee Karriere und ging, samt Ehefrau, nach Indien. Dann kam der Krieg, und es gab auch keine Briefe mehr, kein Telefon, keine Nachrichten, nix.

Das muss man langsam einsickern lassen: Neun Jahre lang, vom Alter von 12 bis zum Alter von 20, war die Familie ziemlich dysfunktional. Ein steifer,

sprachloser, introvertierter Monarchist, der sich in seiner Kanzlei hinter den Akten verkroch, ein pubertierender 16jähriger und meine Mutter, der verstörte Backfisch, auf 300 Quadratmeter Altbau mit schweren Barockmöbeln. Anfangs gab's ja noch Bedienstete, doch mit fortschreitendem Krieg gab es die auch nicht mehr, meine Mutter hat wohl sehr bald die Rolle als Frau-im-Haus zugeschanzt bekommen. Berührend die Szene, 45, da gab es schon nichts mehr, ausser fallweise Wasser und etwas Stadtgas, Mami nutzt die Gelegenheit für ein warmes Bad. Da klopft Opi an die Badezimmertür: „Du, Maidy? „Ja, Papi?“ „Du, sag, wenn das Wasser Blasen macht: Kocht es dann?“

Nunmehr tritt auch die böse Stiefmutter auf: Elisabeth Freiin von Sommaruga, die Grossvaters zweite Frau wurde, gemeiniglich Tante Liesl genannt. Soweit ich das überblicken kann hat Mami sie Zeit ihres Lebens gehasst.

Wieso, konnte oder wollte sie mir nie erklären, obwohl ich sie mehrmals gefragt habe. Wahrscheinlich machte sie sie für den Zerfall der Ehe der Eltern und das daraus resultierende Verschwinden der eigenen Mutter verantwortlich, oder so ähnlich. Das ist zwar, von aussen gesehen, völliger Humbug, denn die Ehe ging schon schlecht da war von Tante Liesl noch weit & breit nichts zu sehen. Aber wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Und die fast manische Ablehnung von allem, was mit Tante Liesl zu tun hatte, war schon sehr deutlich.

Dabei hat Tante Liesl wahrscheinlich Grossvater aufrichtig geliebt. In späteren Jahren habe ich sie ein paar Mal gemeinsam erlebt, so war ich mit zwölf und auch später mehrmals bei ihnen auf dem Eichenhof. Tante Liesl und Opi sind, als sie sich unbemerkt geglaubt haben, Hand in Hand spazieren gegangen. Für meinen sonst so obersteifen Grossvater muss das ziemlich einschneidend gewesen sein. Nur Mami hätte ich davon nichts erzählen sollen: Ihr Gesichtsausdruck dabei sprach Bände.

Mit so einem Gesichtsausdruck – fast glücklich, möchte man sagen – habe ich Opi so gut wie nie erlebt. Eigentlich nur noch ein einziges Mal, als ich ihn mit auf die Jagd begleiten durfte. Also Jagd – das klingt so grossartig. Wir sind halt in der Dämmerung auf den Hochsitz geklettert und Opi hatte seinen Stutzen mit, mehr war da nicht. Es wurde nichts geschossen (es kam auch nix vorbei, auf das eins hätte schiessen können), wir sassen eineinhalb Stunden schweigend im Wald und hörten dem Oktoberregen beim Rauschen zu. Und Opi schien entspannt und glücklich wie sonst nie.

Es ist schon sehr bezeichnend, dass ich über meinen Grossvater, acht Jahre lang das männliche Vorbild in meinem Leben, so wenig erzählen kann. Opi bei uns in der Gemeindewohnung in der Salesianergasse, auf der Biedermeierbank, links mein Vetter Eduard, rechts ich. Schliesslich waren wir seine Enkelkinder. Hat er uns etwas vorgelesen? Mit uns gescherzt? Ich weiss es nicht, ich kann mich nicht erinnern. Die Fotografie stand jahrelang auf Mamis Schreibtisch.

Opi im Knickerbockeranzug. Opi beim Schifahren. Opi am Schreibtisch. Opi am Steuer seines alten Mercedes, vorsichtig-bedächtig einparkend.

Als er 71 Jahre alt war, starb Tante Liesl. Da starb er auch, ein paar Monate später. Zwei Jahre zuvor hatte er seine Kanzlei aufgegeben, da blieb ihm nichts mehr. Er ist in der Badewanne eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht.

Kapitel 4

Life was easy when it was boring

The Police (Ghost In The Machine)

Wir stehen in der Familiengeschichte bei 1945, sind in Wien und der Krieg ist gerade vorbei. In der grossen Altbauwohnung am Arnberggring wohnen meine Mutter, ihr aus dem Krieg zurück gekehrter Bruder sowie beider Vater, mein Grossvater. Ob Tante Liesel aka Grossvaters zweite Ehefrau dort auch gelebt hat, weiss ich nicht, meine Mutter hat mir diese Details elegant verschwiegen. Jedenfalls muss er sie schon vorher geheiratet haben, denn Mamis zweiter, deutlich jüngerer Bruder, Alexander, Sohn von Opi und Tante Liesl, wird 1942 geboren, und ich sehe meinen Grossvater keine unehelichen Kinder zeugen.

Egal, Mami hat mir genug Geschichten erzählt. Zum Beispiel von ihrem grossen Bruder, dem vierten Wilhelm, genannt Wippy, den sie heiss geliebt hat.

Es hält sich ja in jeder Generation der Mythos, man sei die erste, die wirklich revoltiert. Das ist schon seit 1817 und der Ermordung von Kotzebue anlässlich des Wartburgfestes so, dessen Mörder, der Jenaer Burschschafter und Student der Theologie Karl Ludwig Sand der Meinung war, er beschütze nur die hehren Ideale der Deutschen Revolution, oder so ähnlich. Keine Ahnung, wovon geredet wird? Wikipedia nachlesen, Stichwort „Karlsbader Beschlüsse“. Erstes politisches Attentat der Neuzeit, es war die Zeit der Romantik, inspiriert von napoleonischen Ideen; hier kann eins nachlesen, wie sich Werte so über die Zeit verschieben, denn Sand war Nationalist und Liberaler, vertrat damit die Werte der Deutschen Urburschenschaft und galt nach der damaligen Einschätzung als gefährlicher Staatsfeind, der die im Wiener Kongress wieder hergestellte absolutistische Ordnung abschaffen wollte. Klingt sympathisch? Immerhin liegen da die Ursprünge des modernen bürgerlichen Staates. Was die Burschenschaften nicht daran hinderte, Kotzebues literarische Werke (die zugegebenermassen ziemlich reaktionär waren) in einer grossen Bücherverbrennung auf der Wartburg ins Feuer zu werfen. Und dieselben Burschenschaften, die damals als revolutionär galten, sind heute ganz weit rechts und teilweise demokratiefeindlich. Alles sehr verwirrend, das mit die Geschichte. Aber ja.

Zurück zur Revolte der jungen Generation: The point I was trying to make ist dass jede Generation ihre eigene Geschichte hat, und Auflehnung gegen die bestehende Ordnung ist fast immer ein Teil davon. 1945 war das relativ einfach, denn die Welt war sowieso komplett aus den Fugen, und alle geltenden gesellschaftlichen Werte waren den Bach hinunter gegangen, schon zum zweiten

Mal in derselben Generation, da fiel die Revolte des einzelnen nicht mehr so wirklich auf.

Dennoch hielt auch mein Onkel Wippy diese schöne Familientradition hoch. Sprich: Er revoltierte. Gegen alles und jedes, höchstwahrscheinlich, so genau hat er mir das nicht erklärt, denn als ich meinerseits zu revoltieren begann, da war er schon arriviert und sozusagen „in der Gesellschaft an seinem Platz angekommen“, jedenfalls schien ihm meine Revolte recht fremd und wir hatten nicht wirklich Gesprächsstoff.

Es begann, so die Erzählungen meiner Mutter, recht früh. Anekdote, aus einer Zeit als Omi und Opi noch verheiratet waren und man mit den Kindern gemeinsam auf Urlaub fuhr, mit dem Auto, nach Italien. Irgendwann hat man den ersten Blickkontakt mit dem Meer, und die Landratten bleiben ehrfürchtig stehen und bestaunen die Weite des Meeres. Okay, es war nur die Adria, aber für den Anfang reicht das ja. So auch Familie Kaan, Opi, Omi und Mami steigen aus dem Auto und bewundern die adriatische Aussicht.

Wippy bleibt im Auto sitzen.

„Jetzt komm’ doch, Wippy, dein erstes Mal am Meer!“

Trotzige Antwort: „Das kenn’ ich schon. Aus dem Kino.“

Wenn ich meiner Mutter Glauben schenken darf, war das das einzige Mal, dass meine Grossmutter meinen Onkel fast geohrfeigt hat.

Wo Onkel Wippy im Krieg genau war hat er nie erzählt, auch getreu der Familientradition. Jedenfalls kam er im März 45 nach Hause, verdreckt, zerlumpt und schweigsam. Also steckte ihn Mami in ein Bad. Nach einer Stunde absoluter Stille ruft Mami hinein: „Wäschst Du Dich auch?“

Antwort Wippy: „Was? Waschen soll ich mich auch noch?“

Wippy hatte aus dem Krieg eine Freundin mitgebracht, aus dem Elsass, Mathilde Katharina Irmgard Bretbeil, meine Tante Mady. Mami war knapp nach dem Krieg vom Arnberggring ausgezogen und bewohnte, zusammen mit Tante Mady, eine Gemeindewohnung im dritten Bezirk in der Salesianergasse. Fallweise war dort auch Wippy zu Gast.

Eines Tages war Wippy verschwunden und kam auch abends nicht nach Hause. Nun war das knapp nach dem Krieg nicht ungefährlich, vor allem Russen hatten die Angewohnheit, Zivilisten wahllos von der Strasse weg zu verhaften, meist weil ihnen vorher ein Gefangener ausgerissen war. So auf der Basis „Zehn Mann übernommen, zehn Mann abgeliefert“ fing man dann irgend einen armen Passanten, der sich plötzlich auf dem Weg nach Sibirien wiederfand.

Verständlicherweise waren Mami und Tante Mady in heller Aufregung, als nach drei Tagen Wippy wortlos in der Tür stand, in die Küche ging und sich setzte.

Nach dem Brouhaha der Begrüssung „Dass Du wieder da bist“ und so, irgendwann die grosse Frage: „Wo warst Du die ganze Zeit?“

Wortkarge Antwort: „Mailand“.

Hmmm. „Wozu?“

„Zum Anschauen.“ (Mein Onkel, ich liebe ihn. Wozu fährt eins wohin, wenn nicht um es anzuschauen?)

Zu einer Zeit, als man vier Visen benötigte, um durch Wien hindurch zu kommen, geschweige denn in Zügen über Landesgrenzen, war das eine ziemliche Leistung. „Wie bist Du durch die Kontrollen gekommen?“

„Hab’ mich am Klo versteckt.“

„Und wo hast Du geschlafen?“

„Im Park?“ Mehr war nicht zu erzählen.

Onkel Wippy erscheint an einem Vormittag in der Salesianergasse und sagt: „Mady, zieh’ deinen Mantel an, wir gehen.“

Mady, folgsam, zieht den Mantel an und geht mit Wippy hinunter. Auf der Strasse fragt sie dann: „Wohin gehen wir eigentlich?“

„Heiraten.“

So war er, mein Onkel.

Als sein erster Sohn geboren wurde, mein Cousin Eduard, war die Familie in heller Aufregung, es wurden Namensvorschläge gewälzt und Ähnliches. Auftritt Wippy: „Was ist denn da los?“ „Wir beraten, wie Dein Sohn heissen soll.“ „Den hab’ ich doch gestern schon beim Standesamt angemeldet“. Nix Familientradition, kein fünfter Wilhelm. Eben Wippy.

Mami steht am Herd in der Salesianergasse und wärmt einen passierten Spinat auf (was man bekanntlich nicht soll). Sie rührt darin um und kostet. „Puh, das kann ja keiner mehr essen. Mady, willst Du den?“

Meine Tante Mady ernährte sich ihr Leben lang frugal, von Joghurt und Zuschauen und einem Salatblatt, bitte nicht zu gross, also war es durchaus folgerichtig, dass Mami sie fragte. Mady kostet auch, verzieht den Mund und meint „Das kann man wirklich nicht mehr essen. Den kriegt der Wippy.“ Der ass den Spinat dann auch, widerspruchslos.

Oder die Geschichte mit den Marillenknödeln. Onkel Wippy hält den Rekord im Marillenknödelessen. Ich glaube, er liegt irgendwo jenseits von 20. Und er hätte noch mehr gegessen, es waren aber keine mehr da.

Viele Jahre später, ich bin schon erwachsen und Wippy ist mit seiner zweiten Frau verheiratet, der Tante Putzi. Tante Putzi züchtete, sehr erfolgreich, Barsoi

Windhunde und war viel auf Reisen. Putzi: „Wippy, ich brauch’ ein Geld.“ „Wofür?“ (Fehler: So eine Frage stellt Mann nicht.) „Ich muss zum Friseur, ich fahre doch mit den Hunden nächste Woche nach Brüssel“. Lange Pause. Gegenfrage: „Wer wird hier prämiert? Du oder der Hund?“

Oder auch: Wippy kommt abends nach Hause. „Putzi, ich hab’ Hunger.“ „Dann geh’ in die Küche und nimm Dir was.“ Wippy geht, sie ruft ihm nach: „Du kannst das Faschierte haben. Das Steak ist für die Hunde.“

Trotz alledem war Wippy eigentlich ein sehr verträglicher Mensch, und auch sehr liebevoll, er hat sich stets nach mir erkundigt und hat mich unterstützt in meinen frühen Wiener Jahren. Aber ich hatte immer das Gefühl, dass er trotz allem im Banne der Familientradition stand: Nicht mehr ganz so altmodisch und aus der Zeit gefallen wie sein Vater, aber dann dennoch mehr als andere seiner Generation. Ein Rebell, von Anfang an, aber immer innerhalb einer festen Wertewelt. Am Ende verloren zwischen allen Welten. Und später: die moderne Welt war nicht so seines, auch wenn er sich sehr bemüht hat.

Ein wenig so wie auch seine Schwester, meine Mutter.

Denn jetzt kommen wir zu einem schwierigen Übergang zu einem ebenso schwierigen Unterfangen: Meine Mutter zu beschreiben.

Ich schlage vor, das Problem weiter chronologisch anzugehen, wie auch schon bisher, und fangen jetzt einfach in der Zeitleiste vorne an. Wobei, erste Anmerkung: Das meiste weiss ich natürlich aus ihren Erzählungen. Den Bias bekomme ich nicht weg.

* * * * *

Als meine Mutter geboren wurde, war die Ehe ihrer Eltern offenbar noch halbwegs intakt, jedenfalls hat mir Mami nie von irgendwelchen prägenden Ereignissen während der ersten zehn Jahre erzählt, nur so Vignetten wie der Familienausflug an die Adria und der Auftritt ihres Bruders dort. Also hatte sie schon die Erfahrung einer „intakten“ traditionellen Vater-Mutter-Kinder-Familie verinnerlicht, als offenbar so mit zwölf Jahren (so steht in ihrem Tagebuch) die Welt zerbrach und ihre Mami „fortging“.

Sie selbst hat zumindest mir nie Details davon erzählt, nur eben das, was ich bisher erzählt habe. Also nochmals kurze Timeline: 1936 trennen sich die Eltern, Österreich ist Ständestaat, keine Scheidung möglich. Mami ist zwölf, Wippy ist 17. Für Mami bricht die Welt zusammen. Beide Kinder leben weiterhin mit dem Vater auf 300 Quadratmeter Altbau, mit Kinderfrau, der Vater (Sprich: Opi) geht jeden Tag in die Kanzlei und ist ansonsten wortkarg und unnahbar.

Nicht, dass er seine Kinder nicht geliebt hätte, er war nur ganz offenbar unfähig, das in irgend einer Weise zu zeigen. Über das Verhältnis zu Wippy, vor allem auch später, kann ich sonst nichts sagen; meine Mutter jedenfalls hat ihren Vater sehr geliebt und nie ein böses oder kritisierendes Wort über ihn verloren, zumindest mir gegenüber. All ihre Wut richtete sich immer nur auf die Stiefmutter.

Knapp vor dem Tod meiner Mutter, also mehr als 50 Jahre später, kontaktierte mich ein Mann aus Oxford, der dort eine Professur hat, Sebastian Cody, und erwies sich als ein Kinderfreund meiner Mutter. Sein Grossvater, Gottfried Schenker-Angerer, hatte ein Haus in Niederösterreich. Sebastian übermittelte mir Bilder von meiner Mutter, er schätzt aus der Zeit 1936 oder 1937, da ist meine Mutter dreizehn. Es sind die einzigen Bilder meiner Mutter aus jener Zeit, die ich habe. Sie zeigen ein hübsches, eher altkluges Mädchen, mit sehr weiblichen Formen, dem beide meiner Töchter unglaublich ähnlich sehen. Als ich sie Nadja zeigte, sagte sie: Sie sieht so aus wie Maës, als ich sie der Maës zeigte, sagte sie spontan, die sieht genau so aus wie Nadja. Ich kann da beiden nur beipflichten.

Sonst weiss ich herzlich wenig von dieser Zeit.

März 1938 kamen die Nazis, mein Grossvater verlor seine Funktion als Präsident der Anwaltskammer, sonst ist ihm nach meinem Wissen nichts geschehen. Ich habe noch seinen Ahnenpass, dem zufolge hatte er eine jüdische Grossmutter und galt daher als „Vierteljude“. Wie er das hingebogen hat, weiss ich nicht, er hat nie darüber gesprochen, aber im Verhältnis zu anderen Familien ist meine Familie ungeschoren durch den Krieg und die Nazizeit gekommen. Meine Mutter flog vom Gymnasium, aber nicht weil sie Achteljüdin war, sondern weil sie – eigenen Angaben zufolge – „einen Pelzmantel trug“, das waren ihre Worte. Sie wird schon goschert gewesen sein. Meine Mutter hatte stets ein unglaubliches Standesbewusstsein und hasste die Nazi, die in ihren Augen absolut kleinbürgerlich waren, sie nannte sie immer „das wild gewordene Postfräulein“. Von ihr habe ich meinen Standesdünkel.

Spätestens ab 1938 hausten also mein Grossvater und seine beiden älteren Kinder in der riesigen Wohnung am Arnberggring.

Als der Krieg ausbricht, ist meine Mutter fünfzehn. An Arnberggring, auch bekannt als Dannebergplatz, wurde ein Bunker gebaut. Auf dem grossen, gartenähnlichen Freifläche mit den herrschaftlichen Wohnhäusern kam einer der sechs Flaktürme, die die Nazis in Wien hinterliessen. Da war dann aus mit der Beschaulichkeit. Allerdings erzählte mir meine Mutter nie etwas von Bombenangriffen, auch bezweifle ich, dass die Bewohner des Arnberggrings bei Bombenalarm im Flakturm Schutz suchen konnten, dafür war er nicht ausgelegt.

Auch ist mir gänzlich unbekannt, wie sie die einzelnen Kriegsjahre verbracht hat, aber 1944 ist sie 20 Jahre alt und Mitglied in der O5, der österreichischen Widerstandsbewegung.

Ich weiss, das ist ein Bruch, aber mehr Informationen habe ich einfach nicht. Und ich gebe ja auch nur wieder, was mir meine Mutter erzählt hat.

Die frühesten Ereignisse, von denen sie mir erzählt hat, waren der Stauffenbergputsch, also die Ereignisse im Juli 1944.

Ob sie damals noch offiziell am Arnbergring gewohnt hat, weiss ich nicht, ich gehe aber davon aus. Aber schon im Kriegswinter 43/44 erzählte sie, viel Zeit in einer Wohnung zusammen mit ihren Freunden verbracht zu haben, offenbar auch aus dem Widerstand, darunter auch der Oberleutnant Wolfgang Igler, sowie ihre Freundin Erika Russ.

Wie Mami in den Widerstand hinein geriert, ob sie es aus weltanschaulicher Überzeugung tat oder weil es wie eine Art überdimensionales Räuber- und Gedarmspiel anmutete – ich weiss es nicht. De facto ist aber Oberleutnant Wolfgang Igler der Adjutant von Major Ernst Szokoll, dem militärischen Chef der O5. Igler war vor dem Krieg Berufsoffizier gewesen bei der Kavallerie, im Krieg war er bei den Panzergrenadieren an der Ostfront, mehrfach verwundet und wegen Tapferkeit vor dem Feind hoch dekoriert, und versah jetzt als Verwundeter in der Etappe Dienst, genauer im Wehrkreiskommando 17 in Wien, am Stubenring im ehemaligen K.u.K Kriegsministerium).

Ein paar von den anderen Widerständen habe ich später noch kennen gelernt, so etwa Niki Maasburg und Johannes Eidlitz und Hugo Reden, aber auch Fritz Molden. Sie waren ein lebenslustige Partie, es wurde viel getrunken und es wurden Nächte durchgefeiert. Dabei musste man stets auf die Sperrstunde achten, nach der im Frühjahr 44 niemand mehr auf die Gasse durfte. Also blieb man dort, wo gefeiert worden war; so schlief die ganze Truppe einmal hier, einmal dort. Und Wolfgang Igler – wegen seiner Gutmütigkeit nicht Wolf, sondern Hase genannt – hatte aus diesem Grund in seinem Pistolenhalfter, den er als Teil seiner Uniform trug, nicht die Dienstwaffe, sondern Zahnbürste und Zahnpasta mit.

Und eines Tages im Juli 44 ruft Hase meine Mutter an und meint, sie solle ihm durch bitte „von zu Hause“, also der Wohnung, die er mit Eri (und meiner Mutter?) teilte, die Pistole mitbringen, die in der Kohlenkiste läge. Also radelte Mutter quer durch Wien, mit der Dienstwaffe, eingewickelt in ein Handtuch, im Fahrradkorb vor sich, um dieselbe im Wehrkreiskommando 17 abzuliefern. Weil bei einem Putsch wollte Hase statt Zahnbürste doch lieber die Puffen dabei haben.

Ob meine Mutter mit Hase ein Verhältnis hatte, weiss ich leider nicht, in meiner unendlichen Beschränktheit habe ich meine Mutter nie danach gefragt. Ich habe allerdings den Eindruck dass das eher nicht der Fall war. Meine Mutter hatte

allerdings, auf der anderen Seite, viele Männerbekanntschaften, doch davon später. Und ja, Wolfgang Igler ist ganz offiziell meine Vater, obwohl er's ja nicht sein kann, doch davon auch später.

Jetzt ist einmal Claus Schenk Graf von Stauffenberg dran, mit seinem Putschversuch und dem Attentat auf Hitler in der Wolfsschanze, die bekanntlich beide gründlich schief gegangen sind. Was weniger bekannt ist: die Operation Walküre, (nachlesen in Wikipedia) nach der Machtzentren in Berlin und anderen grossen Städten besetzt werden sollten, hatte in Wien unter der Leitung des Chefs des Stabes im Wehrkreis, Oberst i. G. Heinrich Kodré tatsächlich funktioniert, es wurden eine Reihe von ss-Offizieren festgesetzt. Man hatte sogar schon einen eigenen Stempel: Aus dem offiziellen Stempel Wehrkreiskommando Wien war das Hakenkreuz herausgeschnitten worden.

Ich weiss das, ich besitze diesen Stempel.

Als sich herausstellte, dass Keitel nicht gelogen und Hitler tatsächlich überlebt hatte, fiel der Putsch in sich zusammen, und Hase Igler ging bis Mai 1945 – unter Mitnahme besagten Stempels – in den Untergrund, was ihm auch bestens gelang.

Die letzten zehn Monate des Krieges waren, höflich ausgedrückt, chaotisch, ich habe anekdotische Geschichte davon von meiner Mutter gehört, die meisten davon aus den letzten Kriegstagen.

So wie die von Major Biedermann, den die SS in Floridsdorf an einem Laternenpfahl gehenkt hat. Biedermann war auch ein Mitglied der O5 Gruppe, dass die SS ihn suchte, war bekannt, weshalb man Biedermann zu warnen versucht hat. Laut meiner Mutter wollte Biedermann jedoch genau zu diesem Zeitpunkt mit seiner Freundin intim sein und hatte daher den Hörer abgehoben und in die Schublade gelegt.

Oder die Sache mit den Russen bei Baden. Die Russen hatten die Donau überquert und wollten Wien vom Süden her angreifen, weshalb sie sich bei Baden eingegraben hatte. Mami wurde als Späherin beauftragt und fuhr mit dem Fahrrad über den Wienerberg, um die Lage zu erkunden. Anschliessend fuhren, laut meiner Mutter, Oberleutnant Igler und ein zweiter Mann nach Baden, um den Russen die Übergabe der Stadt anzubieten. (Das hatte ja auch funktioniert und Wien viel Zerstörung erspart, Stichworte dazu bei Wikipedia: Major Szokoll und „Operation Radetzky“)

Oder die Sache mit dem Palais Auersperg. Die Russen waren schon in Wien einmarschiert, die Briten wurden jeden Moment erwartet. Das Palais an der Zweierlinie im achten Bezirk war zum Hauptquartier der O5 geworden, im grossen Foyer schliefen alle, quer durcheinander. Es ist drei Uhr früh, plötzlich Wirbel, Aufstand, Licht: Die Briten. Ein Offizier, komplett mit Schnurrbart, swagger stick und hochnäsiger Miene, steht inmitten all der Schlafenden: „What's

all this?“ „Maidy, Du kannst Englisch, wach auf, Du musst übersetzen.“ Meine Mutter, schlaftrunken: „This is the Austrian résistance.“ Worauf der Offizier die Augenbrauen hoch zog, sich leicht indigniert umsah und nur „Oh?“ sagte. Und wieder verschwand.

Was meine Mutter immer wieder erzählt hat: Dass die Nazis plötzlich verschwunden waren. Alle, durch die Bank. Gestern noch Wehrkreisbeauftragter, Parteigenosse, felsenfest an den Endsieg geglaubt, war plötzlich keiner mehr da. Und es wollte ja auch keiner gewesen sein. Das hat sie mir öfter erzählt, es muss einen bleibenden Eindruck bei ihr gemacht haben.

Praktisch war ja, dass die Fahne der Nazis ein schwarzes Hakenkreuz in einem weissen Kreis auf einer roten Fahne war: Der Hausmeister trennte den weissen Kreis herunter und voilà, eine rote Fahne, passend zu den neuen Herren. Die passte überdies gleich in die vorhandene Aufhängevorrichtung. Und nicht lachen: Als ich 1971 meinen ersten Dachboden erwarb, um ihn auszubauen, fand ich genau so eine Fahne dort.

Keine Angst, ich will hier kein Geschichteseminar schreiben, dazu fehlen mir sowohl Lust als auch die Voraussetzungen. Ich will nur illustrieren, was für ein Mensch meine Mutter war. Um es salopp zu formulieren: Eine wilde Henne und ein flotter Feger.

Viel später, als ich begann, auf eigene Faust durch Europa zu fahren, gab mir meine Mutter Namen und Adressen bzw. Telefonnummern mit (Wenn Du in London ist, ruf' doch George an.) In meiner damaligen Naivität fiel mir gar nicht auf, dass alle diese Menschen (es waren schon ein paar) sich sofort und eingehend danach erkundigten, wer denn mein Vater sei. Später wurde mir klar, dass das Mutters Ex-Liebhaber waren.

Sie hat auch unter anderem für den britischen Geheimdienst (MI6) gearbeitet, ebenso wie für den OSS der US-Amerikaner, wir haben ein Empfehlungsschreiben, in dem die Briten der OSS bestätigen, dass das Fräulein Kaan vertrauenswürdig sei und bestens gearbeitet habe.

Und möglicherweise auch für die Franzosen. Jedenfalls traf sie dort auf die Person, die sie mir gegenüber immer als die Liebe ihres Lebens bezeichnet hat: Colonel Lucien Baudet, in seiner Funktion als Militärattaché der französischen Mission in Wien.

Die geneigten Mitlesenden ahnen es schon: Ja, das ist mein Vater.

Wie und wo sie sich trafen hat mir meine Mutter nie erzählt.

Allerdings wusste ich die ersten vierzehn Jahre meines Lebens nichts davon.

Ich fische jetzt ein wenig im Trüben, weil ich interpretiere meine Mutter, aber es wird schon so gewesen sein, dass sie für ihn überall hin gegangen wäre, während

er eigentlich nur eine feste Freundin während seines Aufenthaltes in Wien gesucht hatte.

Überdies galt, wie ich später herausfand, in der französischen Armee seit je her das eiserne Gesetz: Ein Offizier darf fremd gehen, er darf dabei auch erwischt werden, er darf sogar ganz offiziell einen kindlichen Fehltritt haben, aber niemals – niemals – darf er sich scheiden lassen. Das fehlte der Grande Armée noch, in ihrem sowieso schon etwas zerrütteten Ansehen beim Wahlvolk, dass ihre Offiziere Ehen zerstörten. Wie überhaupt die Franzosen, entgegen landläufiger Vorstellung im Rest der Welt, ein eher prüdes Volk sind, was Moral in der Familie und so betrifft.

Egal, zurück zu unserem französischen Offizier, der übrigens ein Offizier der Fremdenlegion war. Denn auch hier hat unsereins falsche Vorstellungen: Nur die Mannschaften der Legion waren zusammengewürfelt. Die Offiziere waren stets Franzosen.

Meine Mutter wollte ein Kind, Lucien wollte sicher keines, meine Mutter hat mir einmal gestanden, dass sie ein wenig nachgeholfen hätte, ein bisserl schlampig bei der Verhütung, fertig ist der Pamperletsch. Was Lucien sagte, ist nicht überliefert, aber ich habe Grund zur Annahme, dass er not amused war. Denn er war – erraten – verheiratet, zu Hause in Frankreich, und hatte drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter.

Meine Mutter war wild entschlossen, das Kind ihrer Liebe zu behalten und aufzuziehen, mit oder ohne Lucien.

Und hier kommt jetzt mein Grossvater ins Spiel: Er sagte – laut Mami das einzige Mal, dass er sich zu diesem Thema eingemischt hätte – zu seiner Tochter: „Bist Du Dir sicher, dass Du ein lediges Kind haben willst?“

Wobei die Betonung auf „ledig“ lag, denn damalsTM waren die Dinge nicht so locker wie heute. Wenn in Österreich 1952 ein lediges Kind zur Welt kam, trat grundsätzlich das Gericht ein und übernahm die Vormundschaft. Und auch wenn man das Kind der Mutter überliess, bekam diese nie die volle Vormundschaft, es kamen regelmässige Kontrollen, in Wien durch das Jugendamt der Stadt. Und das Wiener Jugendamt hatte nicht den besten Ruf, die später, in den 70ern und 80ern aufgebrochenen Skandale um die Kinder- und Jugendheime der Stadt Wien sind der beste Beweis. Und mein Grossvater war nicht umsonst Anwalt, er wusste das.

Also bat meine Mutter ihren Freund Hase aus der O5 um den Gefallen einer nominellen Heirat, mit anschliessender ehebaldiger Scheidung mit Schuldübernahme (weil einvernehmliche Scheidungen gab's auch noch nicht), um das Kind zu „legalisieren“.

Und so geschah es, dass ich die ersten vierzehn Jahre meines Lebens „den Hasenpapi“ als meinen Vater ansah.

Im Nachhinein betrachtet hat sich Hase immer hoch anständig benommen, und egal wie seltsam er sich dabei gefühlt haben mag, ist er mir gegenüber nie aus seiner Rolle als „mein Vater“ gefallen. Obwohl: So oft haben wir uns nicht gesehen, und so richtig gekümmert hat er sich auch nie um uns, er war halt da, wenn er da war, und war freundlich und nett. Er war überhaupt unsagbar gutmütig, ich glaube, er hätte von meiner Mutter durchaus mehr gewollt. Hases Leben nach dem Krieg und nach seiner Scheidung ist kurz: Er wurde Sportreporter beim Kurier und hat sich totgesoffen, literally.

Hase hat von seinen Eltern ein Wohnhaus im 7. Wiener Gemeindebezirk geerbt, dort lebte er in einer kleinen Wohnung, wir waren manchmal dort, weil es zu dem Haus auch einen grossen Garten gab, den Hase und seine Freunde benutzten. Meine Mutter meinte zum Thema Hase, er habe nach dem Krieg nie wieder ins zivile Leben zurück gefunden. Ich hinwieder neige zur Ansicht, dass er nicht verkraftet hat, dass meine Mutter ihn so zurückgewiesen hat. Er wäre nicht der erste und auch nicht der letzte Mann, den meine Mutter „auf dem Gewissen“ hätte, um es einmal salopp zu formulieren.

Wie dem auch immer: Nach dem Gesetz war Hase mein Vormund, für so Dinge wie einen Reisepass benötigte ich seine Unterschrift. Ich erinnere mich deutlich an eine Fahrt von der Schottenfeldgasse 77 ins magistratische Bezirksamt für den achten Bezirk, ich auf meiner KTM Pony, und hinten drauf, leicht schwankend, der betrunkene Hasenpapi, zwecks Unterschrift für einen Pass. Da war ich 17. Als ich 19 war, starb er, im Totenschein steht Leberzirrhose, da hat man mich von Amts wegen für volljährig erklärt (denn damals wurde eins das erst mit 21) und das war das Ende dieser Sache.

Kapitel 5

Don't try to fix me, I'm not broken.

Evanescence (Hello)

Hiermit sind wir im Jahre 1952 angekommen und ich werde offiziell geboren, am 24. Februar, sieben Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges, einem Sonntag, einen Steinwurf von der Landstrasse entfernt in der Stiftung, wie die Wiener das Rudolfsptial nennen, weil es weiland der alte Kaiser zur Geburt seines einzigen Sohnes und Thronfolgers gestiftet hat.

Das mit dem Thronfolger ging ja bekanntlich schief, das mit der Stiftung nicht, sie ist bis heute ein tadelloses Spital und daneben noch ein ehemaliger Arbeitsplatz meiner Mutter.

Denn Mutter wollte, nach einer etwas holprigen Kriegsmatura 1942, Ärztin studieren und hatte sich dafür auch schon inskribiert. Warum genau das dann schief ging weiss ich nicht, aber nach dem was meine Mutter erzählte, waren weite Teile der damaligen Professorenschaft dagegen, entweder das Frauen Medizin studieren oder dass sie überhaupt studieren. Es ist nicht fein, wenn eins mit 19 Jahren strahlend in der Einführungsvorlesung sitzt, ganz vorne natürlich, und unter lauter Männern, und das erste, was der Professor sagt, nachdem er den Saal betreten hat, ist: „Ich bin der Meinung, das Frauen überhaupt nicht studieren sollten.“

Diesem Druck hielt Mutter nicht stand, also wurde sie medizinisch-technische Assistentin (MTA). Bei technischen Vorgängen (z.B. Röntgen), aber auch im Labor (Blutuntersuchungen etc) war (bzw. ist teilweise auch noch heute) ein/e MTA zur Stelle. Auch hiervon hat sie mir relativ wenig erzählt, also von ihrer Frustration und wer bzw. was genau sie aus dem Studium geworfen hat. Aber meine Mutter wäre gerne Ärztin geworden. Und legte (deswegen? trotzdem?) ihr ganzes Leben lang anderen Ärzten gegenüber mehr oder minder grosses Misstrauen an den Tag.

Es gibt drei verschiedene Arten von Arbeit, in denen meine Mutter gearbeitet hat: Im Spital, (davon jetzt gleich mehr), als Sekretärin (heute würde man sagen: Assistentin), zuerst in der Österreichischen Botschaft in Bern (für knapp ein Jahr und das drei Jahre vor meiner Geburt), später bei Herausgeber und Verleger Fritz Molden (den sie aus dem Widerstand kannte), zuerst in der Redaktion der *Die Presse* und später im *Molden Verlag*, und schlussendlich als Personalchefin (der nicht-lehrenden Mitarbeiter, heute würde man sagen: head of HR) im *Centre d'Études Industrielles*, einer post-graduate Management-Schule, in Genf, von beiden erzähle ich später, denn zu Anfang war nur Spital angesagt.

De facto hat Mutter meine ganze Kindheit und Jugend durch gearbeitet, aufgewachsen bin ich immer mit Dritten, meine Mutter war nur abends und am Wochenende da.

In den sieben Jahren zwischen dem Ende des Krieges 1945 und meiner Geburt 1952 waren wohl die „Jugendjahre“ meiner Mutter, einzelne Vignetten daraus hat sie mir immer wieder erzählt. Wichtige Personen waren dabei ihre Freundinnen Erika (Russ) sowie den beiden Herbert-Schwestern Hinny und Eri. Vor allem letztere kommen immer wieder vor, bis zu deren Tod.

Die Herbert-Schwestern, beide sehr hübsch, beide begütert und immer die sprühenden Mittelpunkte aller Feste, standen Mutter sehr nahe. Vielleicht war Mutter auch ein wenig neidisch, denn sie empfand sich immer als wesentlich weniger hübsch als ihre Freundinnen. Davon zeugt ein Vorfall, der es bis in die *Tante Jolesch* von Friedrich Torberg geschafft hat. Und das kam so: Eri Herbert bewohnte Zeit ihres Lebens eine grosse Herrschaftswohnung auf der Wiener Rossauer Lände im dritten Stock, wo sich die Freunde trafen. Unter anderem auch Friedrich Torberg, der mit seiner damaligen Frau Marietta eigentlich in Klosterneuburg lebte, aber als eitler Mensch kein niederösterreiches Kennzeichen auf seinem Pkw haben wollte und deshalb bei Eri auf der Rossauer Lände gemeldet war. Man sass wieder einmal zusammen und Eri erzählte von einem neuen Schwarm, der nicht nur vermögend, gebildet und sehr lustig sei, nach Eris Angaben, sondern auch noch ausserordentlich fesch.

Worauf meiner Mutter ob der unglaublichen Lobeshymnen der Kragen platzte mit der Aussage: „Geh' bitte, alles was ein Mann hübscher ist als ein Aff' ist doch reiner Luxus.“ Worauf Torberg laut aufjauchzte und rief: „Darf ich das haben?“ Und so kam meine Mutter in die *Tante Jolesch*.

* * * * *

Und noch ein wichtiger Punkt, schnell noch bevor ich fertig geboren werde: Die Verbindung nach England. Ich sage bewusst England und nicht Grossbritannien, denn so war es. Nach 1945 konnte Mami wieder ins Ausland, sprich: Zu ihrer geliebten Mami nach England, und das tat sie auch, relativ schnell.

Meine Grossmutter war ihrem Armeeeoffizier in die Kolonien gefolgt, genauer gesagt nach Indien. Dort war Bennet Hance zum Generalleutnant geworden und hatte einen Adelstitel erworben, den nicht vererbaren Titel „Sir“, womit meine Grossmutter zur „Lady Hance“ wurde, das Fräulein Richildis von Warton aus Wien. „Uncle Bennet“, wie er in der Familie lief, war Chirurg und hatte im Krieg noch praktiziert, irgendwann vor 1945 war er noch „Surgeon General“ geworden, also Gesundheitsminister der Regierung ihrer Imperialen Majestät in Indien.

Wie die meisten Männer seiner Zeit war Onkel Bennet Zeit seines Lebens ein schwerer Raucher gewesen, was konsequenterweise zu einem Lungenkarzinom führte, an dem er auch starb. Knapp nach Kriegsende hatte die Armeeführung ihn denn auch in die Pension geschickt, die beiden erwarben ein kleines Häuschen – „Box Cottage“ im Stadtteil Donnington Castle des idyllischen Städtchens Newbury in der Grafschaft Berkshire, wo sie sich endgültig niederliessen.

Donnington war bei pensionierten Offizieren ein beliebtes Ziel, es liegt westlich von London, zwischen Oxford und Reading im heute so genannten „M4 Korridor“ nach der dort verlaufenden Autobahn.

An sich hätte ich mir zumindest irgend eine Art von Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter erwartet, ob des abrupten Abgangs und dem erlittenen Schmerz, doch nichts dergleichen. Ich habe meine Mutter mehrmals danach gefragt, sie hat es stets verneint. Ich interpretiere das jetzt einmal so, dass Mami den Nazis die Schuld gab (schliesslich waren es ja sie, die sie daran gehindert hatten, die geliebte Mutter zu sehen), um diese derart exkulpieren zu können. Und der zweiten Frau ihres Vaters, der Tante Liesl, die da zum Handkuss kam wie der Pontius ins Credo.

Jedenfalls muss England eine Faszination auf sie ausgeübt haben, denn Mami fuhr immer wieder hin. Ich schrieb ja schon, dass man sie in Wien nicht Medizin studieren lassen wollte, offenbar waren auch die Möglichkeiten, als MTA zu arbeiten, nicht so dick gesät. Also hat sie im Guy's Hospital in London als MTA gearbeitet. Ob schon vor meiner Geburt, entzieht sich meiner Kenntnis, aber danach ganz sicher.

Ich gehe mal davon aus, dass das England der frühen Nachkriegsjahre meiner Mutter etwas gab, was es daheim, also in Wien, nicht gab. Nicht nur die geliebte eigene Mutter (und mit Onkel Bennet auch einen ganz passablen Vaterersatz), sondern auch gesellschaftliche Ordnung, ein ideologisches Wertegerüst, mit dem sie konnte. Und auch die gesellschaftliche Stellung konnte ihr nur recht sein, schliesslich waren Lady und Lieutenant-General Sir James Bennet Hance KCMG KCIE IMS etc. durchaus die Oberschicht, der sie sich ebenfalls zugehörig fühlte.

Wir können es genau so gut jetzt diskutieren wie später: Die Wertewelt meiner Mutter. Einerseits war sie – in alter Familientradition – eine Rebellin, aber teilweise naiv und ein wenig im Sinne von „Trotzköpfchen“. Eine ausgeprägte politische Ideologie hat sie mir gegenüber nie gezeigt. Andererseits war sie wertkonservativ, eben so wie ihre Eltern. Man hatte „anständig“ zu sein so wie in „Man schlägt keine Frauen“ oder „Man tritt auf keinen hin, der schon auf dem Boden liegt“. Mein Grossvater war bekennender Monarchist, und auch Grossmutter, als sie noch ihre Kinder erzog, war sicher erzkonservativ, schliesslich hat sie ihr Leben lang den Zerfall des britischen Weltreiches beklagt und nannte Gandhi, dem sie mehrmals begegnet war, „diesen schmierigen kleinen Hindu“.

Mit der Monarchie und den Hochadeligen hatte Mutter es allerdings nicht so sehr, (obwohl sie viele davon gut kannte), für das ganze „von und zu Gehopse“ hatte sie nur Verachtung übrig. Sie hat mich mehrmals eindringlich gewarnt, mich mit Hochadeligen einzulassen, weil „sie schlafen mit Dir, sie heiraten Dich, sie leben mit Dir, und wenn es darauf ankommt, lassen sie Dich fallen wie einen heissen Erdäpfel, weil Du dann doch nicht einer der Ihren bist“.

Christlichsozial? Maybe, aber religiös war sie auch nicht, allenfalls ganz im Alter. Eher altliberal, wenn es denn so etwas in Österreich gegeben hätte. Von ihr stammt auch der Spruch: „Die Adligen haben wir verboten, die Intellektuellen vertrieben, die Juden vergast, geblieben sind die Hausmeister. Und die machen jetzt den Staat.“

Sie brach schon auch aus Normen aus, sie fuhr begeistert Motorroller, selbst als sie schon schwanger mit mir war, sie fuhr alleine durch Europa zu einer Zeit, wo das noch nicht so üblich war, oft genug begleitet von ihrem Kind, sie hatte Affären und war kein Kind von Traurigkeit, sie rauchte und trank Alkohol in der Öffentlichkeit (was meine Omama nie gut geheissen hat) und war durchaus ein Mensch, den eins heute als „wilde Henne“ bezeichnen würde. Sie war auch nicht wirklich schockiert, als ich Cannnabis geraucht und ihr die Mao-Bibel zitiert habe, sie war also keineswegs altmodisch oder verzopft. Grundsätzlich fanden meine Freundinnen und Freunde, so sie meine Mutter kennen lernten, diese immer toll und beneideten mich um sie. Doch davon auch später.

* * * * *

Der 24. Feber 1952 war ein Sonntag, was mich zu einem Sonntagskind macht, denn ich kam um halb zehn Uhr Vormittag zur Welt. Laut Aufzeichnungen war ich 52 cm lang und wog 4,7 Kilo, das ist enorm. Meine Mutter erzählte mir mehrmals, sie sei so erschrocken gewesen ob der Grösse meines Kopfes, dass sie dachte, ich hätte einen Wasserkopf. Den hatte ich nicht, aber der grosse Kopf ist mir geblieben. Ich kaufe Motorradhelme mit der Eingangsbemerkung „Was ist ihr grösster Helm?“ und lasse mir meine Hüte von einem kleinen Hutmacher in der Steiermark herstellen, denn in meiner Kopfgrösse gibt es grundsätzlich nichts von der Stange. Also vom Hutregal. Sonst gibt es von meiner Geburt nichts zu erzählen (also nichts was ich wüsste).

Wir wohnten damals zu viert, in einer Gemeindebauwohnung in der Salesianergasse 1B im dritten Bezirk: Meine Mutter und ich sowie Wippies erste Frau, Mady (also Mamis Schwägerin) sowie ihr Sohn, der um fünf Jahre älter ist als ich. Als besagter Sohn war, wie schon berichtet, von Wippi selber als Eduard

Georg angemeldet, damals wurde er mit dem Spitznamen „Teddy“ bedacht, den er allerdings mit knapp 18 ablehnte und sich fortan Eduard nannte.

Wir waren schick eingerichtet, die Gemeindebauwohnung, mit Stilmöbeln von Mamis Eltern, allerdings nur die kleinen josephinischen und Biedermeiermöbel, so ein Barockkasten wäre erst gar nicht bei der Tür rein gegangen, aber wir hatten dennoch kaum Brot auf Hosen, sprich: Geld war knapp. Eduard trug die Sachen auf, die sein Onkel Alexander abgab, hinter Eduard trug ich sie. Ich hatte meine ganze Kindheit nichts Neues zum Anziehen: Mein erstes „eigenes“ war ein Anzug, den mir meine Mutter in der Grande Passage in Genf kaufte, als ich zwölf Jahre alt war.

Egal, noch bin ich nicht so alt und kann mich nur schemenhaft an einzelne Szenen meiner Kindheit erinnern. Zum Beispiel dass ich am 25. Dezember sehr in der Früh die ganzen Weihnachtskekse, die ich mir an Heiligabend hineingestopft hatte, wieder ausgespielen habe, kniend, im Bett. Da muss ich wohl knapp zwei gewesen sein Auch kann ich mich noch an die Wickelkommode erinnern. Diese Kommode stammte, wie so vieles andere, aus dem Kinderzimmer meiner Mutter, es waren weisse Schleiflackmöbel, mit schwarzen Dekorstreifen à la Art Déco, es waren vier Sessel, ein runder Tisch, ein zweiflügeliger und ein einflügeliger Kasten und besagte Kommode. Das Zeug hat meine Mutter fast durch ihr ganzes Leben geschleppt und es dann, peu à peu, weggeworfen. Das letzte, den zweiflügeligen Kasten, hat sie mit dem Haus in Frankreich mitverkauft, 50 Jahre später.

Ebenso schemenhaft, eher wie ein Standbild aus einem Film, kann ich mich daran erinnern, mit einem Auto hinten (Kindersitze gab's damals keine) über den Pariser Place de la Concorde zu fahren, die vielen Springbrunnen sind mir deutlich in Erinnerung geblieben; ebenso die Seufzerbrücke in Venedig, vom Ponte della Paglia aus gesehen, wenn man vom Markusplatz in Richtung Riva degli Sciaconi geht. Ich muss damals so zwei Jahre alt gewesen sein, ich konnte schon laufen, aber Kontext zu diesen Szenen habe ich keinen.

Mutter fuhr damals mit ihrer Busenfreundin Eri (die Torberg-Sekretärin) viel in Urlaub, Mami fuhr damals einen Topolino, das war ein Fiat und winzig, in etwa so wie der 4CV von Renault oder Austin A7 (alles Autos, die wir früher oder später auch fuhren). Der Topolino war der Vorläufer vom Fiat 500 und hatte, wie dieser, nur zwei Türen und einen 600 cc Motor mit drei Gängen, mehr als 100 km/h waren da nicht drin. Eri hatte eine Tochter namens Susi, wir fuhren zu viert nach Vasto Marittima in den Urlaub, daran kann ich mich dann schon gut erinnern.

Männer? Muss es wohl gegeben haben, als Samenspender, aber tatsächlich vorhanden waren da keine. Wippi lebte schon knapp nach seiner Hochzeit nicht mit seiner Frau Mady, und auch Eri hatte zu ihrer Susi zwar einen Franzosen, aber der war auch schon wieder aus der Mode. Und mein Vater? So etwas hatte ich

nicht, der einzige Mann in meiner Familie, an den ich mich erinnern kann, war mein Grossvater.

Am meisten Erinnerungen aus der frühen Kindheit habe ich aus England, aus Box Cottage und Umgebung.

Als ich 18 Monate alt war, packte meine Mutter mich und ihren Rucksack und fuhr nach England. Sie hatte damals ein Tragetuch für mich, aus blauem Leinen, mit einem kleinen Sitzbrett eingearbeitet, damit trug sie mich, meist auf der linken Schulter. Aus der Zeit habe ich noch so ein Standbild: Eine Underground Station in London, und ich hatte den Inhalt der Handtasche meiner Mutter über die Geleise geleert. Ich weiss noch genau, es war eine grosse Tasche mit zwei grossen Henkeln, so à la „Tote Bag“, und sie hatte keinen Reissverschluss, und wenn man einen Henkel ausliess, fiel der halbe Inhalt raus – genau so war es denn auch. Der Strom an dem Unterflur-Stromabnehmer musste abgeschaltet werden, dann kletterte ein U-Bahn-Bediensteter auf die Geleise, ein festes Tohuwabohu, und mir war's peinlich.

Und noch ein Bild hab' ich im Kopf: Mami & ich in der Eisenbahn auf der Fahrt nach England. Im Nachtzug. Mitten in der Nacht hält der Zug, in irgendeinem Eisenbahnknotenpunkt, Bar-le-Duc oder Vitry-le-François oder so, wo heute niemand mehr anhält, und es wimmelt von Soldaten. Soldaten, Soldaten, Soldaten, in grau und grün, den Farben der armée de terre, es könnte durchaus die Generalmobilmachung gewesen sein anlässlich des Algerienkriegs, die begann im November 1956, nach der Attentatsserie der OAS, der Organisation Armée Secrete zu Allerheiligen, dem „roten Allerheiligen“. Dementsprechend war auch unser Zug gesteckt voll mit Soldaten, meist sehr junge, denn der Algerienkrieg war ein Krieg der Rekruten, der letzte grosse Krieg der Grande Nation, und so wie der Vietnamkrieg in den USA nicht aufgearbeitet, mit einem Trauma das durch alle Bevölkerungsschichten geht. Egal. Mami hatte ihren Rucksack auf den Knien und schief, den Kopf oben drauf gelegt, während ich über und unter den Soldaten herumkletterte, die mich gewähren liessen.

So viel zu Einzelszenen aus meiner Kindheit.

Zusammenhängende Erinnerungen habe ich zu allererst an England, genauer an Box Cottage. Dort war ich mehrheitlich mit meiner Grossmutter alleine, Mutter war – wahrscheinlich – arbeiten am Guy's Hospital.

Bei anderen Menschen war meine Grossmutter bekannt – fast möchte ich schreiben: verschrien – als streng und unnahbar. Vielleicht war sie das auch. Zu mir war sie immer lieb. Sie war zwar streng, aber nicht unnahbar. Später, als ich siebzehn, achtzehn Jahre alt war und in Wien mein Unwesen trieb, hielt sie immer zu mir, verteidigte mich, liess mir – fast – alles durchgehen. Wenn ich ihr ein Mao-Zitat erklärte oder den Unterschied zwischen der trotzkistischen und der Vierten

Internationale, hörte sie stets geduldig zu, nicht dass sie davon etwas verstanden hätte, aber das war nicht der Punkt. Ich habe sie sehr geliebt. Und offenbar ist das so ein Familiending: Der Sohn meiner Schwester, Joël, hatte genau so ein Verhältnis zu seiner Grossmutter, meiner Mutter, nur dass er ihr nicht den Trotzismus erklärt hat, sondern die Quantenverschlüsselung. Vielleicht müssen Grossmütter bei ihren Enkelkindern wieder gutmachen, was sie bei ihren Kindern verschistelt haben.

Das bringt uns zur berechtigten Frage: Wenn meine Grossmutter zu meiner Mutter grauslich war (und es bei mir wieder gut machen wollte), war meine Mutter zu mir grauslich? Und die Antwort folgt: Jein. Meine Mutter hat bei mir ganz viel Scheisse gebaut, aber grundsätzlich grauslich war sie nie.

Ich werde jetzt erst einmal die ganze Geschichte erzählen, dann darf geurteilt werden. Aber zwei Dinge stehen von Anfang an fest: Erstens war meine Mutter mehrheitlich abwesend, sprich: in der Arbeit. In der Salesianergasse hat Tante Mady auf mich aufgepasst, in Box Cottage meine Grossmutter, und ab dem Alter von vier hab ich eine eigene Kinderfrau, die Tante Richie. (Von ihr auch noch später.) Und zweitens: Meine Mutter hat nie mit mir geschmust. Geknuddelt. Körperliche Zärtlichkeiten ausgetauscht. Ihr könnt es nennen wie ihr wollt, aber mit körperlicher Zärtlichkeit hab ich bis heute so meine Probleme. Und bis zu ihrem Tod mit 97 Jahren habe ich meine Mutter nie wirklich umarmt. Wenn ich es dann doch einmal versuchte, wehrte sie mich immer ab.

Keine Ahnung, aber es könnte auch damit zusammenhängen, dass ich höchstwahrscheinlich im autistischen Spektrum bin.

Dazu wieder ein paar Szenen. In einer (die hat mir meine Mutter erzählt) kommt meine Mutter in den Kindergarten und findet mich, ganz alleine in einer Ecke mit mir selbst spielend, während alle anderen Kinder gemeinsam vorne im Raum zusammen spielen. Mutter ist etwas verwundert, darauf sagt die Kindergartentante: Das ist normal. So ist er immer.

Mmmh.

Und noch so 'ne Vignette: Erste Klasse Volksschule, erster Elternsprechtag überhaupt. Es war eine katholische Volksschule (weil in die „normale“ Volksschule wollte mich meine Mutter nicht geben, da war der Standesdünkel vor) und wir hatten ein Lehrerfräulein, das Fräulein Denk. Das Fräulein Denk war staubtrocken, streng und unnahbar, ich tippe mal auf Mann/Geliebter/Lebensmensch im Krieg gefallen/verschollen/sonstwie verschütt und seither streng katholisch nix mehr (sonst wäre sie bei den Piaristen niemals als Lehrerin eingestellt worden), you get the picture.

„Ich bin die Mutter vom Andreas Igler.“

Lange Pause.

„Ach?“

Nochmals Pause.

„Das ist Ihr Kind?“

Nochmals Pause.

„Ein unangenehmes Kind.“

Mutter stand auf und ging und kam nie wieder. Und zu weiteren Elternsprechtagen, zumindest in der Volksschule, wurde die Kinderfrau delegiert.

Meine Mutter hat mir das viel später erzählt und es nie verstanden. Sie schob es auf das verklemmte Lehrerfräulein, nehme ich mal an. Das mit dem Autismus ... selbst ich hab' es erst viele Jahre später verstanden. Und vor 60 Jahren war das einfach kein Thema.

Dennoch: So lange ich denken kann, hatte ich immer das Gefühl, nicht wirklich dazu zu gehören, zu welche Gruppe auch immer gerade relevant war. Ich war stets Aussenseiter. Teilweise habe ich das gezielt gepflegt, bewusst und wahrscheinlich auch unbewusst. Und es gab ja auch genügend Anlass: Ein siebenjähriges Kind, das fließend Englisch spricht, aber nicht Wiener Dialekt, keinen Vater aufweisen kann und dabei von so seltsamen Orten wie Paris oder London erzählt, war im Wien der späten Fünfziger Jahre noch eher die Ausnahme, schliesslich war der Krieg gerade erst zu Ende gegangen, und Wien als internationale Stadt kam frühestens in den Siebzigern und der Regierung Kreisky auf.

Dieses Nicht-dazugehören-Gefühl kann eins natürlich kompensieren, meist indem eins um Aufmerksamkeit buhlt. Zum Beispiel als KlassencLOWN, oder als der Rebell vom Dienst. Ich hab's mit klugscheissen probiert, und war damit, auf Grund meines Intellekts, teilweise erfolgreich.

Dazu passend: Ich bin knapp 21 Jahre und arbeite als Zuträger für den damaligen Wien-Korrespondenten (und späteren Chefredakteur) der Salzburger Nachrichten, Ronald Barazon, der zu mir (den für mich denkwürdigen Satz) sagte: „Herr Igler, sie klugscheissen viel zu viel. Da gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder Sie lernen, den Mund zu halten, oder Sie lernen, es wirklich besser zu wissen.“ Und nach kurzer Pause: „Wenn ich es so bedenke: Sie sollten lernen, sich wirklich auszukennen.“

Menschen, die mich gut kennen und das hier lesen, werden jetzt lächeln. Und ja, ich habe wirklich versucht, zu lernen, wovon ich dann klug schiss, oder so. Und erst viele Jahre später hab' ich begriffen, das das einzige, was Deine Umwelt mehr hasst als einen Klugscheisser ist ein Klugscheisser, der es tatsächlich besser weiss.

Noch heute kann ich in fremden Umgebungen die emotionellen Faktoren schlecht bis gar nicht einschätzen. Und in der ersten Hälfte meines Lebens, also bis

so um die 40, bin ich aus jedem Job rund nach einem Jahr oder so wieder rausgeflogen, es sei denn ich habe selbst gekündigt weil ich es nicht ausgehalten habe.

Ich werde darauf noch mehrmals zurück kommen, machen wir jetzt erst mal weiter.

Zur Entwirrung der time line: Geboren 1952, rein weibliche Umgebung ohne männliche Bezugsperson, meine Mutter liebt mich abgöttisch, kann damit aber nicht umgehen und es mir auch nicht zeigen. Und das hat offenbar sehr viel mit meinem Vater zu tun, also wagen wir uns jetzt & hier an dieses Thema.

* * * * *

Mein Vater war, wie bereits erwähnt. Militärattaché an der französischen Botschaft in Wien, als er meine Mutter traf. Wie genau, hat sie mir nie erzählt, aber zumindest für sie muss es der coup de foudre gewesen sein, es schlug wie ein Blitz ein, die Liebe auf den ersten Blick. Oder so ähnlich.

Colonel Lucien Baudet war Offizier der Fremdenlegion. „Un militaire de carrière“, wie das in Frankreich heisst, also ein Berufsoffizier, aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen. Als er meine Mutter traf, war er schon verheiratet und hatte drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne.

Mag sein, dass es heute anders ist, ich bin nicht so vertraut mit den inneren Verhältnissen in der Grande Armée, aber damals galt es als eiserne Regel, dass Offiziere, die aus dienstlichen Gründen länger von zu Hause abwesend waren, durchaus eine Affäre haben konnten, sogar mehrere, aber unter keinen Umständen durften sie sich scheiden lassen, das wäre das Ende ihrer Karriere gewesen.

Und auch Kinder sollten sie tunlichst keine haben, auch das macht schlechte PR für die Armee. Demnach wollte er auch mit meiner Mutter kein Kind.

Meine Mutter sah das naturgemäss anders. Sie muss ihn so um 1948 herum getroffen haben.

Alles, was ich über meinen Vater weiss, weiss ich von meiner Mutter und von einem einzigen Treffen mit ihm, das etwa drei Stunden gedauert hat und 1973 in Paris statt fand.

Angeblich schaue ich ihm ähnlich, aber bei der eigenen Person kann eins das fast nie sehen – ich sehe auch nicht, wo mir meine Kinder ähnlich schauen, obwohl mir versichert wird, sie täten es. Ja, es gibt ein Foto von ihm mit mir, nein, ich habe es nicht und es interessiert mich auch nicht.

Meine Mutter hat mir versichert, er wäre die Liebe ihres Lebens gewesen. Sie hat das mehrfach gesagt, zu verschiedenen Zeitpunkten, was darauf schliessen lässt, dass sie das tatsächlich auch so sah. Mehrmals hat sie dann auch gesagt, sie hätte damals ernsthaft daran gedacht, sich das Leben zu nehmen, und hätte es mich nicht gegeben, hätte sie es auch getan.

Das drückt in etwa die Erwartungshaltung meiner Mutter mir gegenüber aus, wobei ich mir sicher bin, dass ihr dabei nie bewusst war, was für einen Druck sie damit auf mich ausübte.

Das mit dem Druck hat sie ja vielleicht auch bei Lucien versucht, obwohl sie das immer empört zurückwies, wenn ich sie danach fragte. Sie habe sich ein Kind von ihm gewünscht, weil sie wusste, er würde nicht bleiben. Oder so ähnlich. Fest steht, dass Lucien sicher keine weiteren Kinder wollte, und meine Mutter hat, wie sie mir erzählt hat, auch verhütet, mit einem Pessar, und irgendwann hat sie's dann halt herausgenommen und Lucien damit ... was sie wirklich wollte, weiss ich nicht.

Fakt ist, ich wurde im Februar 1952 geboren, und die Schlacht von Diên Biên Phu, in die Lucien bald nach Beginn entsandt wurde (und bei der die Vietcong die französische Armee am Ende vernichtend schlugen), fand von November 1953 bis Mai 1954 statt.

Und als ich 18 Monate alt war, also im August 1953, ging meine Mutter mit mir nach England.

Ich lass' das mal alles so stehen.

Sie schrieben einander noch Briefe, als er in Vietnam stationiert war, ich hab' einen Packen von Briefen von ihm, den sie mir vererbt hat. Ich habe sie nur teilweise gelesen, und mein Eindruck ist, dass er vielleicht mit dem Gedanken gespielt hat, seine Familie für meine Mutter zu verlassen, aber es dann bleiben liess, aus den schon erwähnten Gründen.

Lucien wurde noch vor der finalen Niederlage nach Frankreich evakuiert, ab 1955 versiegen seine Briefe, wohl auch weil er wieder bei Ehefrau und Kindern war.

Ich wuchs auf in dem Glauben, Wolfgang Igler sei mein leiblicher Vater, und ansonsten wurde das Thema nicht weiter diskutiert.

Irgendwann im Alter von 15, da war ich längst ein verhaltensauffälliger Jugendlicher und meine Mutter hatte jegliche Kontrolle verloren, gab es einen Erzieher im Schülerheim, an dessen Namen ich mich leider nicht mehr erinnern kann, aber er hatte vernünftige Ansichten und war ein cooler Typ. Wie auch immer: Meine Mutter dürfte ihm ihr Herz ausgeschüttet haben, einschliesslich der Nummer mit Lucien. Jedenfalls trat am nächsten Tag meine Mutter mit etwas

betretenem Gesicht vor mich und meinte, „der Hasenpapi ist nicht dein Vater“, um mir dann die ganze Geschichte zu erzählen.

Acht Jahre später zog ich für einen Job nach Paris. Mutter hatte eine Schulfreundin, die nach Paris geheiratet hatte, Putti von Scheidlin, an die sie mich „weiterreichte“. Putti war eine der Seelen der österreichischen Kolonie in Paris und nahm mich unter ihr Fittiche. Puttis Mann war Diplomat am Quai d’Orsay, von dort kannte Putti das Ehepaar de Beaumont, der Mann war lange Jahre französischer Botschafter im Libanon gewesen. Jetzt war das Paar geschieden, aber Colette Comtesse de Beaumont zählte zu den besten Freundinnen von Putti und nahm mich ebenfalls unter ihre Fittiche.

„La Comtesse“ schloss mich in ihr Herz und wurde so zu meiner französischen Grossmutter. Vor allem nachdem ich ihr von meinem Vater erzählt hatte, war sie diejenige, die mir mehr über Frankreich beibrachte als alles andere, der „französische“ André ist mehrheitlich ihr geschuldet. Und „selbstverständlich müssen Sie Ihren Vater suchen“ sagte sie mir. Ich wusste damals nur, dass er in Paris lebte, also griffen wir nach dem „Bottin“, dem Pariser Telefonbuch. Gleich der erste dort gelistete Lucien Baudet erwies sich als Volltreffer. „Ich glaube, Sie sind mein Vater“ stotterte ich in die Muschel, dann war lange nichts, nur Schweigen. Dann erklärte er sich zu einem Treffen bereit.

Das Treffen fand an einem Wochentag nachmittag statt, in einem Lokal in der Strasse, in der ich wohnte, der rue de Tocqueville, wir waren de facto die einzigen Gäste im Lokal, und es dauerte rund zwei Stunden, und eigentlich war es eine absolute Katastrophe.

Gleich zu Anfang eröffnete mir Lucien, dass er keinerlei Interesse an weiteren Kontakten zu mir hätte und stellte klar, dass dieses erste Treffen auch das einzige zwischen uns bleiben müsse.

Den Rest der Zeit füllten wir mit höflichem Smalltalk und belanglosen Details. Ich erzählte ihm von meinem Job in Paris und er, dass er jetzt für die SNECMA arbeite, einem staatlichen Hersteller von Flugzeugtriebwerken (seit 2015 heissen sie Safran Aircraft Engines und stellen Raketentriebwerke her). Aus diesem Gespräch stammt auch der Satz „Wenn Ihre Mutter den Raum betritt, fehlen zwei Kubikmeter Luft. Da hat sie noch gar nichts gesagt.“ Ich fand den Satz treffend und habe ihn mir gemerkt, aber sonst ist nicht viel hängen geblieben aus der Begegnung, lediglich die Erkenntnis, dass die Comtesse Recht gehabt hatte (sie hatte mich vorgewarnt, dass ein „officier de carrière“ aus dem unteren Mittelstand wie er höchstwahrscheinlich ein kleiner Spiesser sei, sonst hätte sich das alles ganz anders entwickelt): Mein leiblicher Vater war tatsächlich ein miefiger Kleingeist, der vor mir nur zwei Stunden Angst hatte und mir nicht in die Augen schauen konnte.

Ich habe seither meinen leiblichen Vater nie mehr gesehen und auch nichts von ihm gehört.

Klar wäre ich an einem, wenn auch losen, Kontakt interessiert gewesen, und vor allem an weiteren Informationen zu meiner väterlichen Familie, von der ich ja nun absolut nichts weiss. Mutter hatte mir erzählt, Lucien Vater sei Kapitän in der Handelsmarine gewesen und stamme aus der Bretagne, ich hätte das lustig gefunden, auch Menschen aus *Breizh* unter meinen Vorfahren zu haben (jüdische Kelten, das hätte schliesslich etwas), aber so ist es nun auch gut. Meine ältere Tochter hat mich mehrmals gedrängt, nach seiner (unserer?) Familie zu suchen, aber ich weiss nicht einmal sein Geburtsdatum und in mehreren Telefonaten mit französischen Detektivkanzleien erfuhr ich, es sei es praktisch unmöglich, ohne ein Geburtsdatum nach einer Person in Frankreich zu suchen, also als Privatperson, der Staat würde es schon wissen, aber da komme ich eben nicht ran. Also haben wir es wieder einschlafen lassen.

Als ich meiner Mutter von unserem Treffen erzählte, reagierte sie verschnupft. Ich habe daraufhin ihr gegenüber das Thema nie wieder angeschnitten.

Aus heutiger Sicht habe ich so meine Theorien dazu.

Meine Tochter war mit meiner Mutter, vor allem in ihren letzten Jahren, sehr gut und war mit ihr sogar auf Reisen. Wir hatten ja schon das Thema, dass Grossmütter bei ihren Enkelkindern gut zu machen versuchen, was sie bei ihren eigenen Kids versemmt haben, jedenfalls weiss meine Tochter einiges, das mir meine Mutter nicht erzählt hat. Zum Beispiel dass sie Angst hatte, ich könnte durch meinen Besuch Luciens Karriere in Gefahr gebracht haben (was natürlich aus verschiedenen Gründen Unfug wäre, denn die militärische Laufbahn war schon lange vorbei, von einer Scheidung war sowieso nie die Rede, und selbst in Frankreich hat sich der Moralkodex seither geändert).

Auch fand ich im Nachlass meiner Mutter als das letzte Lebenszeichen von Lucien (vom Datum her) an sie ein Telegramm mit dem lakonischen Inhalt „d'accord“, was soviel bedeutet wie einverstanden.

Durchaus möglich, dass Mutter in ihrer Backfischromantik dem Glück ihrer grossen Liebe nicht im Weg stehen wollte und daher von ihrer Seite aus den weiteren Kontakt abbrach. Das würde auch erklären, warum sie mir nie erzählt hatte, wer wirklich mein Vater war, und selbst nachher mit allen weiteren Informationen sparsam bis restriktiv umging.

Egal, nun sind sie alle tot, und ich habe meinen Frieden, so weit möglich, mit den Umständen gemacht.

Und nach diesem Vorgriff auf meine Pubertät geht es zurück in die Kindheit.

Kapitel 6

Is there a hole for me to get sick in?

Bob Dylan (Tombstone Blues)

Wir sind in den drögen Fünfzigern des letzten Jahrhunderts, und meine Heimatstadt ist grau und spiessig, aber mir fällt das nicht weiter auf, weil ich bin noch viel zu klein und finde das alles ganz normal.

Es wird daher Zeit, zwei neue und für meine Kindheit wichtige Personen einzuführen: Meine Kinderfrau und meinen Stiefvater.

Mein Stiefvater läuft gemeiniglich unter „Daddy“, denn er war Engländer, aus dem Städtchen Tunbridge Wells in Kent. Meine Mutter muss ihn um 1955 herum getroffen haben, jedenfalls tritt er ab diesem Zeitpunkt in mein Leben, sehr dezent und ohne viel Aufhebens. Ein sanfter Mann, meiner Mutter in jeder Hinsicht unterlegen: intellektuell sowie standesmässig: Daddy hatte acht Jahre Volksschule, dann Lehre bei einem Automechaniker. Durch zähen Fleiss hatte er sich hochgearbeitet, erst bei der Austin Motor Company, später bei BMC (*British Motor Company*) und noch später bei BL (*British Leyland*). Da war alles versammelt, was im britischen Kfz-Bau relevant war, sieht man einmal von Ford und den Vauxhall-Werken ab. Da waren zuerst die Kfz-Bauer *Austin* und *Morris* sowie die ehemaligen Karosseriebauer *Riley*, *Wolseley*, *Vandenplas* und *Daimler*. Das waren ehemalige Kutschenbauer, die auf Karosserie umgesattelt hatten. In den 20ern (und auch später) des letzten Jahrhunderts erwarb der zukünftige Pkw-Besitzer erstmals einen Rahmen mit Motor, Lenkung und Getriebe, und liess sich dann darauf von einem Karossenbauer „massgeschneidert“ die Fahrzeugkabine drauf bauen. Dabei galt: Die Höhe der Kabine muss dergestalt sein, dass der Besitzer aufrecht mit Zylinder sitzen konnte. Diese Karossenbauer gingen alle in der BMC auf, was zu lustigen Effekten führte. So gab es zum Beispiel von Mini die Variante „Riley“, ein klassischer Mini mit einem grossen stehenden Kühlergrill wie ein Rolls Royce. Ich bin daher mit britischen Autos aufgewachsen und habe auch die entsprechenden Einstellungen von Daddy übernommen: Deutsche Autos sind Kriegsgewinnler und bäh (allen voran Volkswagen), und Japaner absolute Nachmacher und ebenfalls abzulehnen. Na ja, egal, wir schreiben hier kein Autobuch.

Daddy wollte ursprünglich zur Royal Air Force, wurde aber nicht genommen, weil er sich bei einem Motorradunfall die linke Hand gebrochen hatte, was als fixer Ablehnungsgrund galt, schliesslich wurden damals Kampfflugzeuge noch per Hand und Seilzug gesteuert. Höchstwahrscheinlich hat ihm das das Leben

gerettet, denn er wurde in der Armee Mechaniker und nahm, mit einer mobilen Werksatt, an der Invasion in der Normandie teil, wo es sein Job war, liegen gebliebene Fahrzeuge wieder flott zu machen. Er zog mit einer kleinen Armee von reparierten Panzern, Lkw und anderen Truppentransportern in Paris ein und hat, nach seinen Erzählungen, im ganzen Krieg nicht einen Schuss abgefeuert.

Seine Reflexe jedenfalls hat er nie verloren. Ich war schon 4 oder 5 Jahre alt, aber noch nicht der Schule, und Mami und Daddy und ich waren auf Urlaub in Kärnten am Faakersee. Wir gingen am Seeufer entlang spazieren, als ein kleines Sportflugzeug im Tiefflug über den Baumwipfeln erschien: So schnell habe ich gar nicht schauen können, als dass Daddy flach am Boden lag, die Hände zum Schutz über den Kopf.

Er ist danach ziemlich verlegen wieder aufgestanden, aber Mami hat nix gesagt.

Er liebte meine Mutter grenzenlos, sie hatte ihn hemmungslos unter der Fuchtel. Als wir nach Genf zogen, hat er relativ viel Geld verdient, aber alles bei Mami abgeliefert. Wenn er am Sonntag nachmittag zum Fussball gehen wollte, hat er von Mami dafür das Geld bekommen.

Mit einem Wort: Meine Mutter hat ihre Männer gerne kastriert, ein Umstand, den auch mein Vater Lucien in unserem einzigen Gespräch erwähnt hatte. Ich könnte auch schreiben, Mutter war kontrollsüchtig, das wäre auch passend. Ich habe da meine eigene Theorie dazu: Wenn Dir, vor allem in Kindheit und Jugend, tiefer seelischer Schmerz zugefügt wurde, versuchst Du später im Leben, möglichst viele Aspekte des Lebens zu kontrollieren, um zu verhindern, dass Dir so ein traumatisches Ereignis noch einmal passiert.

Soviel zu Daddy, er kommt noch ein paar mal vor. Anders als Tante Richy, die reicht nur bis zu meinem 10. Lebensjahr. Und das kam so: Ein lebenslustiger schottischer Adeliger aus dem Clan der Hamiltons tat in den roaring twenties einen Fehltritt mit Folgen. Die so entstandene Richildis bekam den Nachnamen und eine Apanage und wurde „auf den Kontinent“ verschoben, nachdem sie das Internat verlassen hatte, in dem sie aufgezogen worden war. Die Apanage reichte nicht sehr weit, also gab sie Englischstunden als „Englisches Fräulein“, die kleine Schottin, vorzugsweise an Kinder reicher Eltern, die sich das auch leisten konnten, in der Weltwirtschaftskrise.

Als der Krieg kam, war Fräulein Hamilton in der Schweiz, wo sie nun fest sass, während das Geld aus Schottland nicht mehr kam, wegen Krieg und so. Also musste sie einen Job annehmen und wurde Köchin bei einem katholischen Pfarrer irgendwo in einem kleinen Dorf in den Alpen. Und es kam, wie es in schlechten Heimatromanen kommen muss: Sie verliebte sich grenzenlos in den feschen Pfarrer, dieser musste das verweigern, wegen der gebotenen Ehelosigkeit, das hielt

ihre Seele nicht aus und sie wurde psychotisch, sprich: Sie kam in eine geschlossene Anstalt.

Wie meine Mutter an Richildis Hamilton kam, ist mir leider völlig unbekannt, jedenfalls bot sie ihr Kost und Quartier und nahm sie, mittellos und aus der Anstalt entlassen, als meine Kinderfrau zu uns. Wir waren inzwischen vom Gemeindebau in eine grossbürgerliche Wohnung in einem schönen Jugendstilhaus im achten Bezirk gezogen, Daddy half schon mit, die Wohnung herzurichten aka alles anzustreichen, und ich bekam ein eigenes Zimmer und Tante Richy auch, wir wurden eine richtige bürgerliche Familie.

In ihrer Zeit als Pfarrersköchin war Tante Richy von der schottischen Presbyterianerin zur glühenden Katholikin konvertiert, zusammen mit der Überzeugung meiner Mutter, mich nicht auf eine öffentliche Schule zu schicken, sondern in eine katholische, brachte mir das eine solide katholische Grundausbildung. Ich bin daher nicht nur getauft, sondern war darüber hinaus auch Ministrant. Wir wohnten in der Buchfeldgasse, zwei Gassen weiter war die Pfarre Maria Treu, ich erinnere mich an kalte Dezembermorgen, mit einer noch warmen Semmel vom Bäcker in der Tasche (weil damals musste eins noch nüchtern zur Kommunion gehen) stapfte ich um halb sechs Uhr früh durch den verschlafenen achten Bürgerbezirk, um in der adventlichen Roratemesse zu ministrieren.

Die vier Jahre Volksschule verliefen reibungslos. Ich teilte meinen Jahrgang mit dem zukünftigen Kabarettisten Joesy Prokopetz und das Klassenzimmer mit dem späteren SP-Politiker Josef „Seppi“ Cap (der sich tschechisch-korrekt „Tschapp“ ausspricht und sich sicher einmal Čap schrieb, aber mit den diakritischen Zeichen haben wir es ja nicht so).

Wobei reibungslos sich so einfach sagt: Es passierten schon noch ein paar richtungsweisende Dinge. Und sie waren weder unwichtig noch reibungslos. Aber eins nach dem anderen.

So kenne ich seitens meiner Mutter, wie bereits erwähnt, keinerlei körperlichen Zärtlichkeiten. Ich weiss, das ist ein böser Satz, und genau so ist er gemeint. Ich war auch sehr selten direkt in der Obhut meiner Mutter, denn diese war ja arbeiten. Am Anfang war es wohl die Schwägerin Mady, später meine Grossmutter, und jetzt eben die Tante Richy. Wenn meine Mutter Abends ausging, schminkte sie sich und verwendete dabei einen nicht-kussfesten Lippenstift (gab's 1955 eigentlich schon kussfest?) und wischte mir nach dem „Gutenachtkuss“ den überschüssigen Lippenstift wieder ab, indem sie ihren rechten Zeigefinger mit Spucke nässte und ihn dann darüber rieb.

Ich krieg' heute noch Gänsehaut, wenn ich daran denke.

Und heute noch, wenn eins seinen Finger beleckt, läutet im Hintergrund die kleine Glocke, und ich halte es auch nicht aus, wenn Menschen mich anfassen. Früher konnte ich auch nicht mit einer Partnerin schmusen, oder mit meinen Kindern. Das habe ich leider weiter gegeben, auch meine Kinder können nicht schmusen, also zärtlich sein, ohne jede sexuelle Konnotation. Also zumindest mit mir nicht. (Und nein, ich habe das noch nie thematisiert. Könnte eins aber mal.)

Aber „Lang mi ned oh“ ist mein Mantra geblieben.

Aber wahrscheinlich viel bedeutsamer war das Kinderfahrrad. Also nicht das Fahrrad selber sondern was es ausgelöst hat.

Es war ein „richtiges“ Fahrrad mit Sattel und Rücktritt und Bremse, Aber nur ungefähr halb so gross wie ein „erwachsenes“, so dass ich mit meinen Stummelbeinen draufsitzen konnte. Es hatte natürlich keine Gangschaltung und auch kein Licht, aber es war mein erstes eigenes Fahrzeug, und es brachte mir meine persönliche Freiheit.

Weil es ein richtiges Fahrrad war, mit dem eins richtig schnell fahren konnte (also zu schnell für den Gehsteig), durfte ich damit nur im Park fahren. Die nächsten Parks von der Buchfeldgasse aus gesehen waren der Schönbornpark, der Rathauspark und der Volksgarten – in allen war und ist noch immer Radfahren in jeglicher Form verboten, auch für mein Kinderfahrrad.

Der erste Platz, wo ich rein theoretisch „durfte“, war der Heldeplatz, und da vor allem die beiden Freiflächen links und rechts vom Heldenor. Dorthin zog ich also, mein Fahrrad brav hinter meinem Daddy herschiebend, um mit ihm gemeinsam Fahrrad fahren zu lernen. Daddy brachte mir tatsächlich eine Reihe von Dingen bei, darunter das Freihandfahren und wie eins eine Kanadierbremsung macht ohne hinzufallen. Nach einiger Zeit war er zufrieden mit meinen „Leistungen“ und ich durfte fortan alleine auf den Heldenplatz. Bis dorthin sollte ich mein Fahrrad schieben, schärfte Mami mir ein.

Ich nickte brav mit dem Kopf und fuhr, kaum war ich alleine, fröhlich mit meinem Rad Richtung Heldenplatz.

Bald fuhr ich, die Umwelt erkundend, durch den ganzen ersten Bezirk. Naiv und neugierig, fuhr ich dabei in jede zweite offene Hofeinfahrt und landete mitunter in erstaunlichen Situationen. Wenn eins im Burggarten ins nördliche Eck geht, (für Insider: Neben dem Schmetterlinghaus) gelangt man in einen zweiten, kleinen Hof. Hier wohnte der Komponist Gottfried von Einem – ich weiss das genau, ich bin ihm dort begegnet. (Seine Frau Lotte Ingrisch wohnt heute noch dort). Vom selben Hauseingang aus konnte ich damals mich quer durch den hinteren Teil der Nationalbibliothek bewegen und kam (entlang der kaiserlichen Herzgruft) in der Augustinerstrasse wieder heraus.

Am Anfang war ich noch verschreckt, später wurde ich wagemutig und nahm auch Aufzüge. „Security“ gab es damals praktisch keine, man konnte de facto überall hineingehen. (Noch mehr als zehn Jahre später, als ich Jungredakteur beim frisch gegründeten Nachrichtenmagazin profil war, konnte eins am Ballhausplatz ins Bundeskanzleramt hinein marschieren und landete, unkontrolliert und einen Stock höher, im Büro von Margit Schmidt, ihres Zeichens Sekretärin von Bundeskanzler Kreisky. Sic tempora mutantur.)

Jedenfalls entwickelte ich Sicherheit & Selbstvertrauen und lernte dabei den ersten Bezirk kennen.

Zur selben Zeit heirateten meine Mutter und mein Daddy, und meine (Halb)Schwester Anna wurde geboren. Ich fand das aufregend, und dass ich fortan weniger Aufmerksamkeit bekam war mir ganz recht, ich hatte ja mein eigenes Leben. Ich hatte sogar einen Kumpel aus der Piaristengasse, Johannes Nostiz. Johannes besass einen Tretroller, auf dessen Trittfläche ein Sitz geschraubt worden war sowie ein Satz Pedale, über die mit einer Fahrradkette das Hinterrad betrieben wurde. Es war irgendwie ein seltsames Gerät und ich habe nie wieder etwa ähnliches gesehen, aber Johannes strampelte darauf wie ein Wilder und konnte mit mir und meinem „echten“ Fahrrad auch mithalten. Gemeinsam haben wir den achten und ersten Bezirk unsicher gemacht.

In den 80er Jahren traf ich Johannes – in voller Länge Johannes Graf von Nostiz-Rieneck, Spitzname: Haberman – in der Edeldisco der Wiener jeunesse dorée, dem Monte in der Wiener Annagasse.

Und in Wirklichkeit war ich mit acht oder neun Jahren schon der Einzelgänger, der sein Ding alleine durchzieht. Die meisten Erkundungen und Abenteuertrips durch das Wien der späten Fünfziger habe ich ganz alleine gemacht, da war nie jemand mit dabei.

* * * * *

Nichts, keine Abenteuer, keine Alleingänge hätten mich darauf vorbereiten können, was ab dem Jahr 1961 an Scheisse auf mich niedergeprasselt ist.

Erst war noch alles friedlich. Meine Schwester war mittlerweile knapp zwei Jahre alt und Daddys Augenstern und ich absolvierte ohne viel Aufhebens die vierte Klasse Volksschule. Diese, als katholische Privatschule der Piaristen, war bestrebt, mich zu einem guten Katholiken zu machen, also wurde ich in der zweiten Klasse erstkommuniziert und in der vierten gefirmt, sozusagen als Garantie, dass ich ein anständiger christlicher Bürger werden würde, oder auch als Eingeständnis, dass das mit dem katholischen Lebenswandel selbst beim direkten

Zielpublikum – den Kindern von Grossbürgern und Adelligen – eine anständige katholische Lebensweise einzutrichtern, nicht so weit reichen würde, wenn der hoffnungsvolle Sprössling erst den heiligen Hallen des Piaristenkonvents entkommen war. Oder so ähnlich.

Nach der Heirat von Mutter und Stiefvater hatte Tante Richy eine eigene Wohnung bekommen und war in die verdiente Pension geschickt worden, doch ist, wie wir wissen, die Idylle stets trügerisch. Aber erst einmal bekam Daddy einen neuen Posten.

Nach dem Krieg hatten sie meinen Daddy nach Europa geschickt, um in den einzelnen Ländern eine Vertretung des Unternehmens aufzubauen. Das Unternehmen war die British Motor Corporation, kurz BMC, und darunter fielen hauptsächlich die Fahrzeuge von Austin und Morris.

Also fuhr Daddy über ein Jahrzehnt lang quer durch Europa, meist mit dem Flieger, oft auch mit dem Pkw, und besuchte Stahl in Wien und Frey in Zürich und Innocenti in Mailand und Brüggemann in Düsseldorf; in den letzten zwei Jahren nahm er mich im Sommer auf seine Reisen mit. Das war sehr lustig, denn Daddy hatte keine Ahnung von Kindern und liess mich ziemlich machen was ich wollte. So waren wir in Mailand, er hatte den ganzen Tag Termine, also gab er mir etwas Geld und setzte mich im Zoo ab. Dort erwarb ich erst Erdnüsse (oder, wie ich als Wiener Kind sagte: Aschanti) als Affenfutter abgepackt, fand es aber zu schade, um es den Affen zu verfüttern und ass es selber.

Auch gefiel mir die Art, wie die Jungs in Mailand parkten. Wenn denn so ein schicker Alfa oder Lancia geparkt werden sollte, stieg der Fahre einfach aus und nahm den Zündschlüssel mit, liess aber das Fahrzeug unversperrt. Lenkradsperren waren verpönt, ausserdem gab's die damals nicht so oft. Effekt war, dass die Autos Stossstange an Stossstange standen, und wenn einer wegfahren wollte, dann schob er einfach kurz einmal nach hinten und einmal nach vorne an. Ach ja, Handbremse anziehen war auch verpönt. Und seit damals weiss ich, wieso das z.B. bei französischen Autos „Version Parisienne“ hiess, wenn sie eine verstärkte Stossstange mit Gummihörnchen hatten, denn in Paris wurde diese Art zu parken erfunden. In Mailand (und, wie ich später lernte, in anderen italienischen Städten auch) betrieb man dieses Spiel auch in zweiter und dritter Spur. Dann allerdings gab es einen (selbst ernannten) Parkschani, dessen Aufgabe es war, die verschiedenen Autos hin und her zu schieben. Und selbstverständlich gab es für den Parkschannes einen Schmattes. Feiner geographischer Unterschied: Im Norden Italiens gab es diesen Obolus immer erst nachher, in Neapel und Palermo empfahl es sich, den schon vorher zu entrichten, dann konnte eins das Auto unbesorgt offen lassen und es kam trotzdem nichts weg.

In Deutschland war Brüggemann in Düsseldorf, deshalb wohnten wir dort im Motel Eis, das hiess so und lag an der Autobahn, denn wenn ich mitkam, waren

wir stets mit dem Auto unterwegs. Und weil ich ein verfressenes Kind war, hab' ich mir immer so Jausensemmern zurecht gemacht, damit ich um elf Uhr vormittags, wenn Dady sicher noch nicht stehen bleiben würde, um mir was zum Essen zu kaufen ... die geneigte Leserschaft versteht das System. Nun gab es im Motel Eis zwei sehr grosse, sehr friedliche, aber ebenso verfressene Berner Sennenhunde. Und es kann, wie es kommen musste: Ich trug meine Notjausensemmel stolz in der erhobenen Hand, direkt an der Hundeschauze vorbei ... schon rannte ich heulend zu meinem Daddy, der zuerst nicht ganz verstand, was passiert war, dann aber ganz liebevoll noch einmal zwei Brötchen (nein, in Düsseldorf gibt's keine Semmerln) für mich organisierte.

Auch erinnere ich mich an gemeinsame Fressnächte mit Daddy. Dieser hatte seit je her Schlafstörungen und wanderte des Nachts gerne herum. Ich hatte mein Zimmer schon an meine Schwester abgegeben und hauste jetzt im ex-Tante-Richie-Zimmer, dem klassischen Kabinett hinter der Küche in Wiener Herrschaftswohnungen. Dort bin ich eines Nachts aufgewacht, weil Daddy sich in der Küche Erdäpfel anbriet, schweigend sassen wir um halb drei in der Früh in der Küche und genossen „Fried Potatoe Mash“.

Geredet haben wir dabei nichts über das Notwendige hinaus, denn mit dem Reden hatte er es nicht so, mein Daddy. Aber ich hatte stets den Eindruck, dass er mich mochte und sich um mich bemühte, auf seine Art. Er nahm mich mit zu Dingen, die er als Bubendinge empfand, oder Männerdinge. Wir gingen gemeinsam zu Fussballspielen und zu Sandbahnrennen (das ist dort, wo sie immer im Kreis fahren und sich dabei mit einem Eisenschuh in die Innenkurve lehnen, die Motoren sind Zweitakter und werden mit Methanol betrieben, das ergibt einen ganz typischen Geruch). Und er schenkte mir mein erstes Print-Abonnement, das einer (selbstverständlich englischen) Jungenzeitschrift, in der ich zum ersten Mal Asterix las. Es war natürlich auf Englisch und es war der „Kampf der Häuptlinge“, in wöchentlichen Abschnitten, ich erinnere mich noch ganz genau.

An und für sich lief alles normal, zumindest dem Anschein nach. Im Nachhinein erwies es sich allerdings als die Ruhe vor dem Sturm, der mein Leben ein für allemal grundsätzlich durcheinander wirbeln sollte.

Als ich sieben Jahre alt war, hatten meine Mutter und mein Daddy geheiratet, als ich acht war, kam meine kleine Schwester, und als ich zehn war, ging es los. Denn die britische Automobilindustrie (in Form der damals frisch in einer Gesellschaft als „British Leyland“ zusammengefasst) beschloss, ihr gesamtes Europageschäft neu aufzustellen und zu diesem Zweck in der Schweizer Stadt Genf in einem zentralen Büro zu verwalten.

Am Anfang war alles noch sehr spannend. Daddy fuhr mit mir im Juli 1962 – ich hatte die Volksschule gerade abgeschlossen – nach Genf. Wir besichtigten das

neue Büro und eine Reihe von Häusern, wohnten ganz schick mitten in der Stadt am See im altherwürdigen „Hôtel Beau Rivage“, in dem schon Kaiserin Sisi abgestiegen war, alles sehr aufregend.

Im Lauf des Sommers stellte sich heraus: Ich konnte, sollte, durfte nicht mit kommen. Um es einmal direkt auszudrücken: Meine Familie zog nach Genf, in ein neues Haus, ein neues Leben, eine neue Umwelt, und ich durfte nicht mit kommen.

Mami fand später eine Reihe von Gründen, die ich alle ziemlich schwach fand. So meinte sie einmal, ich sollte eine österreichische Erziehung bekommen, schliesslich sei ich der einzige mit einem österreichischen Pass in der Familie. Ein andermal meinte sie, Daddy sei mit der Ankunft seiner Tochter unsäglich eifersüchtig geworden und sie hätte mich so aus der Schusslinie genommen, ein Argument, das sie auch meiner älteren Tochter einmal erzählt hat.

Irgendwo im Hinterkopf waren da noch Reste von herrschaftlichem Denken, von „G'hört sich so“, dem Standesdünkel, den meine Mutter hatte (und den sie mir weiter gegeben hat), in diesem Denken muss eins in einer „ordentlichen“ Schule gewesen sein (vor allem wenn eins ein Mann ist), um später richtig erfolgreich sein zu können. So ein Netzwerk kann nicht früh genug gelegt werden, also hatte mich meine Mutter schon nicht in die ordinäre Volksschule ums Eck geschickt, sondern in die Piaristenvolksschule. Und für Gymnasium (und nur ein solches kam in Frage) war die Auswahl nicht so reichlich, vor allem wenn ein Internat dabei sein sollte. Und allzu viel durfte es auch nicht kosten, schliesslich hatten wir ja kein Geld (obwohl Daddy in seiner neuen Position gut verdiente, dauerte es noch ein paar Jahre, bis wir uns daran gewöhnt hatten, dass wir jetzt auch Geld hatten und es ausgeben konnten.)

Schliesslich fiel die Wahl auf die Piaristen in Horn im Waldviertel.

Ich habe jede Sekunde im Internat gehasst. Jede. Einzelne. Sekunde.

Horn im niederösterreichischen Waldviertel war 1961 noch um einiges verschlafener als heute, die tschechische Grenze war Sperrgebiet, und es gab noch keine Kreisverkehre, Schnellstrassen oder Autobahnen, und nach Wien fuhr der Postautobus vier Stunden. Und Punkt acht Uhr abends wurden die Gehsteige hochgeklappt und die Häuser wieder in den Wald zurück geschoben.

Immerhin gab es ein Kino. Dafür gab es kein Fernsehen (also es gab damals schon Fernsehen, aber im Internat gab's keines), dafür gab es einen Badeteich und einen Fussballplatz. Das musste reichen.

Warum ich nicht einfach mitkommen und in Genf in die Schule gehen konnte oder durfte, hab' ich nie wirklich verstanden (ja, das sagte ich schon, offenbar ist es mir wirklich ein Problem), ich kann es mir nur zusammenreimen. In der Wertewelt meiner Mutter kamen Buben ins Internat, wo sie zu Männern wurden

und dann wieder nach Hause kamen. Oder so ähnlich. Und das möglichst in eine ordensgeführte Schule, damit es auch eine solide katholische Erziehung werde. Dementsprechend waren auch reichlich Adelige in Horn respektive ihre Kinder, mein bester Freund und Bettnachbar war Alexander (Graf) Thurn, genannt Xandi, der von der Stammburg der Thurns in Bleiburg in Kärnten kam und in Horn ähnlich unglücklich war wie ich. Daneben fallen mir auf die Schnelle zwei Auersperg-Buben ein und ein paar Hoyos, aber letztere sind ja im Waldviertel zu Hause.

In den frühen Sechzigerjahren trachtete die österreichische Schulpolitik, in jedem Bezirk in Österreich eine Mittelschule mit Matura zu errichten. Diese Funktion hatten seit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht unter Maria Theresia sehr oft Klöster gehabt. Sehr oft waren an da auch Internate dabei, damit die Kinder, die ein wenig weiter weg wohnten, nicht jeden Tag nach Hause fahren mussten. Das war auch in Horn so gewesen, in dem Jahr, als ich in die erste Klasse Mittelschule dorthin kam, war gerade das gerade erst fertig gewordene neue Bundesgymnasium eingeweiht worden, wir waren praktisch die ersten; das Internat blieb bei den Piaristen. Wir waren zehn bis fünfzehn Buben pro Schlafsaal, es gab einen grossen Studiersaal im ersten Stock und das Refektorium im Erdgeschoss.

Damit die Kosten möglichst gering und damit für alle erschwinglich blieben, wurden wir sehr spartanisch gehalten. In den Schlafsälen war es immer kalt, und das Essen war schlecht. Noch heute graust mir vor Kaffee mit Milch und Zucker (in Horn war es Muckefuck, das war noch schlimmer) und vor gekochten (alten, mehligten) Erdäpfeln mit eingebrannten (ebenso alten und sehr zähen) Fisolen.

Am schlimmsten waren die Feiertage. Denn da fuhren alle nach Hause ausser mir, und ich fühlte mich dann noch einsamer als sonst. Ich war kreuzunglücklich und verstand die Welt nicht mehr: Eben war ich noch halbe Tage durch die Wiener Innenstadt gestreift, jetzt war ich in einem kalten Kloster eingesperrt. Da tat ich dann sogar den Patres leid und sie nahmen mich mit, wenn sie irgend wohin fuhren (meist in ein befreundetes Kloster). Pater Rektor fuhr einen alten Vauxhall, bei einer Panne verloren wir das rechte Hinterrad. Also wir verloren es nicht, sondern die Radaufhängung brach, aber ich kann mich noch an den scharfen Geruch von verbranntem Gummi erinnern, als der Reifen in voller Fahrt begann, sich an der Karosserie aufzureiben.

Eine von Mamis guten Freundinnen lud mich über ein verlängertes Wochenende zu sich nach Wien, ich nahm die lange Postautobusreise in Angriff und kam ziemlich zedrückt in Wien an, Mamis Freundin war entsetzt und berichtete meiner Mutter, ich sähe entsetzlich aus und sei kreuzunglücklich.

Mami nahm sich das offenbar zu Herzen und suchte für mich eine neue Schule. Diesmal fiel die Wahl auf die Franziskaner in Fribourg, ein katholischer Kanton

inmitten der eher protestantischer Schweiz. Dorthin kam ich im zweiten Schuljahr. In Fribourg wird Französisch und Deutsch gesprochen, die Sprachgrenze verläuft mitten durch den Kanton. Ich hatte in Horn Französisch als erste Fremdsprache genommen (schliesslich konnte ich ja schon Englisch, und Franz erschien mir in Hinsicht auf Genf eine praktische Sache). In diesem ersten Schuljahr lernte ich jede Menge „grammaire“, konnte allerdings nicht einen einzigen zusammenhängenden Satz bilden, das holte ich dann in den Sommerferien nach, nach einem Monat sprach ich schon fließend mit den Nachbarskindern.

Das Kloster in Fribourg war dem heiligen Michael geweiht und hiess daher Collège Saint Michel, ein riesiger Gebäudekomplex inmitten der Stadt mit rund 1200 Schülern in allen neun Schulstufen. Ich lernte in dem Jahr ordentlich Französisch und fließend Schwyzerdütsch (weil mit meinem Wienerisch hatte ich kein Leiberl, sprich: Es verstand mich kein Aas). Daneben lernte ich noch die Nebentäler des Wallis sowie die Erkenntnis, dass (vor allem deutsche) Schweizer sehr viel von ihrer Identität als Schweizer von einem Sieg gegen die Österreicher ableiten, damals bei Morgarten 1315. An sich gab es damals noch keine Österreicher, es waren eher die Habsburger, die damit ihre (Schweizer) Stammlande verloren, und die historische Quellenlage ist so schlecht, dass eigentlich nichts wirklich als historisch überliefert gilt, aber der „Bund“ von 1291 bestand damit seine erste Feuerprobe. Zumindest so schnitzten sich die Eidgenossen im neunzehnten Jahrhundert ihr nationalistisches Geschichtsbild zusammen. Der Rütlichschwur, Wilhelm Tell, das ganze Geschichtslametta – alles falsch, oder zumindest durch keinerlei schriftlichen Quellen belegt. Ja, im Kanton Schwyz wird die Urkunde des „Rütlichschwur“ wie ein Heiligtum gehalten, aber in dem Dokument versichern sich eine Reihe von Talschaften aus den heutigen Kantonen Uri, Schwyz und Nidwalden gegenseitig Hilfe bei Angriffen von Aussen zu, nicht mehr, und daneben beruft sich das Dokument ausdrücklich auf frühere, ähnliche Verträge, die aber nicht erhalten sind. Und von wegen „frei“ und „ohne fremde Herrschaft“ – alles der Geschichtsromantik des 19. Jahrhundert geschuldet.

Heute wird das auch so nicht mehr gelehrt, nicht einmal mehr in Schweizer Schulen, aber damals bekam ich das alles noch vorgesetzt, im Jahre 1963. Und das alles natürlich auf reinem Schwyzerdütsch. Bis auf den Franz-Unterricht, der wurde von einem französischsprachigen Lehrer gehalten, der sich weigerte, auch nur ein einziges Wort Deutsch mit uns zu reden. Vielleicht konnte er auch kein Schwyzerdütsch, so wie ich.

Dass „uns nichts mehr trennt als die gemeinsame Sprache“ ist zwar ein Satz, den Karl Krauss auf uns und die Deutschen gemünzt hat, aber für die deutschen Schweizer gilt dies noch um einiges mehr. Schweizerdeutsch wird kehlig gesprochen, ähnlich dem Tirolerischen, während Hochdeutsch eher vorne im

Mundraum gebildet wird, auch „am Gaumen“ genannt. Was zu dem schönen Spruch führte: „Hochdeutsch tut uns am Gaumen weh“. (Er fiel in einem Interview, viele Jahre später, zu einer Story über die Schweiz, im Auftrag eines österreichischen Nachrichtenmagazins.) Egal, seither verstehe ich jedenfalls Schweizerdeutsch und spreche es schlecht, aber es geht. (Sprich: Ich bekomme was ich wolle, auch in einem Nebental des Kanton Wallis.) Wahrscheinlich klinge ich für Schweizer Ohren so wie wenn Deutsche versuchen, Wienerisch zu sprechen. Aber noch heute kann ich die O-Töne der Interviews im Schweizer Fernsehen ohne Untertitel verstehen, das ist ja schliesslich auch was.

Dann bekam ich Asthma.

Nachdem ich heute weiss, dass ich an den Folgen dieser Erkrankung sterben werde, ist dies der geeignete Zeitpunkt, sich damit ein wenig auseinander zu setzen.

Es ist mittlerweile schon über sechzig Jahre zurück und ich erinnere mich nicht immer genau, aber so weit ich es übersehe, begannen die schweren Anfälle erst in Fribourg. Horn war zwar auch ein schwer depressiver Ort, aber mein Körper brauchte offenbar etwas Zeit, um sich eine Antwort zu überlegen. Und in Fribourg war es dann so weit.

Im Schlafsaal unter dem Dach waren vierzig Schüler, um jedes Bett herum war ein hölzerner Paravent, gerade so hoch dass man noch darüber schauen konnte. Es verschaffte dennoch ein wenig Privatsphäre, es gab so etwas wie ein Nachtkästchen. Ich erinnere mich, halbe Nächte im Sitzen verbracht zu haben, weil beim flach liegen die Bronchien total verschleimen und meinereiner dann Erstickungsanfälle bekommt.

Im November gab es grosse Aufregung: John F. Kennedy, der charismatische Präsident der USA, fiel einem Attentat zum Opfer, im Nebengebäude für die Oberstufe gab es einen Fernseher – schwarzweiss, natürlich – die wirren Bilder, die über den Bildschirm liefen, sind mir in Erinnerung geblieben, ebenso der unglaublich erregte Kommentator. Verstanden habe ich nix.

Gleichzeitig mit dem Beginn der Asthmaanfälle begann ich zu rauchen.

Es klingt zwar reichlich schräg, aber rauchen half bei Atemnot, irgendwie. Spätestens im Frühjahr 1964 war ich regelmässiger Raucher, ich erinnere mich daran, Abends um zehn Uhr noch aufs Klo geschlichen zu sein, für einen Gute-Nacht-Zigarette, beim Fenster hinaus, Pall Mall, ohne Filter, irgendwie hab ich mir das vom Taschengeld abgezweigt und es mir in der Stadt besorgt. Es war uns zwar verboten, das Gelände zu verlassen, aber ich ignorierte das, und es schien Keinem aufzufallen. Der Komplex der Franziskaner liegt in Mitten der Stadt Fribourg, ich streifte so stundenlang durch die Stadt und die umliegenden Wälder.

Ich hatte auch schon damals grosse Probleme beim Früh aufstehen. In Fribourg wurden wir um sechs Uhr geweckt, Waschen, Morgenturnen, Andacht und Frühstück, ab 08:00 war dann Unterricht. Eines Tages wachte ich – an einem ganz normalen Wochentag – um halb elf Uhr vormittags auf. Allein. Im Schlafsaal. Irgendwie war es mir gelungen, den uns weckenden Präfekten elegant zu ignorieren, mich dabei aufzurichten und geweckt auszuschaun und anschliessend wieder hin zu legen, ohne mich irgendwie daran erinnern zu können. Die Patres unterstellten mir böse Absicht, ich bockte und bekam einen Asthmaanfall.

Schliesslich schrieben die Patres meiner Mutter einen Brief, sie möge mich bitte irgendwo anders in die Schule geben, sie ihrerseits sähen sich ausserstande, mit mir irgendwie vernünftig umzugehen.

Meine Mutter erzählte mir, viele Jahre später, die Patres hätten sie damals angerufen, ganz verzweifelt, ich sässe auf einem Vordach und wollte, trotz guten Zuredens, nicht mehr herunter kommen, und jetzt wüssten sie auch nicht weiter. Mutter meinte, sie hätte damals erwidert, sie hätte mich zu den Patres gegeben, damit diese mich erzögen, und wenn sie dies nicht könnten, dann sollten sie es bleiben lassen. Oder so ähnlich. Ich meinerseits kann mich überhaupt nicht an eine derartige Situation erinnern, aber sie ist durchaus möglich. Fest steht für mich jedenfalls, dass meine Mutter die Erziehung ihres schwierigen Kindes schlicht outsourced hat, an die Profis, die sich in ihrer Wertewelt um die Kindererziehung kümmerten, und das waren halt Klosterinternate.

Und praktisch war es auch, dass im Umfeld des Neustarts in Genf, mit Ehe und alles, das autistische Kind nicht im Weg herumstand. Das ist jetzt böse, aber bis es mir widerlegt wird, lass' ich es einmal so stehen.

Hach, so eine Biographie schreiben hat etwas von Katharsis an sich.

Egal, im Jahr darauf fand Mami für mich eine Schule in Montreux. Und diesmal eine österreichische. Und das kam so: In der Schweiz gibt es seit dem 19. Jahrhundert Schulen für die Kinder reicher Menschen. Die sind meist für ihre Besitzer hoch profitabel, sehr oft schon älteren Datums und daher ehrwürdig und gut angesehen und residieren meist in ebenso schicken wie kleinen Schweizer Städtchen – in Villars, zum Beispiel, oder in Vevey, und eben auch in Montreux, genauer im östlichen Vorort Territet. Dort residiert das Monte Rosa College, für Buben und Mädchen, und obwohl die meisten dieser Schulen in Englisch statt finden, ist das Monte Rosa College zweisprachig, nämlich Englisch und Deutsch. Und hatte damals, also im Jahr 1963, das deutsche sowie das österreichische Öffentlichkeitsrecht. Sprich: Obwohl privat geführt (und dementsprechend schweineteuer) stellte es gültige österreichische Schulzeugnisse aus. Und genau für diese Schule gewährte mir der Staat Österreich ein Vollstipendium.

Ganz genau weiss ich es auch nicht, aber die Argumentation lief wohl so: Ich hatte nach wie vor die österreichische Staatsbürgerschaft (meine Mutter wollte ja, dass ich als Österreicher erzogen werde, was immer das auch sein mag oder für sie bedeutet hat), und Monte Rosa war die nächstgelegene (österreichische) Schule, gemessen am Wohnort meiner Mutter. Und weil ich in der ersten Klasse in Horn fast nur Einser im Zeugnis hatte und somit „Vorzugsschüler“ war, galt ich als hochbegabt und förderwürdig. Sprich: Der Staat Österreich spuckte mehrere tausend Schweizer Franken im Monat für mein Schulgeld aus.

Dabei zählte das Schweizer Schuljahr nur als Zähljahr (ich kam direkt in die dritte Klasse), aber nicht mit dem Notenwert (der war sicher eher mau, ich kann mich aber nicht erinnern und finde keine Zeugnisse mehr).

Aber Vorzugsschüler, Variante Österreich, blieb ich bis in die siebente Klasse Gymnasium, was mir den Umgang mit Lehrern eindeutig erleichterte.

Das mit dem Asthma hatte sich mittlerweile eingependelt, die schlimmste Zeit war wohl St. Michel, da wusste niemand so wirklich, was ich hatte, wähen man mich mit Barbituraten und anderen Pferdepillen zu behandeln versuchte. Die Barbiturate waren eine Art Dauer-High, ich ging die Hälfte der Zeit rund einen halben Meter über dem Boden. Aber mittlerweile hatte Mami in Genf einen Arzt aufgetan, der das Problem als in Grundsätzen psychosomatisch erkannte und mich zum autogenen Training und in Yogakurse schickte. Ausserdem hatte sich herausgestellt, dass ich auf die Stadt Genf allergisch war: Jedesmal, wen ich nach Hause fahr, bekam ich Asthma.

Da darf sich jetzt jeder denken, was er will.

Ich jedenfalls lernte, Astma-Anfälle mit flach-auf-den-Boden-legen und Atemübungen in den Griff zu bekommen, immer vorausgesetzt, ich hatte meine Medikamente dabei. Denn der gilt als Klassiker: Ich fahre \$irgendwohin und vergesse meinen Astma-Inhalator, schon – zack – bekomme ich einen Anfall, schleppe mich zur nächsten Apotheke, argumentiere das dort irgendwie und bekomme einen Inhalator ausgehändigt. Und ebenso – zack – ist der Anfall weg, noch in der Apotheke. Und ganz ohne den neuen Inhalator verwendet zu haben.

Ausser in Deutschland, dort bekommst Du ohne Verschreibung genau gar nix. Da kannst Du dort in der Apotheke einen Erstickungsanfall werfen, und hörst nur: Ohne Verschreibung verliere ich meine Zulassung. Ich hab' das mal in Hamburg durchexerziert: G*ttseidank war der praktische Arzt vernünftiger und verschreib mir alles, was ich brauchte. Aber wie schon Tucholsky zur deutschen Liebe für Bürokratie meinte: Die revolutionäre Besetzung des Bahnhofs scheiterte daran, dass nicht genug Kleingeld für Bahnsteigkarten vorhanden war.

In Monte Rosa blieb ich eineinhalb Jahre, also die dritte und die halbe vierte Klasse, dann entzog der Staat Österreich dem Collège Monte Rosa das

Öffentlichkeitsrecht, und ich musste erneut Schule wechseln. Warum er das tat, entzog sich meiner Kenntnis, aber ich musste raus.

Während dieser Zeit sind eine Reihe von wichtigen Dingen passiert.

Monte Rosa war eine typische „Schweizer Internationale Schule“, deren es einige in der Schweiz gibt (wobei die Schule in Montreux nur eine Filiale war, die Mutterschule war in St. Gallen). Es war (und ist noch heute) ein riesiger Kasten aus der Jahrhundertwende, am Nordufer des Genfer Sees (den alle Anrainer, ausser den Genfern, Lac Lemman nennen). In dieses hier sehr schmale Band zwischen See und einem Berg, der dort Rochers de Naye heisst, wird eine Seepromenade und die Hauptstrasse von Lausanne ins Wallis gepfercht (die seit der Autobahn nicht mehr so frequentiert ist, die gab's aber damals nicht), sowie die Hauptstrecke der Simplonbahn. Und noch ein paar Tennisplätze und einen Basketballplatz. Zwei Meter daneben donnerte die SBB über die Schienen, alle paar Minuten. Nach ein paar Tagen merkst Du das nicht mehr, seither liebe ich es, beim Einschlafen Züge zu hören. Und es gab – für mich ein Novum – auch Mädchen, in der Schule sowie im Internat.

Es gab auch noch ein paar Nebengebäude, aber die waren nur für die Oberstufe, unsereiner verbrachte die Zeit im Haupthaus. Das dürfte als Hotel konzipiert worden sein, denn es hatte eine imposante Stiege und einen grossen Speisesaal sowie lange Gänge mit Zimmern links und rechts. Und daneben gab es eine Reihe kleiner Servicestiegen, manchmal nur zwischen zwei Stockwerken. Natürlich gab es keinen Aufzug, aber wir liefen die ganze Zeit die Stiegen rauf und runter. Der Chemiesaal etwa war im Keller, der Zeichensaal im vierten Stock.

Da ich schon aus der Kindheit heraus fliessend Englisch sprach, hab' ich mich sehr an die englische bzw. amerikanische Schule angeschlossen. Die war so organisiert wie Hogwarts in „Harry Potter“, also in verschiedene „Häuser“, die miteinander konkurrierten (wir hatten allerdings nur zwei, nicht vier wie bei Harry Potter). Es gab Turniere in Basketball und Tennis (nein, kein Baseball und kein Football), und an Wochenenden fuhren die Mannschaften zu anderen Schweizer US-Schulen, zum Beispiel nach Villars, meist um dort ein Basketballturnier zu spielen. Und ich fuhr oft mit. Das wurde eigentlich nie hinterfragt. Den britischen Zeichenlehrer liebte ich, der war ein schrulliger Mann mit einem Knebelbart. Und der Sportlehrer war ein Ami und sprach meinen Namen als „Eigler“ aus, als ich meinte, ich hiesse Iglar, monierte er, dass da nicht „Eagler“ stünde. Aber sonst war er sehr nett.

Die lieben Mitschüler waren (no na, bei den Preisen) durchgehend die Kinder reicher Eltern, ein paar waren auch Diplomatenkinder. Ich teilte zum Beispiel mein Zimmer mit dem Sohn des japanischen Botschafters in Ungarn, er hiess (ich transkribiere jetzt mal in Deutsch) Koitschi Nischizawa und sprach gut Englisch. Als ich einen Camembert erwarb und, weil noch topfig, zwischen die Fenster zur

Reifung legte, erkundigte er sich, was ich da täte. Anschliessend ging er speiben, weil ihm so gegeist hat bei der Vorstellung. Dafür ass er mit Begeisterung getrocknete Würmer, die er von daheim mitgebracht hatte, da hab' ich meinerseits höflich abgelehnt.

Ich wurde auch gemobbed, weil man mir ansah, dass ich nicht aus vermögendem Haus stammte. Ich trug noch immer die Kleidung meines Onkels Alexander auf, dem kleinen Bruder meiner Mutter. Der bekam natürlich immer nur teure Sachen gekauft, doch nahmen diese den Umweg über meinen Cousin Eduard (dem Sohn meines Onkel Wippy), so dass sie zwar auf mir immer noch ansehnlich waren (also nicht verschlissenen so), aber natürlich hoffnungslos aus der Mode gefallen. So trug ich Karottenhosen aus den Fünfigern, während Glockenhosen der Letzte Schrei war. Und dass ich dazu ein kleiner altkluger Nerd war, hat auch nicht geholfen. Aber beliebt war ich eigentlich nie gewesen, so weit ich mich zurück erinnern kann, also fiel es jetzt nicht mehr als sonst ins Gewicht.

Dafür habe ich in Monte Rosa mein fast perfektes Französisch gelernt. Und das kam so. Der deutschsprachige Teil des College zerfiel in „Deutsche“ und „Österreicher“. Sprich: Wir waren sechs Schüler in der dritten Klasse, fünf davon in einer „Untertertia“ als deutsche Auslandsschule, und ich als dritte Klasse (Österreich) hatte ein Klassenbuch für mich. Alleine. Und nach wie vor war meine erste Fremdsprache Französisch. Und so hatte ich dreimal die Woche, während die Untertertia auf Englisch geschult wurde, de facto Privatunterricht. Bei unserem Heimleiter, einem Monsieur Barrière. Von imposanter Grösse, schob er einen ebenso imposanten Bauch vor sich her und hatte immer (also soweit wir ihn sahen) einen Tschick im Mund, der auch immer brannte (möglicherweise nicht immer beim Essen), denn das mit dem Rauchverbot wurde 1965 nicht so streng genommen. Zahllose Brand- und Ascheflecken vornehmlich auf M. Barrières Bauch legten darüber Zeugnis ab. Und er war gebürtiger Franzose,

Als solcher war er in Monte Rosa natürlich auf verlorenem Posten, umgeben von Ami- und deutschen Lehrkräften, und selbst draussen in Montreux sprachen die Menschen diesen seltsamen Dialekt, den sie für Französisch hielten. Und daher beschloss er, in drei Doppelstunden die Woche, aus mir einen ordentlichen Französisch-Schüler zu machen. Dazu kommt, dass ich von zu Hause so sprachbegabt wie polyglott aufgewachsen und daher für sowas ein gefundenes Opfer bin. Also so empfand ich es damals. Heute bin ich ihm dankbar dafür. Er liess mich ein Wort hundertmal sagen, bis ihm die Aussprache gefiel. Er sprach – natürlich – nur Französisch mit mir, aber offenbar war ich ein gelehriger Schüler, denn ich glaube, er war am Ende ganz zufrieden mit dem Ergebnis. Fazit: Eineinhalb Jahre Mr. Barrière sowie drei Sommer bei meinen Eltern in Genf, und Französisch ist mir seither so vertraut wie Deutsch und Englisch.

Vor allem zu den zwei letzteren Sommer hier auch noch ein kleines Extempore: Ich hatte mittlerweile auch in Genf ein Fahrrad, diesmal in der richtigen Grösse und mit Licht und Gängen, und war damit flott unterwegs, so gross ist der Kanton Genf dann auch wieder nicht, wenn eins den ganzen Tag Zeit hat, drin herum zu radeln. Seit damals habe ich bei Veyrier und Genf und so Heimatgefühle, zwar nicht in Bezug zum Haus meiner Eltern, aber mit der Gegend selber. Auch konnte ich die Tradition des freien Herumschweifen aus Wien fortsetzen, diesmal halt zwischen Kornfeldern und französischen ländlichen Ortschaften. Grenzkontrollen gab es keine, alle fuhren hin und her. Meist reichte ein Blick auf die nächsten Telegrafmasten: Waren sie streng gerade und senkrecht, war Genf. Waren die Masten schief, war es Département de la Haute Savoie. Aber wie schon gesagt: 1965. Und wenn Mami fragte, wo ich gewesen sei, reichte ein *dort-irgendwo-herumgeradelt* und eine Handbewegung hinters Haus. Später fragte niemand mehr

Ich schweife ab.

Und komme nach Reutte in Tirol.

Kapitel 7

Even the butler has something to prove

Bob Dylan (On The Road Again)

Ich muss in Reutte ziemlich exotisch gewirkt haben, als ich dort aufschlug.

Vielleicht sollte ich dazu sagen, dass Reutte damals ein Kaff in den Bergen war. (War? Na ja, ist es ja immer noch. Egal.) Es liegt nordwestlich von Innsbruck im Tiroler Lechtal (der Lech fließt hier über die Grenze), und hat bis heute keine direkte Bahnverbindung nach Österreich, ein Schienenbus fährt von Garmisch-Partenkirchen nach Kempten und macht dabei einen Schlenker über das Reuttener Talbecken. Und wer von Innsbruck nach Reutte mit der Bahn will, fährt mit den Österreichischen Bundesbahnen durch die Martinswand nach Garmisch und steigt dort in besagten Schienenbus.

Moment: Durch die Martinswand? Jawohl, das Bähnlein schlängelt sich von Innsbruck das Inntal hinauf und bei Zirl wird scharf nach Norden abgebogen. Und weil dort ebendiese Martinswand im Weg ist, führt die Strecke mittendurch, irgendwann gibt es in einem der zahlreichen Tunnel ein Fenster, da kann man direkt ins Inntal schauen, von relativ weit oben. Die Strecke ist mindestens so malerisch wie die Semmeringbahn, nur halt nicht so gross & nicht so bekannt.

Und, wie gesagt, so fuhr die Deutsche Bahn von Scharnitz bis Füssen durch Österreich. Mit einem roten Schienenbus, der piff und stöhnte und hupend und mit 60 Stundenkilometern übers Land raste.

Ähnlich beschaulich war auch der Rest. Als ich dort war (also vor über 50 Jahren) hatte Reutte immerhin eine Bezirkshauptmannschaft und ein Bezirksgericht, hatte 4000 Einwohner und war stolz auf sein Marktrecht, das 1489 von Erzherzog Siegmund genannt der Münzreiche verliehen worden war (ja, der heisst tatsächlich so und ist sonst in der Geschichte nicht weiter aufgefallen. Und bevor der nächste Klugscheisser aufzeigt: Ja, seit 2024 ist Reutte eine Stadt, ist aber mit 5.800 Einwohnern nicht wirklich gewachsen.)

Heute führt eine Schnellstrasse von Innsbruck nach Reutte und weiter nach Kempten (als Teil der europäischen Achse Augsburg-Verona); damals gab es eine enge Strasse über den Fernpass, für die der Postautobus, schnaubend und knatternd über vier Stunden brauchte.

Kurzum: Der Arsch der Welt. Aber hübsch.

Ich hab' nie erfahren, warum Monte Rosa College sein Öffentlichkeitsrecht verlor, respektive warum genau die Republik Österreich mein Schulgeld nicht weiter zahlen wollte (sprich: das Stipendium stornierte) und es ist auch nicht

weiter wichtig, Fakt ist dass ich mitten in der vierten Klasse Mittelschule die Schule wechseln musste, und wie meine Mutter die Schule dort aufgetrieben hat wird mir ewig ein Rätsel bleiben, aber es war die erste halbwegs vernünftige Wahl meine Mutter in Sachen Schule.

Das Ausserfern galt noch bis in die Fünfziger des letzten Jahrhunderts als Notstandsgebiet, es gab kaum Arbeit und die Landflucht war gross. Enter ein Mann namens Paul Schwarzkopf. 1886 in Prag als Sohn konvertierter jüdischer Grossbürger geboren, war er ein Pionier der Pulvermetallurgie. Für Laien wie unsereinen: Metalle, die sich nicht so einfach verarbeiten beziehungsweise mit anderen Metallen legieren lassen (weil z.B. ihr Schmelzpunkt zu hoch ist) werden zu feinem Pulver vermahlen, dann vermischt, in die gewünschte Form verpresst und mit hohen elektrischen Strömen zu einer neuen Legierung verschmolzen. Während seines Studiums in Prag war er Corpsstudent (das kennen wir doch von wo), trat aber später wieder aus. 1911 erfand er den gezogenen Wolframfaden (was alte Menschen wie ich noch als Glühfaden in der Glühlampe kennen) und gründete zu dessen Produktion ein Unternehmen.

Und dann ging er auf die Suche nach einem Standort. Und kam auf Reutte in Tirol, wo er 1921 die Planseewerke AG gründete, nach dem Plansee, der bei Reute liegt. Wieso justament Reutte weiss ich jetzt auch nicht, aber es hatte etwas mit dem Bedarf an Strom zu tun. Jedenfalls bekam Schwarzkopf sein eigenes Kraftwerk (am Plansee, natürlich) und schon Anfang der Dreissiger gab er 400 Reuttener Arbeit und Lohn.

Dann kamen die Nazis und der als Jude geltende Schwarzkopf wurde enteignet, konnte aber in die USA emigrieren. 1947 kam er nach Österreich zurück, musste aber bis 1952 prozessieren (zur Schande der Republik: auch gegen sie) bis er sein Werk zurück bekam. Im selben Jahr gründete er auch eine Schule, denn einerseits gab es im ganzen Ausserfern keine Mittelschule, und andererseits wollte er lokale Techniker ausbilden. Die Schule firmiert heute unter Planseeschule und wird als so genannte Höhere Bundeslehr- und -versuchsanstalt für Metallurgie geführt. Sprich: Die ersten vier Jahre normales Gymnasium, ab der 5. (Parallel zum Gymnasium) eigene Ausbildung zum Metallfacharbeiter. Vergleichbares gab es damals in Wien in der Rosensteingasse (Chemie) in der Spengergasse (Textil), im Kärntner Ferlach (Büchsenmacher), im Waldviertler Waldstein (Uhrmacher) sowie die HTL in Mödling, Rankweil, Pinkafeld. Innsbruck, Dornbirn und Wiener Neustadt.

In Reutte schlug ich im Februar 1964 in der 4. Klasse auf.

Es gab schon einen Andreas und auch einen Andy (eine Form, die ich seit je her abgelehnt habe), man bot mir an, Andy zwo genannt zu werden, was ich höchst empört zurückwies. Da kam aus dem Hintergrund eine Stimme: „Dea chemmt us

oaner Schul in Fränkchreichch. Dea hoast itzan Andrä.“ I did’t argue, daher ist es dabei geblieben. Bis heute.

Dabei war ich nach wie vor Vorzugsschüler (für Laien: Notendurchschnitt unter 1,5) wobei die Betragensnote nicht zählt, weil die war immer schlecht. War ich in den drei Schulen vorher eher gemobbt worden und ein kleines Würschtl (ganz besonders in Montreux), war ich plötzlich selbstbewusst und liess mir nichts mehr gefallen.

Mir wird das im Detail erst klar, wenn ich es hier aufschreibe, also formuliere ich es noch einmal, vorsichtig: In Horn war ich nur elend und hatte keine Ahnung, was abgeht, ich schwamm mit der Menge mit. In Fribourg bekam ich zum ersten Mal wirklich schwere Asthmaanfälle und musste die Nächte teilweise im Bett sitzend verbringen weil ich keine Luft bekam. Noch immer hatte ich nicht wirklich Ahnung. Und in Montreux musste ich mich durchschlagen. Irgendwann zwischen Horn und Montreux reifte in mir der Entschluss, wenn mir denn keiner hilft (und so sah es für mich aus) dann pfeife ich in Zukunft aufs Hilfe von aussen und schau’ wie ich mich selber durch bringe.

Ein nicht geringer Einschnitt war, dass ich jetzt nicht mehr von „zu Hause“ per Regionalzug ins Internat fuhr, sondern mit der Ganz Grossen Eisenbahn, und das fast einen Tag lang. Ich fuhr also alleine (bis auf das erste Mal. Da kam Mami mit dem Auto) von Cornavin (so heisst der internationale Bahnhof in Genf) mit dem Schnellzug nach Zürich und stieg dort in den Zug nach München, um in Kempten auszusteigen. Kempten war damals ein Loch in der bayerischen Landschaft, also Schnellzugsmässig gesehen, demgemäss war der Aufenthalt kurz. Sehr kurz. Dass ich es durchgehend geschafft habe, mit dem ganzen Gepäck auf einmal auszusteigen, grenzt eh’ an ein Wunder. Egal, anschliessend kam der Grosse Rote Schienenbus und knatterte mit mir bis Reutte, Hauptbahnhof (G*tt strafe mich, so hiess der.)

So reiste ich ab dem zarten Alter von dreizehn dreimal jährlich quer durch (das damalige) Europa. (Damalig deshalb, weil bei Pressburg die Welt für uns aufhörte. Oder, wie mein Daddy meinte, als ihn Mami fragte, ob er auch in Wien mit ihr wohnen würde, nein, da wären ihm die Russen zu nah. Also blieben sie auch nach Daddys Pensionierung in Genf.

Seither liebe ich Eisenbahn fahren. Bevorzugt nachts. Nach Reutte war nix mit Nachtzug, weil der Grosse Rote Schienenbus fuhr nur dreimal am Tag, und sicher nicht in der Nacht. Aber zurück ging sich das aus, und ich fuhr nur noch Nachts.

Die Reuttener bekamen gar nicht mit, dass mich Mami Neujahr 66 im Schülerheim ablud, und ab da gab es zu mir keine weitere Verwandtschaft. Wer ist das Kind? Wo kommt der her? Mitten im Schuljahr? Wieso spricht der drei Sprachen? Das Getuschel war entsprechend.

Das – sowie meine noch immer scheinbar spielerischen Leistungen in der Schule – gaben mir eine gewisse Narrenfreiheit für Reutte.

Zum Beispiel im Englischunterricht. Franz war nicht im Angebot, also kam ich in den englischen Unterricht. Der Lehrer war ein lokaler Bauernbub, (sein Spitzname war Goofy, das sagt schon alles) dessen Kenntnisse der englischen Grammatik deutlich besser war als meine (ich wusste nur, wie was geht. Er konnte auch den Grund dazu erklären) dafür war seine Aussprache ... ich meine, Hinterland Tirol im Jahre 1964. Bei einigen seiner Betonungen hab' ich ihn korrigiert, er war aber offenbar ein guter Pädagoge, denn er hat mich nicht dafür gehasst, sondern in seinen Unterricht integriert. Sprich: Wir hatten öfters wilde Streitgespräch (auf Englisch, natürlich). Irgendwann hat er erklärt, es sei die beste Methode, den Schülern einen tatsächliche englische Konversation vorzuführen, noch dazu eine, die sie wirklich interessierte.

Was dazu führte, dass immer wieder vor der angekündigten Vokabelprüfung meine Mitschüler zu mir kamen, ich solle doch eine Diskussion mit Goofy vom Zaun brechen, vielleicht käme dann die Prüfung unter die Räder.

Irgendwann in der Vierten gründeten wir eine Schülerzeitung. Ich war für den Inhalt verantwortlich. Die erste Ausgabe produzierten wir noch auf der schuleigenen Wachsmatritzen-Abziehmaschine (wer kann sich an die noch erinnern?), der uns an sich eher gewogene Direktor – er hiess Kaiser und wir nannten ihn Caesar – meinte, er wolle die nächste Ausgabe vorher lesen, bevor wir sie abzögen, als wir ihm das erste Exemplar vorlegten.

Wir gingen darauf hin zur lokalen Druckerei und fragten, was es denn kosten würde, so 500 Stück zu drucken. Sechstausend Schilling (das war viel Geld, so in etwa zwei Monatsverdienste eines Facharbeiters). OK, haben wir gesagt, wir verkaufen sechs Inserate à tausend Schilling, und die Sache ist geritzt.

Die lokalen Geschäfte, etwa der Sportartikelhändler Zotz oder die Papier- und Buchhandlung am Kirchplatz, hielten das für etwas ganz offizielles der Schule, so wie ein Programm zum Maturaball, und gaben uns bereitwillig Aufträge. Und vier Monate später war die zweite Nummer da.

Jetzt muss ich ein Bissel ausholen: 1954 gründete der – eher rechts einzuordnende – jüdische Journalist und Intellektuelle Friedrich Torberg mit Geld aus den USA in Wien eine politische Monatszeitschrift, das Forum (der Titel schrieb sich FORVM) für kulturpolitische Freiheit. 1965 übernahm der streitbare linke Publizist und längere Zeit auch Chef der damaligen Journalistengewerkschaft, Günther Nenning, die Herausgeberschaft und öffnete das Blatt als Neues FORVM nach links.

Meine Mutter, die ja mit Torberg gut befreundet war, teilte sich mit ihm – und später auch mit Nenning – die Putzfrau, unsere liebe Frau Tilde (eine

burgenländische Kroatin, deren Mann Polizist war und sein ganzes Berufsleben vor der Präsidentschaftskanzlei am Ballhausplatz verbrachte). Und auch meine Tante Mady, die Frau meines Onkels, arbeitete bei Günter Nenning im Sekretariat.

Und ich bekam per Post das neue FORVM regelmässig zugeschickt.

Von dort hatte ich eine Geschichte über Vietnam herausgehoben, und zwar die ganze Latte: Ehemals französische Kolonie, dann japanische Besetzung, dann „Rückeroberung“ nach dem Krieg. Ho Tshi Minh, der in Paris studiert hatte und dort Kommunist geworden war. Es muss 1966 gewesen sein, die USA waren vor zwei Jahren in den Krieg eingetreten (unseren französischen Brüdern zur Hilfe gekommen) und hatten die ersten 100.000 Soldaten im Land stationiert.

Selbstverständlich hatte in Reutte kein Mensch eine Ahnung, wo Vietnam eigentlich lag und was genau sich dort abspielte. Aber so linkes Zeug schreiben, das gefiel den Tirolern also schon überhaupt nicht.

Und in dem Moment, als sich das Unheil über unseren Köpfen zusammenbraute, kam aus dem Ministerium in Wien ein Anruf, da hätten Schüler selbständig eine Art Schülerzeitung auf die Beine gestellt, und das fände das Ministerium ganz super und möchte das auch per Rundschreiben lobend erwähnen. Und man möge bitte ein photographisches Bild der betreffenden Schüler übermitteln.

Wir bekamen ein eigenes Redaktionskammerl (wo wir in der Pause zum Rauchen hingingen) und hatten fortan Narrenfreiheit.

Nur unser Physiklehrer, dem war das alles nicht recht. Ich hatte auch (no na) ein paar Gedichte von mir in der Schülerzeitung veröffentlicht (ja, sie waren schwülstig und schwerst von Christine Lavant beeinflusst, die ich damals gerade entdeckt hatte), mit einem davon aufgeschlagen stellte er mich zur Rede und versuchte, seiner Empörung Ausdruck zu geben, solche Gedanken dürfe ein junger Mensch in meinem Alter gar nicht haben. Oder so. Er war in seiner Empörung fast sprachlos.

Ich war gut in Physik, er hatte mich immer gemocht dafür, vielleicht hatte er da ja jetzt ein Problem. Egal, der Zwischenfall blieb folgenlos.

Oder mein Fahrrad. 1966 war Pop die jüngste Mode, grell bunt mit Rosa und Gelb und Quietschblau und was auch immer. Heute sieht so ein Blumenhemd ja leicht schräg aus, aber nach dem Krieg war alles grau: Die Stadt, die Autos, die Anzüge, die ganze Welt war in gedämpften, gedeckten Farben gehalten, da war die grelle Farbexplosion des Pop eine direkte Kampfansage an die Blue Meanies. Also kauften mein Kumpel Peter und ich jeweils zwanzig kleine Farbtöpfe (eigentlich zum Bemalen von Flugzeug- und Schiffsmodellen) in eben solchen grellen Farben und bemalten damit unsere Fahrräder. Und irgendwie wollten wir das nicht so genau abgegrenzt (also der Rahmen in gelb und der Dynamo in rot

und die Kotflügel in grün), sondern wir haben wild durcheinander gemalt, bis beide Fahrräder völlig von frischer Farbe bedeckt waren (und die kleinen Farbtöpfe aufgebraucht). Am Ende sahen die beiden Fahrräder aus wie eine Pop-Version eines Schüttbildes von Nitsch.

Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Oder auch: In meiner ganzen (späteren) Karriere als Journalist, Werber und PR-Mensch habe ich nie wieder mit so geringen Mitteln und knapp zwei Stunden Arbeit einen derart weit reichenden Effekt erzielt. Die wild durcheinander und in allen Farben angemalten Räder sind wahrscheinlich heute ein Mythos im Markt (jetzt: Stadt) Reutte.

Und dann die Sache mit der Gewerkschaftsjugend. Diese war im Bezirk Reutte, dank der Textilwerke und der Planseefabrik, recht gross und überdies gut organisiert. Im Winter wurde gemeinsam gerodelt und/oder Ski gefahren, im Sommer gab's Wanderungen und Lagerfeuer. Also bin ich eines Tages dort aufgeschlagen und wollte mitmachen. Klar', wurde mir gesagt, und schon war ich dabei. Kein Problem, schliesslich bin ich mit 19 der Journalistengewerkschaft beigetreten und seither bei dem Verein Mitglied. Und habe damit keinerlei Probleme.

Die Reuttener hinwieder, die hatten damit eins. Dass einer aus dem Gymnasium ... ein bürgerlicher ... sich mit den Arbeiterkindern ... du style, monsieur le commissaire ... ich glaube, damit hab ich die guten Bürger am meisten geschockt. Spiel' nicht mit den Schmuddelkindern, sing' nicht ihre Lieder – das hat echt Spass gemacht.

In Reutte war auch meine erste „Klassengemeinschaft“, nicht nur weil ich Goofy vom Vokabel prüfen abhalten konnte. So kam damals der Film „2001X Odyssee im Weltraum“ in die Kinos, und unser Zeichenlehrer schwärmte uns intensiv davon vor, wir sollten ihn uns unbedingt anschauen. Aber Moment: Der Film lief NUR in Innsbruck und NUR in einem einzigen Kino.

Also haben wir den Mitschüler angehaut, dessen Vater ein Busunternehmen hatte, was es wohl kosten würde ... dann haben wir alle zusammengelegt, in Innsbruck telefonisch reserviert und schwupp, waren wir unterwegs. Natürlich ohne Erwachsenenbegleitung – wir hatten ja einen Busfahrer mit. Im Nachhinein frag ich mich ja, ob die Eltern der anderen Kinder das so realisiert haben oder das ganze eh' für einen von der Schule organisierten „offiziellen“ Trip hielte. Egal, alle sechs Mädchen und 14 Burschen, die wir waren, fuhren mit. Und kamen heil nach Hause.

Eigentlich war das sehr kleine Internat nur – so wie in Horn – dazu da, die Bauernkinder aus den weiter weg liegenden Täler von Montag bis Freitag zu beherbergen. Und, wie in Horn, wurde die Schule gerade neu gebaut, in der Zwischenzeit war sie in einer Baracke im Ortsteil Mühl untergebracht. Gleichzeitig

war das Schülerheim – eigentlich ein Einfamilienhaus hundert Meter weiter – schon voll, also wurden kurzerhand die letzten vier Zimmer der Baracke zum „Nebengebäude“ des Schülerheims umfunktioniert.

Das führte dazu, dass ich tief & fest schlief, unter Ignoranz allfälliger Appelle zum Frühstück und bis knapp vor acht, mich dann in Jeans und Leiberl wälzte und nach nebenan schlürfte. Meist schlief ich einmal angekommen sofort wieder ein. Mit meinem Kumpel und Banknachbarn Manfred hatte ich vereinbart, dass immer einer aufpasst und den anderen weckt, wenn er aufgerufen wird. Und möglichst gleich auch die Antwort liefert. Das lief dann so ab: Tiefschlaf – Remppler – (geflüstert) „Afrika“ – laut geantwortet „Afrika“ – und nahtlos weiter geschlafen. Das System hat immer gut funktioniert und wir sind nie aufgeflo^W aufgefallen.

Ich hab’ dann noch ein paar Einlagen geliefert. So hatten ein paar Kumpel eine Flasche Fernet Branca irgendwo mitgehen lassen, grossmäulig erbot ich mich, sie alleine auszutrinken. Das führte zu meinem einzigen echten Filmriss aus alkoholischen Gründen – da fehlen mir echt 24 Stunden. Die Kumpels haben anschliessend erzählt, ich hätte die Flasche tatsächlich geleert und sei eine Viertelstunde später einfach umgefallen, unter Loslassen sämtlicher Körperfunktionen und aller damit verbundenen Flüssigkeiten, ich erspare uns hier die Details. Dann legten sie mich in einen Schubkarren und fuhren damit bis zur Schülerheimbaracke, wo sie mich auszogen und im Bach wuschen und dann durch das Fenster ins Bett brachten.

Da war ich 15 und in der fünften Klasse.

Der Heimleiter hat davon nichts mitbekommen, der schlief ja auch im Haupthaus. Aber unser Erzieher schlief im Nebenzimmer und *muss* etwas gemerkt haben. Aber er hat uns gedeckt, ich bin ihm noch heute dankbar. Dafür und auch dass er meine Mutter dazu überredete, mir endlich reinen Wein in Bezug auf meinen leiblichen Vater einzuschenken.

Ich hatte mir schon Gedanken darüber gemacht, ob denn „Hasenpapi“ tatsächlich mein Vater wäre, schliesslich hatte er sich nie um mich gekümmert. Da kamen dann so Überlegungen wie wenn er’s nicht war, wer war es dann? Eine Vergewaltigung durch Soldaten? Kaum, ich bin 52 geboren, da waren die wilden Nachkriegsjahre schon vorbei. Dann aber waren wieder andere Probleme wichtiger bzw. aktuell zu lösen und ich schob das Thema weg.

Meine Mutter machte relativ viel Aufhebens um die Mitteilung und war durch meine indifferente Rezeption eher verwirrt. Aber aus meiner Sicht gesehen hatte ich einen ebenso abwesenden wie nutzlosen Typ durch einen anderen, ebenso abwesend wie nutzlos, ersetzt bekommen, das löste nicht wirklich Probleme. Aber ok, endlich hatte ich was zum Angeben – einen Franzmann als Vater hat nicht

jeder – und ausserdem passte mein Spitzname jetzt besser zu meiner Geschichte. Also war ich zufrieden. Offenbar hatte sich meine Mutter etwas anderes vorgestellt.

Vom heutigen Standpunkt aus war das wahrscheinlich ihr finales Eingeständnis, das Narrativ und damit die Kontrolle endgültig verloren zu haben. Dabei hatte sie das schon seit längerer Zeit, schliesslich erzählte ich meiner Mutter schon längst nichts mehr, weil: Wozu?

Jeder will abends nach Hause kommen und die Erlebnisse des Tages abladen. Der eine schreibt Tagebuch und der andere komponiert, aber die meisten haben einfach einen Partner oder eine Partnerin. Kinder, die ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern haben, kommen diese bis ins hohe Alter anlabern, um es los zu werden, dazu sind Eltern ja auch da. Allerdings lief das bei mir nicht so: Ich hab meiner Mutter schon als kleines Kind nicht alles erzählt.

Ich hab da nichts Böses verschwiegen, aber von meinen Ausflügen in die Hofburg mit meinem Kinderfahrrad wusste sie ebenso nichts wie von meinen Streifzügen per ebendiesem Rad durch die Innenstadt. Mit zehn und in Horn fehlten mir überhaupt die Worte, um \$irgendwem \$irgendetwas zu erklären, was ich mir selbst nicht erklären konnte. Und später war erstmal Überleben wichtig, und jetzt, wie gesagt, war ich vielleicht noch nicht erwachsen, ein frühreifes Fröchtchen eben, und der Kontrolle meiner Mutter endgültig entglitten.

Konsequenterweise überredete ich meine Mutter in der sechsten Klasse – da war im Herbst 1965 und ich war noch fünfzehn – mich nicht mehr ins Internat zu stecken, sondern in ein Untermietzimmer im Ort. Damit entzog ich mich endgültig jeder Kontrolle. Die Zimmerfrau, eine resche Tirolerin in ihren 40ern ohne Mann und mit 20jähriger Tochter, machte mir jeden Tag ein Frühstück und räumte mein Zimmer auf, ansonsten hatte ich Schlüssel und konnte kommen und gehen wie ich wollte. Sie hat mich nie gefragt, ich hab ihr nichts erzählt, alle waren zufrieden, und ich konnte übers Wochenende nach München trampen und dort am Mops meinen ersten Joint rauchen. Ja, ich habe inhaliert, nein, es ist gar nix passiert. Das kam später.

Damals fuhr ich mit einem grünen Krümel, den heute nicht einmal mehr für den Morgenjoint reichen würde, sorgfältig in Stanniolpapier eingepackt, nach Reutte, um es mit zwei Kumpeln zu teilen. Es war alles so unsagbar harmlos, gemessen an der Angst, die die „Hippies“ bei vielen Älteren erzeugten.

Eigentlich wurde ich in Reutte vom Kind zum Jugendlichen. Einerseits war das durchaus meiner Entwicklung geschuldet, andererseits waren auch die Umstände entsprechend. Egal.

Im Herbst 67 verlor ich meine Unschuld, wie man so schön zu sagen pflegt. Sie war 18 und arbeitete im Planseewerk als Sekretärin (at least that's what she told

me) und kam aus Innsbruck. Wie sie von Innsbruck nach Reutte kam, weiss ich bis heute nicht, im Nachhinein habe ich den Eindruck, ihr Vater habe sie nach Reutte irgendwie strafversetzt, oder so. Egal. Es war ein normaler Nachmittag unter der Woche, ich weiss auch nicht mehr, was vorher war oder wie ich dorthin kam, es war jedenfalls in einer Werkswohnung und wir fielen wortlos übereinander her.

Das Wortlose blieb.

Sie hatte ein Auto, einen Ford 12M, wenn ich mich richtig erinnere, damit fuhren wir tanzen, nach Berwang. Damals lag im Winter noch ordentlich Schnee, als wir eines Samstag nacht (Sonntag früh?) aus dem Whitestar Hotel herauskamen, lag ein halber Meter Neuschnee. Sie sagte: Das kann ich nicht, ich sagte, gib mir den Schlüssel. Seither fahre ich Auto, ohne je weiter eine Fahrschule besucht zu haben.

Wir haben nicht viel miteinander geredet oder gemeinsam gemacht ausser zu rammeln wie die Karnickel, zu jeder Gelegenheit. Das Ganze dauerte drei Monate, dann fuhr ich den Ford in eine Schneewächte, in der sich ein Kilometerstein versteckt hatte, das war das Ende.

Im Februar 68 wurde ich 16 und die Welt begann zu brodeln. Nicht in Reutte, da lief alles friedlich wie eh und je, aber in der weiten Welt ging es drunter und drüber.

Dann kam der schöne Monat Mai, und in Paris explodierte die Studentenrevolution. Und ich wollte, sollte, musste unbedingt dabei sein. Also vertraute ich darauf, dass meine bisherigen Französischkenntnisse ausreichen würden, und fuhr per Anhalter nach Paris, um bei der Verbesserung der Welt aktiv mitzuwirken.

Kapitel 8

*But what can a poor boy do
than to sing in a Rock'n'Roll band?*
The Rolling Stones (Street Fighting Man)

Wer sich jetzt eine detaillierte Darstellung der *événements de mai* von einem, der ja dort war, erwartet, die oder den muss ich leider enttäuschen. Ich war zwar dort, hab' aber so gut wie nichts mitbekommen.

Weltbewegende Ereignisse pflegen sich nicht als solche anzukündigen. Heute wissen wir, dass die erste grosse gesellschaftliche Veränderung nach dem zweiten Weltkrieg zwanzig Jahre danach begann: 1967 erschoss der Westberliner Kriminaloberst Karl-Heinz Kuras – der sich später als Stasispion herausstellte – bei einer Demo gegen den Besuch des Schahs von Persien im damaligen Westberlin am 2. Juni den Studenten Benno Ohnesorg. Das löste in ganz Westdeutschland wütende Studentenproteste aus, von denen wir selbst in Reutte etwas mitbekamen. Aber dass das dereinst die Bundesrepublik grundlegend verändern würde, war nicht Thema. Auch nicht, dass sich dereinst eine deutsche Terrorgruppe „Bewegung 2. Juni“ nennen würde. (Sie prägten den Begriff Stadtguerilla und lösten sich 1980 auf bzw. schloss sich der RAF, der Rote Armee Fraktion an.)

Der 2. Juni wurde von den Medien noch als lokale Angelegenheit behandelt, doch die Studentenrevolte ein Jahr später, eben 1968 in Paris, war bereits ein europäisches Ereignis, im August trampelte der Warschauer Pakt über den Prager Frühling, und 1969 waren die USA dran mit ihrem *Summer of Love*, in dem mit Woodstock die Hippie-Bewegung im Mainstream ankam, um dann in den frühen Siebzigern in der Pop-Mode zu verkommen. Mit einem Wort: Es begann eine neue Aera. Ein neues Zeitalter. *The Age of Aquarius*.

Von all dem konnte ich nix wissen, als ich per Autostop und – mangels einer damals noch nicht existierenden Autobahn über die Route Nationale Nummer vier – in Paris eintrudelte. Ich habe leider keine chronologische Erinnerung an die Ereignisse mehr, nur einzelne Bilder oder Ereignisse, die ich nicht mehr einordnen kann. Ich bitte um Verzeihung, da ist jetzt 55 Jahre her, ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Ich weiss noch, dass es regnete, als ich in Paris ankam, und es war, glaube ich, ein Sonntag. Jedenfalls war die Nacht von Freitag, den 11. bis Samstag 12. die *nuit des barricades* die Nacht der Barrikaden gewesen, wobei Freitag Abend Schüler und Studenten das Quartier Latin, das Viertel rund um die Sorbonne bis

St. Germain des Prés, besetzt und Barrikaden erreicht hatten. Die letzte Barrikade in der rue Thouin hinter der Sorbonne fiel Samstag früh um halb sechs.

Die Strassen von Paris waren dereinst mit *pavés*, also mit Steinen gepflastert, nicht die grossen, die wir in Österreich und Deutschland kennen, sondern kleine, mit einer Kantenlänge von ca. 10 Zentimeter. Ursprünglich wurden sie entwickelt, um Strassen schnell aufzugraben, etwa um Gas- oder Wassergebrechen zu beseitigen. Allerdings liessen sich diese *pavés* mit einem Brecheisen ganz einfach aufbrechen, so liessen sich wunderbar Barrikaden errichten. So ein *pavé* lässt sich auch richtig gut werfen, daher waren sie die bevorzugten Waffen der Studenten, zusammen mit Baseballschlägern und Molotowcocktails. Das war schon 1871 so, während der *commune*, und 1968 war es nicht anders.

Die Bilanz dieser Nacht der Barrikaden vom 11. Mai: 128 ausgebrannte Pkw, 68 Brände in angrenzenden Gebäuden, ganze Strassenzüge aufgegraben, ein richtiges Schlachtfeld. 247 verletzte Polizisten, wieviele Demonstranten verletzt wurden, ist nicht bekannt, mindestens 469 wurden verhaftet.

Und in dem Ganzen der kleine Igler, sehr verstört und ohne die Spur einer Ahnung. Verstört vor allem ob der für mich damals unvorstellbaren Gewalt, mit der Polizei und Studenten aufeinander los gegangen waren. Wobei es nicht die klassische Polizei war, sondern die CRS, die *Companies républicains de sécurité*, so etwas wie eine Bereitschaftspolizei, auch beritten, schon damals mit Schild, Stahlhelm, schweren Gummiknüppeln und Schutzbrillen (gegen das Tränengas) ausgerüstet.

An was ich mich, eher als Tableau denn als tatsächliche Sequenz einer Handlung, noch erinnern kann: An den damals noch sehr jungen Daniel Cohn-Bendit (der sass dreissig Jahre später für die deutschen Grünen im Europaparlament) im *Odéon*, Heimat der *Comédie Française*, und Jean-Paul Sartre, der in der Aula der besetzten Sorbonne Vorlesung hielt.

Was ich sonst noch mit nahm aus Paris im Mai 68? Ein paar coole Sprüche, zum Beispiel *il est interdit d'interdire* (Es ist verboten zu verbieten) oder, in Anspielung auf den Sand, auf dem Paris steht *sous les pavés la plage* (Unter den Pflastersteinen der Sandstrand) oder auch *soyez réaliste, demander l'impossible* (Bleiben Sie Realist, verlangen Sie das Unmögliche).

Ja, die Franzosen siezen sich viel mehr als unsereiner, in bürgerlichen Familien siezen sogar die Kinder ihre Eltern als eine Form von Respekt, und ja, auch in den Slogans der Revolution wurde gesiezt. Die unsägliche Sitte, alles und jeden zu duzen, kam erst mit IKEA und McDonald's.

Was mir damals noch nicht bewusst war, weil ich es erst viel später begriff: Der Mai '68 hat das Land viel mehr geprägt, als ausserhalb Frankreichs bekannt. Und er prägt noch heute. Aber das gehört hier nicht her, wer mehr dazu wissen will,

dem empfehle ich die Lektüre der entsprechenden Einträge im französischen (sorry) Wikipedia.

Auf der eher hastig angetreten Rückreise (mir war Paris '68 zunächst eher unheimlich) ging mir endgültig das Geld aus, also hab' ich für eine Woche als Koch gejobbt. Und zwar in einem Puff. Na ja, es war ein Nachtclub mit Separées, und ich kochte von 22:00 bis 02.00 oder auch ein wenig später, nichts Weltbewegendes, Steak und Fritten, Spiegeleier, Gulasch und ähnliches einfaches Zeug. Ich weiss nicht mehr, wie ich dazu kam, und auch nicht in welcher Stadt, ausser dass sie deutschsprachig war. Aber ja, ich hab' als Koch im Puff gearbeitet. Ich nehme an, den Betreibern war klar, wer ich war und vor allem wie alt, aber es dürfte ihnen egal gewesen sein, ausserdem hab ich ihnen *mousse au chocolat* gemacht, da waren alle hingerissen. Nach einer Woche hatte ich genug Geld, um weiter zu trampen und zog dahin.

Trotzdem: Ich verliess Paris mit der Gefühl, beim Beginn einer tiefgreifenden Entwicklung dabei gewesen zu sein. Tiefgreifend war sie ja dann auch, aber nicht in die Richtung, die wir wollten. In Deutschland (West) ebenso wie in Frankreich als auch ein Jahr später in den USA mit dem *Summer of Love* waren alle überzeugt, wir schaffen, jetzt und hier, eine bessere Welt. Mehr oder weniger die erste Generation nach dem zweiten Weltkrieg, teilweise in dessen Trümmern aufgewachsen, hatte für uns Mai '68 bewiesen, was alles möglich war, wenn wir nur zusammen hielten, schliesslich hatten die Studentenproteste zu einem Generalstreik geführt, zur Abdankung von de Gaulle und zur Ausrufung der Fünften Republik.

Dementsprechend war auch die Stimmung im Sommer '68, selbst im steifen Genf. Irgendwann im Frühsommer gastierte das NewYorker Off-Off-Broadway Theater in Genf, in der Vorstellung forderten die Schauspieler die Zuschauer zum Gruppensex, dazu wurde Selbstgedrehtes ausgeteilt, ein Teil des Publikums hat tatsächlich mit gemacht, beim Kiffen und beim Gruppensex, ich wartete minütlich darauf, dass jetzt wer reinkäme, die Bullen, der Rektor der Uni, ein Genfer Stadtrat – aber es kam keiner.

Da gab es ein Mädchen, an ihren Namen erinnere ich mich noch, sie hiess Diane: Wir trafen einander in einer Kommune in der Rue du Vieux Collège, jeweils am frühen Nachmittag, wir legten uns in eine Ecke unter eine Decke und trieben es, wortlos, zu *In-A-Gada-Da-Vida* von den Iron Butterfly, die wurden dort rauf und runter gespielt. Nach drei Tagen kamen die Kommunarden uns auf die Schliche und warfen uns raus, ebenso wortlos.

Im August des selben Jahres überfiel die Sowjetunion die CSSR und erstickte den Prager Frühling mit Panzern, was der allgemeinen Euphorie dann doch einen ziemlichen Dämpfer versetzte.

Und heute, 50 Jahre später? Die Welt ist nicht besser, sondern eher schlechter geworden. *Liberté, Égalité, Fraternité* der Slogan der Revolution von 1783, ist aus der Mode gekommen, die Zeiten haben sich geändert, aber ich will hier nicht jammern, und ausserdem ist es nicht Thema. Nein, Thema ist, dass wir damals wirklich, wirklich, wirklich geglaubt haben, nun komme eine bessere Welt, wenn wir nur unseren Teil dazu beitrügen. Vielleicht gehört das ja auch so, auch 1789 und 1848 haben Menschen daran geglaubt, die Welt zu einer besseren zu machen, vielleicht ist das ja auch der Grund, warum jetzt hierzulande Katzenjammer und Biedermeier herrscht.

Having said this, und weil's grad so passt, erzähle ich jetzt von meiner ersten Grossen Liebe.

Es war im Sommer 67, es war heiss, ich war in Genf und fuhr mit dem Fahrrad durch die Gegend, da traf ich – so weit ich mit erinnern kann – in unserem Dorf drei Deutsch sprechende Mädchen. Ihre Namen waren Sandra, Solange und Sabine, und sie kamen alle aus München. Sandras Vater hatte von einer entfernten Tante ein Haus samt Inhalt geerbt, es war eine kleine Villa im Wald am Rand des Dorfes, und die Truppe war mit einem schweren Pkw samt Anhänger angereist, um die wertvollen Dinge mit zu nehmen nach München, den Rest zu entrümpeln und das Haus zu verkaufen, was man halt so macht mit dem Erbe entfernter Verwandter.

Um es kurz zu machen: Sandra verlor ich nach einem Jahr aus den Augen, Solange erst in den 00er Jahren, und Sabine wurde meine Grosse Liebe, die Unerfüllte. Das klingt jetzt bombastischer als es ist, aber für dreissig Jahre war es schon so, dass ich alle Beziehungen an der zu Sabine mass. Sie hiess übrigens mit ihrem zweiten Namen Barbara, ich fand den ersten doof und war sofort verliebt in den zweiten, seither hiess sie – nicht nur bei mir – Barbara.

Barbara ging in die Abschlussklasse des Gymnasiums mit Internat in Neubeuern, einer schicken Schule für die betuchten Kinder reicher Eltern. Der Staat zahlte Barbaras Vater das Schulgeld als Teil einer Widergutmachung, denn die Familie war jüdisch. Sie war in München aufgewachsen und sprach Hochdeutsch mit bayerischer Färbung. Und sie war zweieinhalb Jahre älter als ich.

Es folgten eine Reihe von Wochenenden, erst in München, später in Neubeuern. Der malerische Ort Neubeuern liegt genau am Rosenheimer Kreuz, also die Autobahn München-Salzburg, wo bei Rosenheim die Autobahn ins Inntal abzweigt. Ich fuhr jedes Mal von Reutte aus per Autostop, was nicht einfach war, denn im Jahre des Herrn 1967 waren weder Tiroler noch Oberbayern wirklich aufgeschlossen gegenüber wildfremden jungen Männern, um sie in ihrem Kfz ein Stück weit mit zu nehmen. Dass ich erst fünfzehn war, sah man mir offenbar nicht an, auch war es öfters schon spät am Abend, jedenfalls erwarb ich auf diese Weise

eine intime Kenntnisse der Strassenverhältnisse, sprich: Ich war dort mit jedem Kilometerstein per Du.

So etwas wie einen Walkman gab es damals nicht, sehr wohl aber schon Kassetten. Ich hatte einen Philips Recorder, ein nach heutigen Vorstellungen Monstrum von einem Gerät; ich hatte auch keine Kopfhörer, sondern trug den plärrenden Spieler mit mir herum. Backdoor Man, Alabama Song, Break on Through und, natürlich, When The Music's Over, dreizehn Minuten ohne Nachdenken in die Musik versinken, bei minus dreizehn Grad zwischen Garmisch und Mittenwald, um halb zwölf, im Jänner: Meine Erinnerungen an meine erste Grosse Liebe.

Das ist jetzt mehr als fünfzig Jahre her, aber noch immer flimmern Erinnerungen durch mein Hirn, wenn ich an die Zeit denke. Durchgetanzte Nächte in München im *blow up* (so hiess damals *das* angesagte Lokal am Elisabethplatz in Schwabing, keine Ahnung wie ich da immer reingekommen bin, aber wahrscheinlich war access control nicht so streng wie heute.) Frostklare Nächte auf der Bundesstrasse beim Trampen, durchgefroren und verzweifelt, weil mich Niemand mitnehmen wollte. Einmal gab's ein Fest in Neubeuern, ich erinnere mich noch an Pola Kinski, die ist dasselbe Baujahr wie ich und war damals zwei Klassen unter Barbara, Pola schmiss irgend einen Geburtstag mit vielen Einladungen und ich kam zu einem Schlafplatz in der Burgsakristei. Die Erinnerungen sind bittersüss und wehmütig, denn ich war wahnsinnig verliebt. Barbara auch, denke ich mir, denn sie hat immer alles mit organisiert, so zum Beispiel ein Wochenende in Regensburg, wo wir in einer Wohngemeinschaft aufgenommen wurden, als ich in der Früh Kaffee kochte, schüttete ich in der fremden Küche statt Zucker Waschmittel in die Tassen ...

Und dabei haben wir in der ganzen Zeit nicht miteinander geschlafen. Nicht aus Mangel an Möglichkeiten (die Sakristei war berüchtigt dafür), sondern weil es nicht statthaft schien, als ob irgend etwas uns zurück hielt. So nah und doch so unerreichbar. Im Grunde weiss ich es bis heute nicht & kann es auch nicht erklären.

Die Beziehung als solche hat nicht sehr lange gedauert, als ich nach Wien ging, hatte Barbara schon maturiert und war ins Studium verschwunden, ich tauchte in Wien ins wirkliche Leben, aus, fertig. Einmal kam sie mich noch in Wien besuchen. Die Kommune am Praterstern hatte uns für ein Wochenende aufgenommen, wir lagen in eine grossen, hellen Zimmer, das im ersten Stock direkt auf den Praterstern hinaus ging, auf einer grossen Matratze direkt auf dem Boden. Draussen tobte der Verkehr, drinnen lagen wir sprachlos nebeneinander, an einem Sonntag vormittag um halb zehn.

Fünf Jahre später, ich arbeitete in Genf und Barbara war bei \$irgendwas in der Nähe von Lausanne, ich fuhr sie besuchen, da ist es dann doch geschehen, völlig

abstrakt und scheinbar sinnlos. Bei der Heimfahrt war so viel Nebel auf der Autobahn, dass ich die Fahrertür aufmachen musste, um mich am Mittelstrich der Autobahn zu orientieren, da blieb nicht viel Zeit darüber nachzusinnen, was da gerade geschehen war, und später haben wir uns ein wenig aus den Augen verloren, sie ging nach Israel und ich hab die ganze Angelegenheit in mein Unterbewusstsein verräumt.

Ganz aus meinem Leben ist Barbara allerdings nie verschwunden. Sie freundete sich mit meiner Mutter an und fuhr sie öfter besuchen. Und ich bin bis heute in Kontakt mit ihr.

Und nun, wenn ich es so niederschreibe, fällt mir auf, wie ungeheuerlich das Ganze wirken muss, wie surreal und gleichzeitig wie banal. Und wie Barbara alle meine Beziehungen nach ihr mit beeinflusst hat.

Gleichzeitig war ich in einer meiner wilden Phasen des Erwachsenwerdens. Nach Paris war ich noch kurz nach Reutte zurück gekehrt, um die sechste Klasse abzuschliessen. Anschliessend hatte ich über den Sommer einen, wie soll ich es nennen, Perfektionskurs in Französisch gebucht, in der Bretagne, wo ja angeblich meine väterlichen Vorfahren her stammten; er war von der Uni Brest ausgeschrieben und fand in St. Malo statt. Mit siebzehn ist ein Fahrrad das einzige Verkehrsmittel, das Dir zur Verfügung steht, vor allem weil man es in den Zug mitnehmen kann, was mit dem Töffli bekanntlich nicht geht.

Ein Töffli ist was die Schweizer unter einem fährerscheinfreien Moped verstehen, bis 25km/h und kommt keine gröbere Steigung hinauf, so dass eins mittreten muss, dann lieber gleich ordentlich Zehngang und flotter als 25km/h. Und dann kam noch dazu, dass Töffli damals gerne von der Marke Velo Solex waren, die hatten den Hilfsmotor vorne am Lenker, zum auf das Vorderrad drauf klemmen, die Dinger sind kopflastig wie Sau und bistumoped kann eins damit Sterne reissen, mitten auf der Rue du Rhone und vor die Tramway. Also Fahrrad. Ich nahm es nach St. Malo mit, zusammen mit meinem Zweimannzelt, und so weit ich mich erinnern kann hab ich keine einzige Nacht alleine im Zelt geschlafen. Aber mein Französisch wurde besser und ich hatte ein Diplom von der Université de Brest, zum damit an der Wand protzen.

Ach ja, und Segeln hab ich auch gelernt, ein bisserl, halt. Und das kam so: Ich weiss nicht mehr wie und wo ich sie kennen gelernt hab, sie war die Tochter des Apothekers, und sie hatte ein Segelboot, und sie lud mich ein, mit ihr ein wenig segeln zu kommen. Sie hatte ein so genanntes 420er, das ist eine – erraten – 4 Meter 20 lange Jolle, heute ist das eine eigene Segelklasse, damals war sie gerade auf den Markt gekommen, nix Kajüte, aber dafür unsinkbar, ein gemütliches Boot, mit dem ganz viele segeln gelernt haben. Nun ist es so am Atlantik, dass dort Ebbe und Flut zwischen zehn und zwölf Meter Tidenhub haben, und wenn die Ebbe rausläuft, brauchst Du mit so einem kleinen Boot nicht wirklich antreten, denn der

Sog ist einfach stärker. Dazu kam, dass es fürchterlich zu regnen begann, so dass wir drei Stunden lang frierend nebeneinander saßen, auf dass die Flut wiederkäme.

Da Flut und die Ebbe jeweils zweimal am Tag kommen, so alle sechs bis sechseinhalb Stunden, dauerte es bis in den späten Abend, bis wir, zähneklappernd, wieder an Land kamen. Die kleine Apothekerin war, als echte Bretonin, aus härterem Holz geschnitzt, aber der kleine Igler, die Stadtpflanze, hat sich dabei einen Riesenschnupfen geholt. Ich muss ziemlich armselig ausgesehen haben, denn sie verfrachtete mich in das Wochenendhaus ihres Vaters, ich nehme einmal an, ohne um Erlaubnis zu fragen, denn sie kam immer heimlich und hatte es stets eilig, aber sie brachte mir heiße Suppe und jede Menge Medizin, und nach zwei Tagen musste ich wieder raus, aber da ging es mir schon wieder besser.

Ich glaube, sie wünschte sich damals, sie hätte mich nicht zum Segeln eingeladen, aber ich habe sie stets in ehrendem Andenken gehalten und war seither mit dem Segelfieber angesteckt. Meer ist so wie Wüste, Ziel meiner Sehnsüchte, und dabei ist es geblieben.

Im Herbst ging ich nach Wien, ins 2. Bundesrealgymnasium in der Billrothstrasse. Von meinen Onkel Hans Igler hab ich ja schon erzählt, dem Präsidenten der Industriellenvereinigung, ihm war auch diese Schule und vor allem der Direktor verpflichtet, also nahm man mich ungefragt auf; die siebente Klasse hatte ich noch abgeschlossen, mitten in der achten (und letzten vor der Matura) wurde mir das Klassenzimmer zu eng, mit all meinen braven bürgerlichen Mitschülern aus der Wiener Oberschicht, also beschloss ich, aus allem auszubrechen bzw. auszutreten. Ja, war nicht schlau, nein, ich sah das damals anders. Ich wollte extern maturieren, „beim Roland“ wie das damals nach der bekannten Maturaschule hiess, das tat ich dann auch, bei der „Externistenreifeprüfungskommission des Stadtschulrats für Wien und Umgebung“, und natürlich war es dreimal so schwer wie als wenn ich im 2.BRG in Wien 19 geblieben wäre. Aber so ist das mit dem Erwachsenwerden. Dafür konnte ich in der Früh lange schlafen und musste in keiner faden Klasse mehr sitzen.

Im September 70 erschien die Nullnummer des *profil*, des österreichischen Nachrichtenmagazins, damals noch monatlich, eine Woche später sass ich in der ehemalige Blusenfabrik Ecke Mark-Aurel-Strasse und Morzinplatz vor dem jungen Herausgeber Oscar Bronner, und sagte „ich will hier mitarbeiten“. Bronner wies mir einen Tisch weiter hinten zu, so wurde ich zum „fast“ Gründungsmitglied, und habe beim strengen Chefredakteur Jens Tschebull mein Handwerk gelernt. 3.500 Schilling brutto im Monat, davon ging sich nicht nur Miete aus, sondern auch ein Fahrzeug, ich liebte Sportautos, vorzugsweise englisch und offen, verschmähte aber auch andere nicht, also fuhr ich, in rascher

Folge, einen Porsche 356A Cabrio, einen MG A 1600 Cabrio und einen MG A Coupé, ein eher seltenes Exemplar.

Es war eine wilde Zeit, damals. Viel geschlafen haben wir nicht. Und ich hab' tatsächlich was gelernt, als „Redaktionsaspirant“.

Gleichzeitig war ich Teil jener Gruppe, die sich regelmässig im Café Hawelka traf, ganz hinten rechts am grossen runden Tisch. Wir trafen uns praktisch jeden Tag (ausser Dienstag, da hat das Hawelka Ruhetag) so zwischen fünf und sechs, um uns für den jeweiligen Abend zu verabreden. Heutzutage macht man das in den sozialen Medien, oder so ähnlich, aber wir hatten nicht einmal Mobiltelefone, was die Telefonzelle, beim Eingang links, zum wichtigen Informationsknoten machte. Der Ober Heinz nahm auch Post an und war als Nachrichtenübermittler unübertroffen.

Das Hawelka von damals war aber auch ganz anders als das Hawelka heute, hauptsächlich deshalb, weil heutzutage in öffentlichen Plätzen und Lokalen nicht mehr geraucht wird. Im Hawelka war der Rauch so dicht, dass man vom Eingang nur verschwommen bis nach hinten sehen konnte, wo Frau Hawelka in ihrem Verschlag ihre Buchteln buk. Alle drei, vier Jahre wurde die Decke frisch tapeziert, in crèmeweiss. Das blieb allerdings nur ein, zwei Monate so weiss, dann wurde es vom Zigarettenrauch wieder dunkelbraun gebeizt, was dem Kaffeehaus beim Betreten des Lokals die Atmosphäre einer geheimnisvollen dunklen Höhle verlieh, mit hellen Flecken an verschiedenen Stellen der Decke, und voll mit Gelächter und Geschwätz und Kaffeeduft und Buchteln. Die Buchteln der Frau Hawelka waren legendär, und man durfte sich erst als Stammgast fühlen, wenn der Ober Heinz dann, wenn sie geraden fertig geworden waren, unaufgefordert einen Teller Dukatenbuchteln auf den Marmortisch stellte.

Zu der Zeit traf ich meinen Klassenkameraden aus der Piaristenvolksschule wieder, den Joesi Prokopetz. Teil dieser Blase war auch der Wolferl Ambros, damals Plattenverkäufer im Musikhaus Dreiviertel auf der Sailerstätte Ecke Annagasse. Wir hatten damals nicht so viele Möglichkeiten, uns in Ruhe zu treffen und Musik zu hören und vielleicht auch einen Jay zu rauchen. Wolferl hatte einen Schlüssel zum Verkaufslokal, also trafen wir uns – Joesi, Wolferl und ich – zum Kiffen hinter der Buddel, wo man uns von der Strasse aus nicht sehen konnte. Vierter von der Partie war noch manchmal Bello Jelinek, Sohn eines Steinmetzes aka Grabsteinhersteller aus Floridsdorf, der gottbegnadet schnitzen bzw. Figuren aus Stein meisseln konnte.

Manchmal hatte Wolferl seine Gitarre mit, während ich auf der blues harp dazu spielte, bis spät in die Nacht.

Später fuhr ich monatelang mit Bellos Moped durch die Gegend, einer roten Pony II. Natürlich ohne Helm und Handschuhe, dafür mit wehenden langen

Haaren und \$Mädchen hinten drauf mit ebenso wehendem langen roten Schal. Nein, wir wussten damals nichts von Eleonora Duse, aber passiert ist trotzdem nichts, ausser dass wir als Statisten verpflichtet wurden für die österreichische Uraufführung von „Hair“ in der Stadthalle. „Lee the sunshine in ...“

Joesi betete ein Mädchen namens Andrea an (und schrieb für sie das Gedicht „Du bist wie die Wintersun“, das der Wolferl dann vertont hat), wovon wir damals allerdings alle nichts wussten. Aber ich fuhr mit Andrea an einem bitterkalten Dezembersamstag zu den Amon Düül II irgendwo zwischen Salzburg und München (ich glaube in Prien am Chiemsee) mit meinem frisch erworbenen Porsche 356A Cabrio, das Cabriodach zog erbärmlich und die Heizung war, na ja, erfahrene Käferfahrer wissen was jetzt kommt: nicht sehr effektiv (hahaha) und wir rutschten drei mal von der Strasse. Porsche, mit Sommerreifen, im Schneegestöber. Heute würde ich nicht einmal mehr einsteigen.

Egal, Andrea traf dort ihren zukünftigen Mann, den Rudi Distler, und zog mit ihm nach Südtalien. Und irgendwie schaffte ich es am Montag, ohne Andrea, zurück nach Wien.

Und, bevor noch wer zu suchen beginnt: Amon Düül sowie deren Fork Amon Düül II waren Urgestein des Krautrock, zusammen mit CAN und Tangerine Dream. Das waren mehrheitlich Kommunen oder Leute aus Kommunen, die begonnen hatten, gemeinsam zu musizieren, und damit Erfolg hatten, erst in der Subkultur, später auch kommerziell. Die Kommune der Amon Düül II, zu der wir unterwegs waren, war ein für viel Geld umgebautes altes Bauernhaus, ohne Rücksicht auf irgendwelche Bauvorschriften und getreu dem Geist der anarchischen Hippie-Architektur: Galerien überall, Durchschlüpfe an unmöglichen Stellen, wilde Wendeltreppen und Leitern, ganz viel Technologie und ein geiles Soundstudio.

Und dann kam der nächste Bruch: Ich weiss nicht mehr genau, wann und wie es passiert ist, aber ich war in Genf, Eltern besuchen und so, also muss es wohl Weihnachten oder Ostern oder was Ähnliches gewesen sein, aber man bot mir in Genf einen Job an, als Texter für eine Werbeagentur, Grundgehalt 2k Franken 12mal im Jahr, das war, bei rund 8 Schilling zum Franken, mehr als vier mal so viel wie als Jungredakteur, da hab' ich zugeschlagen und wurde „rédacteur en publicité“ bei McCann-Erickson, damals in der Passage Malbuisson mitten in der Stadt.

Am Anfang wohnte ich noch in meinem Zimmer im Keller unseres Hauses in Veyrier, aber nach zwei Monaten kam meine Mutter zu mir und meinte, da wäre bei uns im Dorf eine Kommune, und ob ich dort nicht einziehen wolle, es sei gerade ein Platz frei.

Erst war ich ein wenig verstört, weil Kommune und meine Mutter ging sich irgendwie nicht ganz aus, aber dann stellte sich die Wahrheit heraus: Ein US-amerikanisches Ehepaar war in den Fünfzigern vor McCarthy aus den USA geflohen. Ursprünglich wollten sie nach Bali, dann aber sind Louise und Stanley White in Genf gelandet, Punkt in unserem kleinen Dorf an der Grenze zu Frankreich, wieso hab' ich nie herausgefunden. Stan arbeitete als Übersetzer und Louise machte alles Mögliche, von Silberschmuck bis Marmelade. Sie hatten neben der Kirche im Dorf ein altes Bauernhaus gekauft und es umgebaut, zu vielen kleinen Wohneinheiten, die sie vermieteten, zwecks Lebensunterhalt. In Wirklichkeit war es ein grosser, fröhlicher Hippiehaushalt, und der kleine Iglar mittendrin. Und eines der Mädchen, die hinten in der Scheune wohnte, arbeitete mit meiner Mutter zusammen und hatte ihr den Tip mit der „Kommune“ gegeben.

Ich hatte bei den Whites ein eigenes kleines Apartment, ein Zimmer mit einer Mini-Kochecke und einem Mini-Balkon. Gekocht hab ich allerdings dort so gut wie nie, sondern immer nur in der grossen Gemeinschaftsküche. Dort hab ich vor allem vegetarisch bzw. vegan kochen gelernt. Wobei die Sache so lief: Mittag-und Abendessen waren immer für alle offen, jeder konnte kommen & mitessen und zahlte dafür einen kleinen Betrag in die Kasse (ich glaube es waren zwei Franken). Von dieser Kasse wurde gemeinschaftlich eingekauft. Meist zogen wir mit dem alten Volvo 130 Kombi von Stan am Samstag Vormittag nach Carouge, einem Vorort von Genf, wo es einen grossen Bauernmarkt gab. Die pingeligen Schweizer nahmen immer nur das beste und wollten Früchte und Gemüse mit kleinen Fehlern nicht, auch war Samstag der letzte Verkaufstag. Also bekamen wir entweder ganz billig oder gleich umsonst steigenweise übrig geblieben bzw. verschmähtes Gemüse und Obst, von dem wir die ganze kommende Woche kochen konnten.

Ich hab dort auch gelernt, Tofu aus Sojasprossen selbst herzustellen bzw. zu einer Art Yoghurt zu verarbeiten. Und auch wie man mit Soja und Zwiebel, zusammen mit Getreide und ein wenig Brösel, erstklassige faschierte Laberln macht, wobei die bei den Whites meat balls hiessen. Und so kochten wir jeden Tag eine Art Grundrezept: Getreide kochen so wie Reis (in Wasser), am Ende noch Reis dazufügen. Jeder bekam einen Bowl mit dem Getreide-Reismatsch, darüber gab es Gemüse und Sauce und vegane Fleischlaberln oder wasauchimmer, so genau kann ich mich nicht erinnern ausser dass über alles immer eine dicke Schicht Käse gerieben wurde und es jedesmal köstlich war. Ich hab somit schon in den frühen Siebzigern die „alternative“ Küche gelernt, die dreissig Jahre später auch bei uns mit den Bobos vom Schüttelberg auf unseren Speiseplan geschwemmt wurde.

In der kleinen Werkstatt von Louise lernte ich Silberschmuck machen: Giessen, löten, biegen, feilen. Den Magen Duvid, den ich damals in Osso Sepia gegossen habe, trage ich noch heute. Louise brachte mir auch bei, wie man, neben

Hippieschmuck aus Silber, auch Zeugs aus Leder machen kann, wie ein Webstuhl funktioniert und wie eins einen Knopf annäht, ohne sich zu blamieren.

Gleichzeitig war ich in den Bars und Pubs in Genf unterwegs, eine Zeitlang kam ich jeden Abend mit einem anderen Mädchen nach Hause, die Kombi aus altem Sportwagen, Kommune und Dorfidylle erwies sich als unschlagbar. Dazu kam, dass aus Gründen, die ich nie ganz verstanden habe, ein deutlicher Überschuss an jungen Damen an Theken und auf Tanzflächen herrschte. Ich hab' es seinerzeit darauf zurückgeführt, dass alle Diplomatenfamilien ein au-pair Mädchen hatten, zu dem es bekanntlich kein männliches Gegenstück gibt. Oder zumindest nahm ich das so an. Egal, es gab ein Überangebot und ich habe es schamlos ausgenützt. Damals fand ich das toll, endlich das pralle Leben – wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment. Heute sehe ich das differenzierter. Ja, es waren die wilden Siebziger, Promiskuität war das Thema der Stunde, es waren die Goldenen Jahre, mit Pille und ohne HIV, was nichts daran änderte, dass es eine deutlich männerlastige Angelegenheit war. Ich erinnere mich an ein Plakat aus \$Kommune, wo ein ebenso nackter wie bärtiger junger Mann unter der Überschrift „Vive la révolution“ stehend eine rote Fahne hoch in den Wind hielt, während vor ihm eine ebenso nackte Dame kniete und ihn oral befriedigte.

So etwas fiel damals nicht auf. Ich bitte das zu berücksichtigen bei der Betrachtung meiner wilden Jahre.

Und nun zu etwas anderem: Meine Mutter arbeitete damals am Centre d'Études Industrielles, einem renommierten Institut für post-graduate Kurse für das gehobene Management, das wurde damals gerade sehr modern. Heute ist das CEI Teil des IMD, einem postgraduate Institut in Lausanne, das im Ranking der Business Schools der Financial Times auf Platz 14 steht. Damals war das CEI noch selbständig und lag, in einer schönen alten Villa mit grossem Garten, auf der Route de Florissant, auf dem Weg von Veyrier in die Stadt. Dort liefen Manager und Hochschulprofessoren aus aller Herren Länder herum und erzählten sich kluge Dinge darüber, wie man die Welt, die Wirtschaft und das eigene Unternehmen besser führen könne. Mami war dort etwas, was an einer österreichischen Uni eine Dekanin gewesen wäre, besser noch eine Prodekanin. Sie bestimmte zwar nicht, wer als Lehrende eingestellt wurde, machte aber die ganze Verwaltung, zahlte Reisekosten und Honorare, schupfte die Verwaltung und kannte alle Vortragenden.

Eines Tages kam einer der Teilnehmer an einem Postgrad-Kurs auf die Idee, viele Menshis aus Wirtschaft und Politik an einem Ort zusammen zu bringen, möglichst in einer entspannten Atmosphäre, so wie das Forum Alpbach in Tirol. Seine Name war Klaus Schwab, ein eher schwächlicher und schüchtern wirkender Deutscher, der meine Mutter bat, bei der ersten Tagung des neuen „World

Economic Forum“ in Davos mitzuarbeiten bzw. die ganze Chose verwaltungsmässig in den Griff zu bekommen. Meine Mutter mobilisierte alle möglichen Leute, darunter auch meine Schwester und mich, also zockelte ich mit meiner aktuellen Bekanntschaft, einer grossen blonden Schwedin und dem alten MG, natürlich mit Sommerreifen, nach Davos, um dort Brötchen zu schmieren und leere Sektfaschen wegzuräumen. Womit ich heute, ganz ohne Genierer, behaupten kann, die ersten beiden Forums (Forume? Foruma?) mit organisiert zu haben. Heute ist das ja eine Riesenorganisation und Davos ist nur eines ihrer jährlichen Veranstaltungen, aber damals war es eine ziemliche Fly-by-night Orga mit unsicherem Ausgang, nicht nur wegen der fehlenden Kfz-Winterausrüstung.

Und wenn jetzt hier Opa aus dem Krieg erzählt, so richtig, dann erzähle ich, wie eines Vormittags bei Mcann-Erickson in der Passage Malbuisson, im vierten Stock im Creative Department, weil die Chefs aus der zweiten wollten ihn erst gar nicht sehen, ein kleiner, etwas dicklicher Mann mittleren Alters, mit Bart und orientalischen Gesichtszügen und mit beiden Unterarmen voller Uhren uns erzählte, wie er die Schweizer Uhrenindustrie aufmischen werde. Diese lag nämlich in den frühen Siebzigern auf der Nase, denn die guten Schweizer hatten den Digitalboom verschlafen. Und er, Nicolas Hayek würde sie retten, und er suche jetzt Partner und eine Agentur.

Inzwischen sind mehr als fünfzig Jahre vergangen, Nikolaus Hayek hat in der Zwischenzeit tatsächlich die Schweizer Uhrenindustrie gerettet und nein, McCann hat den SWATCH Account nie bekommen, sondern Herrn Hayek freundlich hinaus komplimentiert, damals, in der Passage Malbuisson.

Life is a bitch. And then you die. Oder so ähnlich.

Und noch einmal zurück zur Kommune in Veyrier: Irgendwann hat mir \$Mitkommunard:in Unterlagen zu einer Gruppierung namens *Club of Rome* in die Hand gedrückt, die damals gerade ihr erste Publikation *Grenzen des Wachstums* herausgebracht hatten. Sprich: Eines der Wesen, das bei uns wohnte und in Centre d'Études arbeitete, war mit denen in Kontakt gekommen und hatte begonnen, für sie kleine Arbeiten zu machen. Auch der Club of Rome war damals noch eher in den Anfängen.

Dennoch war das der Moment, in dem ich begann, ein „Umweltbewusstsein“ zu entwickeln, über zwölf Jahre vor der Aubesetzung in Hainburg an der Donau, mit der „Umwelt“ auch in Österreich eine politische Bedeutungsdimension bekam.

Nicht, dass ich so fix und fertige Ansichten hatte, G*tt bewahre. In Wirklichkeit war ich ein grosses Kind, das mit ebenso grossen wie staunenden Augen durch die Welt getrieben wurde, in permanentem Verblüffen über eben diese, und was alles so möglich war. Ich war zwanzig und ahnungslos, dennoch aber der tiefen

Überzeugung, der Beste, Schönste und Erfolgreichste zu sein, alles zu können und zu wissen und eigentlich keine weiteren Probleme zu haben.

Und dass ich dafür 2000 Franken monatlich bekam, war sozusagen die Kirsche auf dem Schlagobers.

Doch das sollte sich ändern. Schlagartig. Und hiermit ist der cliff hanger zum nächsten Kapitel gebastelt.

Kapitel 9

*Ich weiss genau du weisst genau welchen Effekt du erzielst
Wenn du verloren und verträumt mit meinen Schnürsenkeln spielst
Dabei sind Weibchen dir die längste Zeit des Jahres egal
Bis zur Paarungszeit vertrocknen sie bei dir im Regal
Wir sind Helden (Alphamännchen)*

Seitdem ich einen Führerschein habe, habe ich auch immer irgendein Motorfahrzeug besessen. Manchmal waren das schon feste Häuseln, aber Hauptsache, es bewegt sich. Und weil ich ein gutmütiger Latsch bin, hab' ich auch immer wieder Menschen, die kein Fahrzeug hatten (oder zumindest keins zur Verfügung) nach Hause gebracht, vorzugsweise in der Nacht. Denn so schicke Dinge wie einen Nachtautobus gibt es erst seit den Neunziger Jahren des letzten Jahrhundert, vorher war Taxi oder zu Fuss gehen angesagt. Und so klein ist selbst der Kanton Genf nicht, als dass man ihn zu Fuss durchwandern möchte, mitten in der Nacht.

So auch in den frühen Siebzigern. Es muss so im Mai 72 gewesen sein, da brachte ich eine kleine Norwegerin nach Hause, um halb vier Uhr in der Früh. Sie war als au pair nach Genf gekommen, an ihren Namen erinnere ich mich nicht und auch sonst nicht an viel, ausser dass sie feuerrotes Haar hatte und ganz viele Sommersprossen. Ich hatte beim Auflösen des Abends in die Runde gefragt, wer jetzt Probleme beim Nach-Hause-kommen haben werde, und sie hat aufgezeigt, also fuhren wir, ziemlich schweigsam, in den dämmernden Morgen hinein, zu einer der grossen Siedlungsbauten irgendwo in Bernex oder Air la Ville, wie gesagt ich weiss es nicht mehr.

Was ich genau weiss ist, dass es eine grosse vierspurige Strasse war, und ich anhielt, um nach links abzubiegen. Was mir nicht aufgefallen war: Ein paar Tage zuvor hatte die Stadt genau hier ein Linksabbiegeverbot erlassen. Der geneigte Leser und die liebe Leserin wissen, was jetzt kommt: Ein Pkw im Gegenverkehr hat mich, mit voller Geschwindigkeit, frontal abgeschossen. Beim Warten zum Abbiegen.

Ich trug damals eine wunderschöne alte rote Wildlederjacke, und mein erster Gedanke war: Raus aus dem Auto und Jacke ausziehen, weil ich sonst das Blut nie mehr aus dem Wildleder bekomme. Was einem halt so einfällt, nach einem Frontalcrash.

Ich hatte mir, weil mein alter MG so unzuverlässig war, einen gebrauchten Simca 1000 zugelegt, in quietschgelb, heckgetrieben. Die Gurte lagen einbaufertig auf dem Rücksitz, ich hatte aber noch keine Zeit gefunden, sie zu montieren.

Ich springe also aus dem Fahrzeug und reisse mir die Jacke runter (die das übrigens bestens überstanden hat, just for the record), um mich dann um meine Beifahrerin zu kümmern. Offenbar unverletzt klettert sie, leicht verstört, auf ihrer Seite aus dem Auto und setzt sich auf die Böschung. So wie's aussieht, haben wir das beide mehr oder minder unbeschadet überstanden.

Der Simca 1000 hat seinen Motor hinten und den Kofferraum vorne, von dem war nicht mehr viel da, knapp nach den Windschutzscheibe hörte das Auto einfach auf.

Ab da wird meine Erinnerung etwas verschwommen. Ich habe zum Beispiel keine Ahnung, wer mir wirklich reingefahren ist. Das klingt jetzt seltsam, weil irgendwer muss mir ja hineingefahren sein, aber ich kann mich weder an den Fahrer noch an das Fahrzeug erinnern, Marke, Farbe und so. Es kamen jedenfalls die Polizei und auch die SAMU, so heissen in französischen Ländern die Rettungsgesellschaften, es steht für „Service d'aide médicale urgent“, in Genf, dieser Hochburg des Calvinistischen Kapitalismus, ist das eine private Gesellschaft. Na ja, egal, jedenfalls sassen die kleine Norwegerin und ich, etwas angeschlagen, am Strassenrand im Gras, und der Samufahrer bot an, die kleine Norwegerin ins Krankenhaus zu fahren, nur zur Vorsicht. Und dann setzte er sie auf den Nebensitz in seinen DS Rettungskombi und fuhr davon.

Am nächsten Tag erfuhr ich, ich weiss nicht mehr genau wie, dass der diensthabende Arzt den Samufahrer fast angesprungen ist, von wegen bei einer Frontalkollision und dann einfach auf den Nebensitz, und tatsächlich, die kleine Norwegerin hat sich bei dem Unfall etwas am Rückgrat gebrochen, als ich ins Krankenhaus fuhr, fand ich sie in einem Streckbett, leicht verzweifelt.

Ich bin raus aus dem Krankenhaus und wie betäubt durch die Gegend gelaufen. Ich hab' mir Vorwürfe gemacht, ich hätte ihr Leben zerstört, sie zum Krüppel gemacht, whatever. Zwei Tage später kamen ihre Eltern aus Norwegen, die machten mir keine Vorwürfe. Auch die Polizei kam nicht: Ausser dass die Jungs mir für einen Monat meinen Schein abnahmen, ist weiter nichts passiert. In meiner Vorstellung hätte es ja eine Anklage wegen Körperverletzung geben sollen, vielleicht hat die der Unfallgegner ja auch bekommen. Für mich jedenfalls brach die Welt zusammen. Um es kurz zu fassen: Ich verlor meinen Job, gab die schöne Wohnung in der Kommune auf und ging zurück nach Wien.

Im Nachhinein bin ich wirklich nicht stolz auf die Aktion. Ich hätte ... was auch immer, mich mehr um die kleine Rothaarige kümmern sollen, mich nach ihrer Genesung erkundigen können, nochmal mit den Eltern reden, nein, ist alles nicht

passiert. Und meine Mutter hätte mir auch mehr Support geben können, ich mit meinen süßen Zwanzig war der Situation ganz eindeutig nicht gewachsen. Jetzt ist es über 50 Jahre her, und nur noch ein Schatten, ein dunkler. Eins von den vielen Dingen, für die ich mich heute eher schäme. Sic transit.

Später erzählte mir meine Mutter, ich hätte noch eine Geldstrafe ausgefasst, wegen des Linksabbiegeverbots, sie hatte sie bezahlt und mir erst viel später davon erzählt.

Ich ging zurück nach Wien, sozusagen reumütig, und schrieb mich an der Uni Wien ein. Ich weiss das genau, denn meine Matrikelnummer lautet 7205299, aufgelöst: in Jahr 72 und Monat 05 die laufende Nummer 299.

Und hier kommt auch meine Freundin Marquita ins Spiel.

Seit Tagen zermartre ich mir das Gehirn, in genau welcher Folge die Ereignisse damals abgelaufen sind, und ich bin mir nie ganz sicher. Aber für die Geschichte ist es ja egal, also here goes.

Marquita Deschner war ihr Name, sie kam aus dem Staat Washington, das ist in den USA der Staat ganz links oben, gegenüber Vancouver an der kanadischen Westküste. Ihr Vater war deutscher Abstammung (daher der Name) und Ingenieur beim Flugzeugbauer Boeing, die Vorfahren ihrer Mutter waren von einer first nation – früher hätte man gesagt: indianische Vorfahren – so weit ich mich erinnere, Blackfoot. Sie hatte langes, schwarzes glänzendes Haar, einen grossen Busen, war fast so gross wie ich und war sonst ein US-amerikanisches Mädchen durch und durch, das sich die Beine rasiert und der vor Fellatio graust, obwohl sie ein Hippiemädchen war und sich auch so kleidete. Ihr Vater war längere Zeit in der Europazentrale von Boeing in Irland stationiert, also war sie Europa-erfahren und kannte sich ein wenig aus.

Kurzes Extempore: US-Amerikaner, die längere Zeit in Europa leben, aus welchem Grund auch immer, vor allem in internationalen Städten, wie Genf oder Paris, zerfallen in meiner Erinnerung in zwei Gruppen: Die, denen Europa super gefällt (und die daher am liebsten auf Dauer hier bleiben würden) und die, die das ganze hier für einen kulturlosen Haufen halten. So hatten wir einen Texter in der Werbeagentur in Genf, der für internationale Accounts wie Air India auf Englisch arbeitete und sich weigerte, sich irgendwie lokal anzupassen – wir mussten zum Beispiel immer wieder im Lokal für ihn bestellen, wenn \$Bedienpersonal ihn nicht verstand. Und auf der anderen Seite Jugendliche, die mit ihren Eltern in Europa „stationiert“ waren und nach Beendigung wieder in die USA zurück „mussten“. Meine liebe Freundin Mary schrieb mir verzweifelte Briefe, lange nachdem sie so zurückgekehrt war.

Marquita jedenfalls war gerne in Europa.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie genau wir uns getroffen haben und auch nicht wann genau wir ein Paar wurden, jedenfalls endet sie bei mir in Wien und wir waren ganz offiziell zusammen.

Wir hausten im Sommer 72 in der Kommune Hörlgasse. Das war eine grosse, alte, ziemlich niedergerittene Altbauwohnung im vierte Stock in besagter Hörlgasse im neunten Wiener Bezirk, ganz oben gegenüber dem alten chemischen Institut, ein Teil der Wohnung sah auf den Roosevelt-Platz. Offiziell war sie von einem Deutschen namens Bernd Stein gemietet (der selbe, der viel später, im Missbrauchsprozess gegen Otto Muehl, mit verurteilt wurde) der war jedoch so gut wie nie da, da er draussen auf dem Friedrichshof wohnte. Eine Reihe von Freunden und Bekannten waren damals in ähnlichen Gruppen aka Kommunen organisiert, in denen es keine „bürgerlichen“ Zweierbeziehungen gab, sondern jeden Abend Gruppenkuscheln. Ja, der geneigte Leser merkt, so revolutionär war ich nie, ich wollte weder Freundin noch Bettwäsche mit fremden Leuten teilen. So gesehen waren wir in der Kommune ein Fremdkörper, denn alle anderen waren PsychologiestudentInnen, die die von Muehl propagierte Aktionsanalyse ernst nahmen (Seit damals bin ich der festen Überzeugung, die Mehrheit der Psychologie-StudentInnen hätten dieses Studium gewählt, weil sie sich erhofften, danach mit ihren eigenen Problemen besser fertig zu werden.) Aber sie hatten ein Zimmer frei und brauchten das Geld, also durften wir einziehen.

Aus jeder Zeit stammt auch meine Unterscheidung zwischen Wohngemeinschaft und Kommune. Wohngemeinschaften haben sich bis heute erhalten, weil sie einer Zweckmässigkeit entsprechen. Kommunen gibt es nur in Klöstern und im Kibbuz. (Im Kloster ohne, im Kibbuz mit Sex – aber dieses Fass möchte ich jetzt hier nicht aufmachen.)

Nächstes Extempore, zum Thema Sex und Rudelbumsen: Obwohl das Thema zu jener Zeit durch alle Medien gezerzt wurde, ganz so wild wurde es dann doch nicht gehandhabt, in der Wirklichkeit zumindest meines Alltags. Sprich: Ich hab in einigen Kommunen gewohnt, und war auch sonst auf einigen Veranstaltungen, von denen der Boulevard annahm, dass dort Sodom und Gomorrah herrsche, aber passiert ist nie was. Anders ausgedrückt: Ich habe nie in meinem Leben so viel wie einen flotten Dreier hingelegt, geschweige denn an einer tatsächlichen Orgie teilgenommen.

Und das nicht aus Mangel an Gelegenheiten. So gab es einmal ein Abschiedsfestl irgendeiner jungen Künstlerin, die wg. Karriere nach Deutschland zog, es war im achten Bezirk in der Lenaugasse, im vierten Stock, und irgendwann so gegen Mitternacht sind so nach und nach alle im Nachbarzimmer verschwunden. Es war nicht zu übersehen bzw. hören, was da genau geschah. Worauf ich einen Stapel der letzten Spiegel-Ausgaben neben mir fand und mich behaglich zu einem Leseabend hinsetzte.

Als dann alle gegangen waren, hielt mich die Hausfrau zurück und wir verbrachten dann auch noch einen netten Abend oder Morgen, je nachdem, aber ganz traditionell in einem Zweier.

Näher bin ich an eine Orgie nie gekommen.

Und damit retour nach Wien in den Spätherbst 72 und zu Marquita und mir. Nachdem ich bekanntlich meinen Simca zu Schrott gefahren hatte, fuhr ich immer noch (wieder?) meinen alten MGA, wir tourten gemeinsam ins Waldviertel und ins Burgenland und waren ineinander verliebt. Na ja, so weit ich mich erinnere, denn wirklich wahr genommen hab ich damals meine Umwelt nicht wirklich, und ob es wirklich verliebt war oder nur eine Art Abhängigkeit meinerseits von ihr – daran hat' ich damals wirklich nicht gedacht.

Ich erinnere mich leider wirklich nicht immer an die genauen Daten, aber irgendwann im Herbst 72, oder vielleicht war's auch schon Frühjahr 73, meinte Marquita, sie müsse jetzt auf jeden Fall in die USA zurück, um dort ihr Studium fertig zu machen, in „Social Anthropology“, an der Universität von Washington State in Tacoma, zwischen Seattle und der Hauptstadt Olympia, alles am Puget Sound. Und im Sommer würde ich dann in die USA fahren und wir kämen beide gemeinsam nach Europa zurück.

Ich hab' das ernst genommen und in Marquita eine ernsthafte Beziehung gesehen. Wir haben ganz viel miteinander geredet, die erstaunlichsten Unterschiede in unseren beiden Kulturen entdeckt und kommentiert, haben zusammen gelacht und Dinge erlebt, eine eigentlich ganz normale Beziehung.

Marquita war in der US-amerikanischen Linken engagiert, sie unterstützte den weit links stehenden Senator George McGovern aus South Dakota, der in der Präsidentschaftswahl 1972 für die Demokraten gegen Richard Nixon antrat und krachend verlor. Durch sie lernte ich auch die linke Szene in Kalifornien kennen – für mich eine völlig neue Erfahrung.

Während Marquitas Abwesenheit blieb ich ihr, so weit ich mich erinnern kann, sogar treu, trotz der allgemeinen Parole von „Free Love“ und dem damit verbundenen Versuch, Sexualität und Beziehung getrennt zu sehen. Irgendwie war ich da ganz altmodisch. Und im Sommer 73 fuhr ich, zum ersten Mal in meinem Leben, die USA und dort direkt an die Westküste. Wobei das auch meine erste Reise war, für die ich wirklich Geld ansammeln aka sparen musste, bislang war ich in Europa so gut wie immer per Autostop unterwegs gewesen.

Ich flog mit einer absoluten Gurkenairline, ich erinnere mich noch an den Namen, *Overseas National Airline*, in sich ein Widerspruch, weil entweder fliege ich overseas oder national; mit Zwischenlandung in Shannon in Irland, seither weiss ich wie es dort aussieht: Shannon ist ein Airport mitten auf der grünen Wiese, mit absolut nix drumherum. Ursprünglich angelegt als Zwischenflughafen für den

Transatlantikverkehr, als die Flugzeuge noch wenig Reichweite hatten, und weil dazumal auch Flugboote eingesetzt wurden, strategisch am River Shannon, der den Nordosten Irlands durchfliesst. Im zweiten Weltkrieg war es ein Stützpunkt der US Air Force, und noch später hat man ein paar Häuser herum gebaut, so dass Shannon heute auch eine Ortschaft ist. Aber das Ticket über den Atlantik war mit der ONA billig und Zeit war nicht das Thema.

Entsprechend auch die Ankunft auf dem Kennedy Airport in New York: Die wirklich billigen Flüge landen dort in einer ganz obskuren Ecke des Airports, nix glitzernde Ankunftshallen und so, eher schäbiges Resopal und eine Viertelstunde Fahrt mit dem Shuttlebus. Fliegen innerhalb der USA war schon damals billig, für Pauschalreisende wie mich gab es noch einen deutlichen Nachlass für ein Rundflugticket, wenn eins aus dem Ausland ankam, ich hatte mir das alles sorgsam zusammengerechnet und angespart. Denn im Gegensatz zu meiner Zeit in Genf hatte ich in meinen Wiener Studentenjahren nicht Brot auf Hosen und musste äusserst sparsam sein.

Bei meiner Ankunft in Seattle war alles so wie früher. Marquita hatte einen Volkswagen Käfer, also fuhren wir gemeinsam von Seattle nach San Francisco und über meinen Lieblingssort in den USA namens *Walla Walla* (der heisst wirklich so, wahrscheinlich nach einem indianischen Namen, und offenbar gibt es noch einen anderen Ort so heisst, aber vielleicht auch nur wegen des Stabreims, hiess es immer *Walla Walla Washington*, wer wissen will, wo das genau liegt, dem empfehle ich Tante Gurgel.)

Wir fuhren in Etappen, sahen uns dieses und jenes an und schliefen des Nachts mit Schlafsack unter freiem Himmel. Einmal, ich glaube es war schon in Oregon, kamen wir nach einer derartigen Nacht in der Früh in einem Kaff an, das genau so aussah wie die Westernstädte in den Cowboyfilmen, mit Boardwalk und Balken zum Festbinden der Pferde, nur das statt Pferden irgendwelche Amischlitten dort standen. Wir gingen, etwas verschlafen und noch zerknittert, in den nächsten Saloon für Kaffee und Pancakes und wurden wirklich schräg beäugt von den anderen Anwesenden, vielleicht waren es meine damals recht langen Haare, oder die Tatsache, dass Marquita wie eine Indianerin aussah, mit ihrer grossen Nase und den langen, blauschwarzen Haare. Es war sehr ungemütlich, also assen wir schnell auf und fuhren weiter.

In San Francisco waren wir bei einer Freundin von Marquita, die in einem Haus an einem Hang wohnte, nach California Style stand der Vorderteil des Hauses auf dünnen Stelzen relativ weit oben am Hang, einen Wiener Baupolizisten würde beim Anblick wahrscheinlich der Schlag treffen, aber das gilt für viele Bauwerke in den USA. Während die beiden Damen ins Tratschen verfielen, war mir ein bisserl fad, also fragte ich, ob ich eins der Cookies haben könne, die auf einem kleinen Teller auf dem Tisch standen. „Jo, eh“ war die Antwort, sprich „Sure. Go ahead“.

Ok, ich hätte nicht mehr als eins von den Cookies essen sollen. Ich hab' aber mehrere von denen gegessen. Und vom Rest des Tages relativ wenig Erinnerung, dafür war ich aber angenehm high.

Wobei: Nicht sagen, das käme nie vor. Am Anfang der Beziehung zu meiner Frau hatte ich Cookies in einer Dose auf der Bücherwand im Büro ganz oben. Die polnische Putzfrau putzt, ich bin ausser Haus. Meine Frau kommt nach Hause und findet die gute Raumpflegerin auf dem Sofa, leicht verwirrt lallend und schwankend – der geneigte Leser weiss, was jetzt kommt. Meine Frau sagt immer, sie habe ihr gesagt, sie könne essen was sie findet, aber sie muss schon gestierlt haben, um die Dinger in der Bücherwand zu finden ... ganz oben ... in einer Dose ... egal. Shit happens. Wortwörtlich.

Zurück in den Sommer 73 nach San Francisco.

Zum Abschluss unserer Spritztour entlang der US-Westküste (ja, L.A. und San Diego haben wir ausgelassen, dort fuhr ich dann später noch einmal hin) hatte sich Marquita etwas, wie soll ich es ausdrücken, sagen wir mal Besonderes ausgedacht: Eine kleine Hütte am Strand, nur wir zwei, ein ganzes Wochenende lang. Marquita machte „fried oysters“, also gebratene Austern, ja das geht, die kalifornischen Austern waren so gross wie in Wien die faschierten Laberln beim Wirt ums Eck, kalifornischer Wein, der Mond schien – und dann erklärte mir Marquita, sie würde nicht mit mir nach Europa zurück kommen.

Ich war total geschockt. An viel mehr kann ich mich nicht erinnern.

Ich war dann noch zwei Wochen in den USA, fuhr noch nach Chicago, denn so war das Ticket gebucht und konnte auch nicht umgeschrieben werden, irgendwie in Trance, verwirrt, Flughafen New York, Flug, Shannon wie auf der Hinfahrt, Frankfurt, Flughafen Wien ... es muss wohl so gewesen sein, erinnern kann ich mich nicht.

Zurück in Wien fiel ich in ein ganz tiefes Loch.

Wien in den frühen Siebzigern war ganz anders als Wien heute. Wien war eine graue, unfreundliche und mürrische Stadt, bevölkert von ebensolchen Menschen.

Es gab keinen McDonald's (der erste, am Schwarzenbergplatz, eröffnete 1977), es gab keine Shopping City, weder Süd noch Nord noch irgendwo, es gab keine Chinarestaurants, es gab keine Donauinsel, keinen Nachtautobus, und keine UNO-City, und die ersten zwei Teilstücke der Tangente waren gerade eröffnet worden. Kurzum: Das Wien von damals hat mit dem Wien von heute wenig gemeinsam. Na ja, die grantigen Wiener, vielleicht. Aber selbst die sind heute seltener geworden.

Auch die Gebäude waren anders. Halt nicht hergerichtet, weder frisch angestrichen noch umgebaut und adaptiert, you name it. Burgtheater, Rathaus,

Parlament – alles grau. Die ganze Wiener Innenstadt war ein graues Meer, auf der Rotenturm und auf der Kärntner Strasse fuhren die Autos in beide Richtungen (und stanken dabei erbärmlich), dabei gab es weniger als die Hälfte der Pkw, die heute angemeldet sind.

Richtig „schick“ war damals gerade einmal das Stück Ring vom Imperial bis zur Oper, schon die kleinen Gassen Richtung Stadtpark waren graue Fassaden, viele mit herunter gezogenen Rollläden im Erdgeschoss, keine Geschäfte. Und jenseits des Rings war einfach nur Trübsal angesagt, egal in welche Richtung.

Wenn mir heute jemand in Deutschland sagt „Ach, Wien! Das ist eine der schönsten Städte der Welt, dort würde ich gerne leben“ (und das tun sie öfter, als man annehmen mag) dann denken die an Wien von heute, wo sie zum letzten Silvesterpfad waren, oder so ähnlich. Und unsereins ist altmodisch und denkt an (noch immer) an das Wien der siebziger Jahre, und kann sich das alles nicht wirklich erklären, wie aus dem Aschenputtel die strahlende Prinzessin geworden ist.

Dafür konnte man im Wien der frühen siebziger grandios absandeln, und genau das hab' ich gemacht, hab mir meine Heimatstadt von unten angesehen. über ein Jahr lang. Ich würde nicht behaupten wollen, dass ich ganz unten war, ich bin nicht im Hefen gelandet und auch nicht mit einer Nadel im Arm aufgefunden worden, aber gar so viel hat da nicht gefehlt.

Den Armutsgeruch von Moder und gekochtem Kohl, vom Wiener Kölch genannt, den kriegst Du nicht so schnell aus der Nase, so wie später auch den von Kordit und verbranntem Fleisch, heimgebracht von diversen Kriegsschauplätzen. Egal, Wien von unten ist auch nicht sehr viel anders als Wien von oben. Ich rauchte damals Austria 3, zu zwei Schilling das kleine Kartonpackerl mit zwanzig flachen Zigaretten, natürlich ohne Filter. Eine Extrawurstsemmel gab's um einen Schilling, Für drei Liter Benzin musste man zehn Schilling hinlegen, damit fuhr mein klappriger 2CV eine ganze Woche. Geschlafen hab ich oft irgendwo, an vieles kann ich mich nicht mehr erinnern, ausser an die Susi, die war keine zwanzig und sah aus wie vierzig, mit zerstochnen Armen und Brüste, die ihr sackartig von den Schultern hingen. Sie war auf Schlaftabletten süchtig, die sie Bomber nannte und die sie sich intravenös gab; wir trafen uns im Kaffeehaus Savoy im ersten Bezirk in der Falkestrasse, der einzige Platz für Junkies im Winter „im Warmen“, und zogen für drei Wochen gemeinsam, dann habe ich sie aus den Augen verloren.

Das Savoy war in den 50ern und 60ern auch Teil der literarischen Undergrounds, Hermann Schürer etwa hat dort auch verkehrt, neben Hellas und der Alten Schmiede. Aber der Hermann hat sich total versoffen und hatte überall Hausverbot, in den Siebzigern, als ich dort umging, und das Savoy hatte sich vom Treff der Künstler und Bohemiens zur Wärmestube der Süchtler entwickelt. In

seinem Gedichtband „Klar Schilf zum Geflecht“ hat der Schürer das Wien von damals sehr hübsch beschrieben: „Wien, ich muss dich fast erfinden. Du existierst ja kaum.“

Ich hab auch nicht so doll viel Rauschgift probiert, wie besorgte Schwiegermütter immer annahmen. Getreu der alten Hippie-Maxime „Don't Trust White Drugs“ hatte ich um H und Koks immer einen Bogen gemacht. Obwohl, irgendwann später schon auch mal Koks. Aber damals: White kills.

Da bleibt dann trotzdem noch Einiges. Der Bogen reicht dabei von Cannabis bis Peyote und Mescaline, und auch LSD wurde in bunten Kapseln gereicht, wobei letzteres nicht ungefährlich ist, so ein LSD-Trip kann Dir ganz schön die Regler im Kopf verschieben.

Obwohl: Die wirklich psychodelischen Sachen kamen später. Die drugs der Siebziger waren erstens deutlich schwächer als heute, durch die Bank, und die Hälfte gab es nicht und was es gab war teuer. Also sind die Süchtler auf Medikamente ausgewichen, Antapetan, an sich ein Aufputzmittel, war billig, verfügbar und dröhnte gnadenlos den Kopf weg. Leute „auf Anten“ gingen auch so, schwerfällig-langsam und völlig weggedröhnt. Es gab auch noch jede Menge anderes Zeug, wie ich schon schrub, schoss Susi sich Schlafmittel in den Arm. Ich bin da nicht so informiert.

Aber Heroin war teuer, Kokain noch teurer, das konnte sich im Wien der Siebziger keiner leisten.

Alkohol natürlich, den gab es immer und er war auch billig, aber im Totenschein meines Stiefvaters steht „Delirium tremens“, der Hasenpapi hat sich hinüber gesoffen, ich war erst 18 und wollte von dem Zeug nichts wissen, seither, und das ist auch so geblieben. Erst mit Uli, da war ich schon 50, hab' ich im Gasthaus statt Apfelsaft zu Mittag auch an G'spritzten bestellt. Aber sonst: Alle Parties, alle Orgien, was auch immer, der Iglar war immer nüchtern. Also vom Alkohol her. Wie schon gesagt, kiffen, ganz viel und immer, daneben hie und da einen Trip, später sind dann Leute in den Wienerwald gegangen und auf den Semmering gefahren, um dort Schwammerln zu suchen, die psychodelischen wachsen auf toten Baumstämmen, ich hab sie ein paar Mal gekostet, eine ganz eigene Erfahrung,

Ich seh' schon, ich komme um das Thema Rauschgift nicht herum.

Ich spar mir jetzt den ganzen ethnologischen Sermon von wegen jede Kultur hat ihre Drogen und so, und zwar schon deshalb, weil ich nicht weiss, ob es irgendwo auf dieser Welt eine gibt, die keine Drogen braucht. Die hier in der ich lebe ist auf Dauer nur mit Drogen zu meistern.

Alkohol ist – nicht nur wegen meines Stiefvaters – eindeutig der falsche Weg, schliesslich ist das Zeug auch giftig, und zu viel davon bringt Dich ziemlich schnell um.

Nikotin macht viel Spass, ich hab' 40 Jahre lang geraucht wie ein Schlot, aber der Schaden an meiner Lunge ist nicht von schlechten Eltern. Und da ich dann demnächst an Lungenversagen sterben werde, war das auch nicht so die praktikable Lösung. Heroin und seine Substitute? Helfen nur kurzzeitig, der Kater am nächsten – oder je nachdem am übernächsten – Vormittag ist mühsam und sprengt Dir auf Dauer das Hirn weg. Und all das chemische Zeug – LSD, MdA, MDMA, crack und was da sonst noch so rumkraxelt: Schon mal einen crack-Süchtigen nach sechs Monaten gesehen, mögliche mit vorher/nachher Bildern? Na also.

Auf Trip bin ich manchmal noch Auto gefahren, das war dann schon sehr schräg, weil vor allem die visuellen Distortionen bei mir sehr stark waren. So fuhr ich einmal auf der Schottengasse Richtung Ring, und die Strasse wölbte sich richtig halbrund von rechts nach links, als würde ich durch ein starkes Weitwinkelobjektiv schauen, mein Fahrzeug hing so seitlich, nach rechts geneigt, an der Strassenoberfläche. Wie das wohl sein würde, wenn ich jetzt in den Ring einbiege, weil der ist ja auch nach oben gewölbt und das geht sich alles gar nicht aus, aber dann bog ich rechts ab und das Fahrzeug wölbte sich mit. Da wusste ich, irgendwo ganz hinten, das ist jetzt alles nur in meinem Kopf, und wenn ich da rationell kontrollieren kann (ein bisserl, halt), dann wird das schon passen. Für irgendwas muss so ein Autismus ja auch gut sein, mir hat es jedenfalls immer geholfen, selbst auf ganz wilden Trips nie ganz den Überblick zu verlieren. Aber für den Alltag natürlich völlig ungeeignet

Cannabis hingegen erfüllt alle Bedingungen bis auf die eine, nicht überall legal zu sein. Es macht nicht süchtig, also körperlich abhängig wie auf H oder Alk. Psychisch ist das was anders, aber psychisch kann eins auf alles mögliche abhängig sein, dieses Fass machen wir jetzt hier nicht auf, ihr wisst alle, wie das gemeint ist. Aber Kiffen per se macht nicht abhängig und macht auch nix Böses mit der Gesundheit.

Um es noch mal klar festzuhalten: Auf Cannabis gibts keine Überdosis, irgendwann hört es einfach auf zu wirken, und weltweit ist nicht ein einziger Todesfall medizinisch-wissenschaftlich erfasst, der aus THC zurückzuführen ist.

Deshalb halte ich es auch noch nach 70 Jahren immer noch hier aus. Und an den wirklich bösen Sachen bin ich in meiner Unschuld einfach vorbei gegangen. So sue me.

Und jetzt zurück in den Unterbauch meiner Heimatstadt in das Jahr 1973.

Kapitel 10

On se dit qu'à vingt ans on est le roi du monde

Et qu'éternellement il y aura dans nos yeux

Tout le ciel bleu

Françoise Hardy (Le temps de l'amour)

Schliesslich wurde ich des Untergrunds überdrüssig und besorgte mir wieder einen regelmässigen Job: Ich wurde Texter bei der Agentur „Masius & Darcy McManus“, zumindest hiess sie in den USA so. Und weil sie in den USA eine Reihe von Produkten betreute, die es in Österreich auch gab, gab's auch passend dazu die Werbeagentur. Sie hatte ihre Büros in der Rotenturmstrasse, ich weiss das noch ganz genau, denn damals wurde die U-Bahn im ersten Bezirk gebaut, und von der Oper bis zum Donaukanal war es eine einzige – und laute – Baustelle.

Mein Nachfolger bei Masius war übrigens mein Jugendfreund Joesi Prokopetz, der dort deutlich erfolgreicher war als ich. Aber das nur nebenbei.

Gleichzeitig mietete ich eine Wohnung in der Klimschgasse im dritten Bezirk, ebenerdig, drei Zimmer, eins davon war zugesperrt, damit es als – jederzeit kündbare – Untermiete gelten konnte. Es war eine dunkle, graue Schlucht, aber es war etagenbeheizt und ich war sowieso nur zum Schlafen zuhause, also war mir das egal.

Dort hauste ich dann mit einem Studenten als Mitbewohner (für das zweite Zimmer) und mit der kleinen Gaby. Sie war erst fünfzehn, als wir uns zum ersten Mal trafen, sie hatte noch eine ältere Schwester und einen noch älteren Bruder, der in einem besetzten Haus wohnte, es gab keinen Vater und die Mutter war heillos überfordert.

Gaby wollte unbedingt Kindergärtnerin werden. Aus einem Grund, an den ich mich nicht mehr erinnere, wollte das ihre Mutter nicht, daher gab es schweren Knatsch. Ich bot der dann bereits 16jährigen an, bei mir in Wien zu wohnen und dort die Kindergartenschule zu besuchen. Und wieder hab' ich mich hinter meinem Onkel versteckt. In der Hofzeile im 19. Wiener Bezirk betreibt die „Kongregation der Schwestern vom armen Kinde Jesu“ seit 1891 eine Volksschule, ein Gymnasium sowie eine Kindergärtnerinnenbildungsanstalt, wie sich das damals nannte, (jetzt heisst es gendergerecht Bildungsanstalt für Elementarpädagogik). Dorthin hat mein lieber Onkel alle seine vier Kinder hin geschickt, vom Kindergarten bis zur Matura, und dabei den von uns auch spöttisch die reichen Schwestern vom armen Kinde Jesu genannten Ordensschwestern finanziell öfters

unter die Arme gegriffen. Weshalb der Nachname Igler dort einen guten Klang hatte, also bin ich angetanzt und hab' die Gaby angemeldet.

Vielleicht, weil mein Onkel damals Präsident der Industriellenvereinigung und Vorstand der Schoellerbank war, oder weil sie grad so drauf waren oder warum auch immer, zwar zog die Mutter Oberin eine Augenbraue hoch, als ich angab, Erziehungsberechtigter zu sein (na ja, ich war auch nur 21 Jahre alt und gestimmt hat es auch nicht), aber es ging rein & Gaby ging dort zur Schule. Und dann wohnten wir halt zusammen. Ich weiss, nach heutigen Kriterien völlig unmöglich und ich bin auch nicht so stolz drauf, aber es ist alles gut ausgegangen, Gaby wurde Kindergärtnerin und wir reden auch bis heute noch miteinander.

Und mehr hab' ich zu meiner Verteidigung auch nicht zu sagen, ausser das es am Ende ja alles halbwegs glimpflich ausgegangen ist.

Im Sommer machte ich dann meine nächste USA-Reise: New York, und von dort (verbilligte) Rundreise Chicago und San Francisco, drei Wochen, ich hatte null Kohle und hab' mich durchgeschnorrt. In Chicago gab es eine grosse Niederlassung der Agentur Masius & D'Arcy MacManus, für die ich damals arbeitete, ich ging ganz frech hin und sagte, ich sei als Touri hier und wolle mal „hello“ sagen. Die waren ganz hingerissen und liessen mich in der Wohnung wohnen, in der die Agentur ihre „out-of-town clients“ beherbergte. Die war, ganz schick, im Outer East Drive Tower, Du wachst auf in der Früh, im 45. Stock und Fenster bis zum Boden und schaut über die ganze East Side, sehr eindrucksvoll.

Ich war dann auch bei einer Familie eingeladen, dort wurde ich herumgereicht als „the nice jewish boy from Austria“ (ich hab' nicht widersprochen, weil: Wozu?) Aber dann verwickelte mich eine Dame in ein Gespräch, ich sei also aus Vienna, aha, die kennt sich aus, bis sie plötzlich sagte: „And how did you get out?“

Zuerst war ich etwas verstört. „Out of where?“

„Well, out of Austria.“

„I got on a plane and left.“ Jetzt war es an ihr, perplex zu sein.

Schliesslich haben wir es hinbekommen. Sie war nicht ungebildet, wusste dass Österreich an Ungarn und die ČSSR und Jugoslawien grenzte, und dass wir nicht in der NATO wären, und einen „socialist chancellor“ hätten, also müssten wir doch auch Ostblock sein ...

Ich konnte sie dann überzeugen. Aber ich war schon schockiert: Jewish upper middle class, mit Verwandten in Europa, so daneben kann eins doch nicht ... oh ja, das können sie.

Aber es war das erste Mal, seither hab' ich mich an ihre Ahnungslosigkeit gewöhnt. Ich meine, laut der Katastrophe, die die USA derzeit als Präsident haben, sind wir ja auch das Land der explodierenden Bäume. Und so.

San Francisco war ein bisserl besser. Dort sind sie so weit weg von Europa, da fällt es nicht mehr auf. Und die Stadt war hübsch, damals noch ganz ohne IT und Silicon Valley. Und nach drei Wochen war ich wieder zu Hause.

Ein halbes Jahr später hab' ich wieder einen Job, und ich frage mich heute, wie ich das hin bekommen habe, aber ich wurde bei Braun Electric als Junior Product Manager eingestellt.

Nun hatte ich bis dahin keinerlei Ahnung von Marketing, ausser dass ich es für ein Komplott des bourgeoisen Kapitalismus hielt, und ich habe mich auch sicher nicht verstellt, aber ja, ich hatte mich beworben. Wenn ich mich richtig erinnere, waren gute Kenntnisse von Englisch und Französisch als Einstellungsbedingung genannt, vielleicht war das ja ausschlaggebend.

Die Mehrheit der österreichischen Unternehmen hielt – zumindest vor fünfzig Jahren – Marketing für neumodisches Zeugs aus den USA, das wir hier nicht brauchen. Aber in ein paar Unternehmen wurde es schon praktiziert, meist waren das Ableger grosser internationaler Marken, und so gut wie immer Konsumprodukte. Also so klassische Dinge wie Shampoo und Zahnpasta und Kaugummi. Und ausgebildet wurde „on-the-job“, also im Unternehmen selber. Und frisch angestellte Absolventen der Hochschule für Welthandel – so hiess die Uni für Wirtschaft dazumal noch – wurden die ersten sechs Monate fern von irgendwelchen betriebswirtschaftlich wichtigen Entscheidungen gehalten, auf dass sie dort keinen Unsinn machten.

Bekanntester „Absolvent“ dieser Form der Ausbildung ist – beziehungsweise war, denn jetzt ist er ja tot – Dietrich Mateschitz, Begründer von Red Bull (ich gehe mal davon aus, dass hier jeder weiss, was das ist), der sein Handwerk seinerzeit bei Blendax in Hallein bei Salzburg gelernt hat, mit so Dingen wie Zahnpasta und Erdal-Schucrème, oder Schuhpasta, wie das bei uns zu Hause hiess.

Der zuständige Marketingchef bei Braun hiess Mayer und war als ein solcher Ausbildner ebenso bekannt wie gefürchtet. Braun hatte damals ein wildes Sammelsurium an Produkten im Angebot, also einerseits die allbekannten Rasierapparate, die auch den grössten Anteil am Verkauf hatten, aber daneben auch aufwendige Super-8-Kameras, sowie reichlich sogenannte Braunware. Das ist alles, was als elektrisches Gerät in der Küche herumsteht und nicht Waschmaschine, Wäschetrockner, Eiskasten (ja ja, Kühlschrank) oder Geschirrspüler ist (und konsequenterweise Weissware heisst).

Braun ist bekannt dafür, super Qualität mit erstklassigem Design zu verbinden, Hauptsache es betrifft irgendwas elektrisches. So gibt es von Braun im Museum of Modern Art in New York eine Radioanlage, von Fans zärtlich „Schneewittschensarg“ genannt, erstmals 1956 vorgestellt und von Liebhabern noch heute teuer gehandelt. Es gibt aber auch ein Tisch-Feuerzeug (damals war

Rauchen noch schick), einen Wecker und einen Taschenrechner, alles im selben Museum.

Braun litt darunter, dass die Designabteilung jede Menge Wettbewerbe gewann, das Resultat dann meist in die Produktion ging, was zu einem wilden Produktmix führte, an dem niemand wirklich Geld verdiente.

Wenige Jahre zuvor, nämlich 1966, hatte der US-Rasierkonzern Gillette die Braun AG übernommen und versuchte offenbar, ein wenig Methodik in das Marketing der Braun-Produkte zu bringen. Braun trat dabei nach wie vor selbständig auf dem Markt auf.

Gleichzeitig bewegte sich der Handel in Europa langsam, aber stetig auf eine neue Form zu, nämlich weg von traditionellem Einzelhandel hin zu Supermarkt-Kaufhausstrukturen, wie wir sie heute kennen. Frankreich war auf diesem Gebiet ganz vorne mit dabei, vor allem der Carrefour-Konzern mischte den Einzelhandel schon kräftig auf.

Braun wollte daher, dass ich ein Jahr in Frankreich verbringe und die neuen Strukturen des Selbstbedienungshandels – auf französisch zusammengefasst unter *grandes surfaces* – studiere und kennenlerne, auf dass wir in Österreich davon profitieren. Oder so ähnlich, einer der Fehler von Mayer war, dass er mir gegenüber nie so konkret wurde. Jedenfalls wurde ich nach Paris geschickt, zu Braun Electric France, um dort eine *inhouse* Ausbildung zu machen.

Frankreich ist ein grosses Land – doppelt so gross wie Deutschland, aber mit nur zwei Drittel an Bevölkerung – mit einer Reihe von Ballungszentren sowie ländlichen Gebieten, in denen kaum jemand wohnt; ich sollte jeweils mit dem lokalen Vertreter von Braun Frankreich auf eine oder zwei Wochen Tour gehen, als Beiwagerl. So was bekommt man nicht alle Tage.

Ich war hungerig. Ich bekam zwar keine zweitausend Franken für's in Genf herumhirschen und den Mädels nachjagen, durfte aber jetzt meine zweite Heimat im Detail kennen lernen und wurde immer noch recht gut bezahlt. Ein ganzes Jahr lang. Die Kirsche auf der Schlagobersorte war die Wohnung in Paris und dort insbesondere die freien Wochenenden.

Auf der einen Seite habe ich in diesem Jahr ganz Frankreich besucht, was auch nicht jeder von sich behaupten kann. Ich war im Westen, in der *Bretagne*, in der südlich darunter liegenden *Vendée*, dem Land der Konterrevolution, ich war in *Aquitaine* im Süden und in der *Occitanie*, in der *Auvergne*, in der *Bourgogne* und in der *Franche-Comté* und auch im Norden mit *Normandie* und *Pas-de-Calais* und den *Ardennen*, ich weiss wo die Départements *Ain* und *Aube* sind, weil ich dort auch war, und habe zu meiner Verblüffung festgestellt, dass die *Côte-d'Or*, also die Goldküste, mitten im Inland liegt, nämlich in der *Franche-Comté*, also in Burgund.

De facto war ich ja nur ein halbes Jahr so auf der französischen Achse, den Rest der Zeit füllten Schulungen in Paris und die berühmten Wocheneden. Ich fand eine Wohnung im 17. Bezirk in der *rue de Tocqueville*, die Büros von Braun electric waren in Clichy auf der anderen Seite des *Périphérique*, des berühmten Autobahngürtels rund um Paris, ich konnte zu Fuss ins Büro gehen, das kann auch nicht jeder.

Zu Anfang hatte ich noch ein ganz schräges Auto, einen Gremlin von American Motors, der sah von vorne aus wie ein Ami, der er ja auch war, nur hinten war er radikal abgeschnitten, er hatte einfach keinen Kofferraum, sondern nur eine grosse Heckklappe, ein in jeder Hinsicht fürchterliches Auto, und dass auch noch mit Handschaltung – drei Gänge und ein Rückwärtsgang, mehr waren die Amis ja auch von der Automatik her nicht gewohnt. Aber dann erwarb ich einen BMW 2002 in kreischgelb, das war damals Mode; damals kamen auch die ersten vernünftigen HiFi-Anlagen für Autos auf, ich hab' mir natürlich sofort eine eingebaut und fuhr damit und mit offenem Fenster durch die Stadt, ich muss ein ziemlicher pain-in-the-ass gewesen sein, aber damals hat sich noch niemand beschwert.

In Frankreich muss eins nicht Punkt acht Uhr im Büro sein (und vor sechs geht auch keiner nach Hause), nach einer gewissen Zeit hab' ich mir eine Routine zugelegt: In der Früh um neun aufstehen, gegenüber in der Café-Bar einen grossen Bol mit Café-au-lait und zwei Croissants an der ubiquitären Theke, dann ab ins Büro. Ich fühlte mich wie ein echter Pariser.

Von der Comtesse de Beaumont hab' ich ja schon erzählt, anlässlich des vergeblichen Annäherungsversuchs an meinen Vater, sie residierte in einem Jugendstilhaus in der Avenue Rapp, wobei man sich den Pariser Jugendstil so vorstellen muss wie Otto Wagner auf Drogen. Nicht eine einzige gerade Linie, mit Girlanden überall und scheinbar ohne jede Symmetrie. Aber sehr hübsch. Und gewöhnungsbedürftig für das Wiener Auge, das mit Adolf Loos und Josef Hoffmann in Thonet-Möbeln aufgewachsen ist.

Pariser Wohnungen waren überdies in den meisten Fällen ganz anders als was ich von zu Hause gewohnt war. Klar, in den modernen Wohnbauten sah es aus wie bei uns, aber die grossbürgerlichen Wohnungen der Belle Epoque waren richtige kleine Stadtpalais in Form einer Wohnung, mit Dienstbotenzimmern und einem Hintereingang für Lieferanten und vor allem mit komplett bedeckten Wänden: Vom Boden weg bis hüfthoch hölzerne Paneele, darüber richtige Tapeten, bis zur stuckbedeckten Decke, und alles ganz angeräumt, nur ja kein Fleckerl – quel horreur – einer weissen Wand.

Weil der österreichische Kaiser Franz Joseph nicht nur die Moderne nicht mochte, sondern auch keine hohen Häuser, haben Wiener Altbauten aus der Ringstrassenzeit per Bauordnung nicht mehr als drei Stockwerke, dann

schummelt der Bauherr schnell noch mit Mezzanin und Hochparterre, aber mehr als fünf sind da nicht drin. Deshalb glauben wir Wiener ja auch, es müsse in anderen Grossstädten auch so ein, denn verblüffenderweise ist unser Stadtbild nach wie vor von dieser Regel zur Bauordnung geprägt. OK, New York ist anders, aber die Wolkenkratzer dort sind ja viel später gebaut worden (hint: Das ist ganz falsch). Und Paris, wo seit je her Platznot herrscht wie in Manhattan, hat schon immer hoch hinauf gebaut, acht, neun oder mehr Stockwerke sind auch bei Häusern aus der Belle Epoque Standard. Und weil man in Frankreich die Moderne immer mochte, haben all diese Häuser einen Aufzug, sehr oft auch eine Zentralheizung für's ganze Haus, wie überhaupt die Technik in Pariser Häusern sehr oft viel älter ist als von uns erwartet, weil von Anfang an mit dabei. Witziges Detail: Zu Anfang war die Stromversorgung nicht zentral, und viele Häuser wurden ursprünglich mit 110~V elektrifiziert, ja, es gibt auch ganz viele Kleintrafos in Paris, sollten Sie je dort wohnen und sich wundern.

Und in genau so einer Wohnung residierte die Gräfin, inmitten von Nippes von überall, wo ihr Mann diplomatisch tätig war. Und brachte mir bei, wie man Franzose ist und von wo das alles her kam.

Wer jetzt glaubt, Paris sei die Stadt der Liebe und der Leidenschaften und ich hätte da direkt an der Quelle sitzen müssen, den oder die muss ich jetzt enttäuschen: Franzosen respektive Französinen sind genau so zurückhaltend wie anderswo auch, und ich habe mich in der Beziehung überhaupt nicht ausgetobt, ganz im Gegenteil. Denn während ein Pariser, der gut Deutsch kann, in Wien die Damen schon auf Grund seiner Herkunft charmieren kann, ist es in meiner zweiten Heimat genau umgekehrt.

Zwar klang mein französisch damals (heute bin ich da etwa eingerostet) durchaus wie ein Franzose, aber sicher nicht wie ein Pariser, ich hatte eher einen Schlag ins Schweizer Französisch, gerne auch *Français fédéral* genannt, oder, was noch schlimmer wäre, ins Savoyardische (also der Gegend um Genf herum), was mich zu einem Bauern machte, der nicht mal ordentlich Hauptstadt sprechen kann.

Konsequenterweise war meine erste Freundin eine Deutsche, die in Paris als Sekretärin arbeitete, sie hatte langes dunkles glattes Haar und machte mich mit der Musik von Cat Stevens bekannt, und mit der Berliner Molle. Nein, das ist kein Molotowcocktail, der wäre eine Molli. Eine Molle ist Berliner Weissbier, versetzt mit Himbeersaft (rote Molle) oder Waldmeister (grüne Molle) und ein ganz heimtückisches Getränk, weil Du merkst nix und es trinkt sich süffig und dann hast Du einen sitzen. Ich denke jedesmal an sie, wenn ich Cat Stevens höre. „I know we've come a long way, we're changing day to day, but tell me, where do the children play?“

Seufz

Und dann kam Fabienne.

Nein, ich kann jetzt keine romantische Geschichte erzählen, wie ich sie traf, denn ich habe es vergessen. Oder verdrängt, pick one. Aber Fabienne ist wahrscheinlich die einzige Frau, die es mit mir länger ausgehalten hätte, wenn ich es zugelassen hätte. Oder auch, anders rum: Es ist *die* Beziehung in meinem Leben, die ich gründlich verschistelt habe, vielleicht mit Ausnahme meiner zweiten Ehe, doch davon später.

Fabienne war zwei Jahre älter als ich, hatte die dunkle Hautfarbe von Menschen, die im Süden leben und viel in der Sonne sind, und langes, glattes schwarzes Haar. Ihre Eltern waren Kolonialfranzosen aus der Côte d'Ivoire, ihre Mutter hatte dort eine Montessori-Schule geführt und ihr Vater eine Bananenfarm geleitet. Der Vater war bei einem Flugzeugunfall ums Leben gekommen, aus diesem Umstand bezog Fabienne eine Unterhaltszahlung, die ihr das Studium finanziert hatte; sie hatte dabei, wie sie mir einmal erklärt hat, immer ein schlechtes Gewissen, weil es ihr das Gefühl gab, vom Tod des geliebten Vaters auch noch zu profitieren.

Fabienne hat zumindest Teile ihrer Kindheit in der Elfenbeinküste verbracht, immer wieder erzählte sie, mit leuchtenden Augen, wie schön ihre Ausflüge in die *Brousse*, also den Busch des ivoirischen Hinterlands, gewesen seien und wie frei sie sich damals gefühlt hätte.

Zu Anfang war alles Wonne, Waschtrog und Eierkuchen. Ich gab meine Wohnung in der rue de Tocqueville auf und zog zu ihr auf den boulevard Saint-Germain, genau gegenüber von Science Po, (die Elite-Uni *science politiques*, die heute ganz wo anders sitzt). Vor dem Haus gab es eine einsame Shell-Zapfsäule, bei der eins tatsächlich tanken konnte (das gab's damals noch, schliesslich ist das jetzt fünfzig Jahre her), die winzige Wohnung war unter dem Dach im sechsten Stock, ganz romantisch, eins konnte vom Fenster aus aufs Dach klettern, was Fabienne regelmässig tat, um sich zu sonnen. Wir teilten uns die Garçonniere mit einer Katze, die hiess Feline und war grau getigert.

Fabienne fuhr einen weissen Peugeot 204, noch mit Lenkradschaltung, den sie „Marguerite“ nannte, während sie meinen kreischgelben BMW sofort „le jaune pisseux“ taufte (jaune heisst Gelb, den Rest spar' ich mir).

Und sonst gibt es, erstaunlicherweise, relativ wenig zu erzählen. Wir fuhren zu ihren Eltern, die oberhalb Nizza lebten, in Haut-de-Cagnes, wo die Männer am Sonntag noch auf dem plantanengesäumten Hauptplatz Boule spielen, das sie okzitanisch pétanque nennen. Angeblich hat auch Picasso hier öfter gespielt. Wir fuhren auch zu meinen Eltern nach Genf und gingen am Samstag Abend nach Carouge Fondue essen. Aber wirklich Herausragendes fällt mir sonst nicht ein.

Im Nachhinein stellt sich heraus, dass die Beziehung (wahrscheinlich) daran gescheitert ist, dass wir zu wenig bis gar nicht über die wesentlichen Dinge geredet haben. Sie hielt eh' erstaunlich lang. Am Ende meines Parisaufenthaltes ging ich nach Wien zurück und Fabienne für ein Semester nach Genf, um bei Jean Piaget (der damals noch lebte) zu hören, anschliessend kam sie nach Wien. Wir mieteten ein Haus in Klosterneuburg und Fabienne begann, am Lycée Français als Lehrerin zu arbeiten. Ein Jahr später zog ich aus, und das war's.

Die ganze Tragweite der Tragödie begriff ich erst, als ich ein paar Jahre später zufällig in Nizza war und ihren Eltern einen Höflichkeitsbesuch abstattete. Da sass ihre Mutter auf dem Sofa, kerzengerade und mit strengem Blick, und sagte zu mir: „Vous lui avez brisé le cœur“ – Sie haben ihr das Herz gebrochen.

Ich hatte bis dahin überhaupt keine Ahnung davon und nahm an, dass die Beziehung bei ihr ebenso „versandet“ war wie bei mir. Im Nachhinein war das leider falsch, und ich stehe heute als Trottel da, als grober männlicher Klotz, der von Herzensdingen keine Ahnung hat.

Kurzum: Auch kein Ruhmesblatt.

* * * * *

In der Arbeit war's dann auch nicht so knusprig wie erwartet. Knapp einen Monat nach meiner Rückkehr aus Frankreich bin ich mit Mentor Mayer zusammengekracht und wurde gekündigt, was ein Novum war, denn üblicherweise hatte bislang immer ich gekündigt. Aber ein anderes französischsprachiges Unternehmen – l'Oréal – hatte ähnliche Probleme mit der Umstellung von Fachhandel zur Selbstbedienung, und stellte mich ein. Gag am Rande: Der damalige l'Oréal-Chef von Österreich hiess Reinhard Spazier und hatte, passend für ein Haarpflegeunternehmen, eine Spiegelglatze.

Ich sollte – unabhängig von den bestehenden Verkäufern – einen Vertrieb direkt an die grossen Supermarktketten aufbauen, und genau das tat ich auch. Ich war für ganz Österreich zuständig, denn so viele *grandes surfaces* gab's damals noch nicht in Österreich, also in Bezug auf Haarpflegeprodukte, dementsprechend hatte ich nach einem halben Jahr über 40k auf dem Kilometerzähler meines Dienstfahrzeugs, ein – damals noch als schnittig geltender – Audi 80 in blassblau. Gleichzeitig hatte ich den Umsatz vervielfacht. Dann allerdings warf mich der Bauer Rosenkranz in steirischen Scheifling, aus Murau und von links im Nachrang kommend, quer durch die Kreuzung und in die damals dort befindliche Tankstelle, exakt zwischen zwei Zapfsäulen hindurch, was wahrscheinlich ein flammendes Inferno verhindert hat, und stieg, etwas verdutzt, aus seinem Mercedes mit dem berühmten Satz: „Mah, des hob I oba ned obsichtlich gmocht“.

Zwei Jahre später wurde die Tankstelle dort aufgelassen und eine Ampel installiert.

Ich hinwieder rechnete mir aus, wie hoch meine Chancen stünden, angesichts der nächsten 40k Kilometerleistung im zweiten Halbjahr den nächsten derartigen Unfall heil zu überleben, und kündigte auch bei l'Oréal.

Ungefähr zu dieser Zeit lernte ich Hanne kennen.

Hanne hatte Russisch und Übersetzer studiert und einen deutlichen Hang ins Slawische. Ausserdem war sie immer dabei, irgend etwas zu organisieren. Über sie lernte ich auch Danuta kennen, mit Nachnamen Choruta, sie war eine Polin aus Warschau und tanzte im Wiener Moulin Rouge, was im Nachhinein den Schluss zulässt, dass sie dort einzelnen Kunden auch im Separé zur Hand ging, oder so ähnlich. Danuta wollte unbedingt in Österreich bleiben, denn ihre Aufenthaltsbewilligung lief ab, und als Angestellte des damaligen Wiener Nachtclubkönigs Hans Werner Schimanko war sie von ihm abhängig, was ihr überhaupt nicht gefiel. Hanne baldowerte einen Deal und ich hab Danuta geheiratet, sie bekam einen österreichischen Reisepass (damals ging das noch) und ich bekam die ganze 15.000 Schilling Heiratsprämie. (Prämie? Ja, eine Zeit lang zahlte unser Staat der Jugend was dazu, einen Hausstand zu gründen. Hat auch nicht wirklich funktioniert, die Prämie verschwand, wie so vieles, sang- und klanglos in der Vergangenheit.)

Auch den Visła-Rallye Job hat Hanne vermittelt. Visła ist eine Stadt in Südpolen, etwas nördlich von Zakopane, und für uns damals so gut wie auf dem Mond: Dort kommt eins nie hin. Also hab' ich schon aus Neugier zugesagt.

Es galt, einen Drei-Liter-Capri von Wien nach Visła zu fahren, ihn dort mit einem lokalen Fahrer an der Visła-Rallye teilnehmen zu lassen und ihn anschliessend wieder nach Hause zu kutschieren. Wir erinnern uns: Der Ford Capri war die europäische Iteration des Ford Mustang: Kost fast nix, schaut geil aus, fährt sich aber scheisse, was aber auch völlig egal war, weil eh' schwach motorisiert. Wer erinnert sich noch an den Knochen-Escort? Der Capri war der grosse Bruder, als Coupé. Es gab ihn als absoluten Schwachmat mit 1,2-Liter (da lief er 133 Spitze), mit 1,6-Liter und mit 2-Liter Motor, da fiel die nicht vorhandene Strassenlage nicht weiter auf. Es gab aber auch eine Version mit dem drei Liter V6, einer englischen Entwicklung, und die hatte richtig Wumms, leider wurde sonst an dem Fahrzeug relativ wenig verändert, sprich: Ein unfahrbares Häusl, aber soooo schön. Mit einem Höcker vorne auf der Motorhaube, weil sonst der Murl nicht hineingepasst hätte, richtig wie ein amerikanischer *muscle car*.

Der Junior-Rallye-Staatsmeister von Polen, Marek Tschaskovski, nahm das Ding mit leuchtenden Augen in Empfang. Aber gleich bei der ersten Trainingsfahrt – und ich Trottel hatte noch dringend mitfahren müssen – warf Marek, der seinen

Titel mit einem hochfrisierten Polski Fiat gewonnen hatte, der gerade einmal eineinhalb Tonnen wog und nicht die Hälfte der PS des Capri hatte, die zweieinhalb Tonnen Ford mit Verve und Anlauf in die nächste Felswand.

Marek hatte so einen Panoramarückspiegel, der auf den bestehenden geklemmt wurde, dieser hatte sich beim Aufprall selbständig gemacht und mir einen hübschen Scheitel gezogen, sprich: Ich hab' geblutet wie Sau, auf den weissen Rennoverall. Mitten in der Nacht. Im Winter. Im Dunklen. In Zakopane.

Als Rettung kam ein Trabant (wer lacht da?) und führte mich zur nächsten Rotkreuzstation. Der diensthabende Arzt war ganz jung und meinte nur, er werde mir mein schönes langes Haar nicht abschneiden, aber er müsse leider nähen, und Anästhetika seien leider aus. Also gab es einen grossen Schluck Wodka für ihn und einen noch grösseren für mich, dann war die Flasche leer und ich wurde genäht.

Ich geb' ja zu, das Ganze entbehrte schon damals nicht einer gewissen Komik.

Später wurde es dann noch einmal unangenehm, weil dazumal bei der Einreise mit einem West-Pkw dieser in den Pass gestempelt wurde. Es wurde viel gemauschelt und noch mehr geschmiert, und nach drei Tagen konnte ich ausreisen.

Drei Wochen später hiess es: Die haben in Visła das Auto repariert und ich soll es holen.

Ich bin mein Leben lang gerne und mit Begeisterung Zug gefahren, aber der Nachtzug nach Warschau war schon ein eigenes Erlebnis. Nicht nur, dass die Abteile mit rotem Plüsch ausgeschlagen waren und richtige Vorhänge hatten (die seit dreissig Jahren nie gewaschen worden waren, mit dementsprechendem Odeur, brrr), im letzten Abteil war ein Kohleofen, komplett mit diversen Kohlehaufen, und alle halben Stunden ging der Schlafwagenschaffner nachlegen: Das war die Heizung.

Repariert ist ein freundliches Wort und kann sehr viel bedeuten. Bei uns, wenn Du zwei Tonnen Pkw mit 50 km/h frontal in die Wand geworfen hast, ist das ein Totalschaden, weil komplett verzogener Rahmen und Geometrie putt. Nicht so in Polen, damals: Die haben das Gerät auf eine Streckrahmen gespannt und es mit Eisenketten wieder gerade gezogen. So frei nach Augenmass.

Optisch war er ja wieder ganz fesch beinand, aber war er früher nur unfassbar, war er jetzt unberechenbar. Sprich: Alles über 50 km/h war lebensgefährlich, da haben wir von Kurven noch gar nicht geredet. Und es gibt viele Kurven in der hohen Tatra.

Aber ich bin am Ende heil in Wien angekommen.

Im Nachhinein erfuhr ich dann, wieso ich das Häusel noch nach Wien bringen musste, wo es übrigens umgehend verschrottet wurde: In Polen hätte es einer eigenen Einfuhrgenehmigung bedurft, um das Ding dort zu verschrotten, und die zu bekommen war nicht so einfach und auch nicht umsonst. Und reparieren auf lokal und dann einen Dolm finden, der es nach Wien bringt, war deutlich billiger als jeder andere Transport. Thanks for nothing, friends.

Anschliessend zog ich mit Hanne in eine Kommune. Ja, it seemed a good idea at the time. Hanne und ihr damaliger Freund hatten eine Wohnung im fünften Bezirk und suchten Mitbewohner. Das zweite Schlafzimmer teilten sich daher der kleine Iglar und die Friedl aus Niederösterreich, die sich, einmal in Wien angekommen, Ricky nannte. Sie war ein lustiges, pummeliges Mädchen und in ihrer Drallheit sehr erotisch. Wir fuhren des Abends in meinem schäbigen 2CV herum und amüsierten uns, denn Ricky arbeitete tagsüber, während ich mich damals ein wenig um mein Studium kümmerte, so mit Seminarscheine sammeln und das Nebenfach abschliessen.

Allerdings arbeitete Ricky tagsüber in einem Etablissement, das man durchaus als Puff bezeichnen konnte, eins von jenen Lokalen mit verklebten Fenstern und Separées, Ricky war sehr unpräzise in der Beschreibung ihrer Tätigkeit, aber es liess sich auf die Dauer nicht verheimlichen, dass sie eine Hure war, oder zumindest als solche tätig.

Es war eins von jenen Dingen, die eins macht, ohne viel darüber nachzudenken. Zumindest schienen alle zufrieden mit den Status quo, und am Abend rammelten wir wie die Karnickel, dann schlief Ricky eng an mich gekuschelt ein. Und ja, es war eine relativ wortlose Beziehung, schon deshalb weil Ricky jeden Versuch, darüber zu reden, abwies, ich solle nicht so viel nachdenken.

Und dann, an einem grauen Sonntagnachmittag, Ricky war an ihrem Arbeitsplatz und Hannes Haberer unterwegs, haben Hanne und ich miteinander geschlafen. Es war mehr so eine Art Bestätigung, dass wir das eh nicht wollten, weil so toll war es dann auch nicht, oder so, ich weiss ja nur, was ich dabei gedacht habe und das war nicht viel.

Ich will mich jetzt nicht auf die Zeiten ausreden, obwohl die damals schon so waren, ich war auch selber ein ahnungsloses Kind, ich liess mich treiben und beobachtete, was mir da alles entgegen kam. Da war keine Strategie dahinter, kein Plan oder ein grosses Verlangen. Ich meine, es gibt Menschen, die arbeiten in allem, was sie tun, zielstrebig auf etwas hin: eine wissenschaftliche Leistung, die Staatsmeisterschaft in Pfitschigogerln oder Frau mit Haus und Kindern und Karriere, lauter Dinge, für die es einen Plan braucht, und den hatte ich nicht.

Nur ein Beispiel: Als ich aus Genf nach Wien zurück kam, noch bevor ich nach Paris ging, war mein Freund Wolferl plötzlich ein Star geworden, mit eigener

Schallplatte, die im Radio gespielt wurde und auf Platz eins in der Hitparade lag.
Das hat mir sehr imponiert, aber ich hätte nie gewusst, wie eins dort hin kommt.

Und das mit dem Schreiben, das kam erst viel später.

Kapitel 11

*The village sugar takers,
Madison Avenue pink dream makers,
They try to escape from it all,
But instead they build walls, that's all
But they want to be close to it all.*
Melanie (Born to Be, Close to it All)

Am Faschingsgshnas der Tageszeitung „Die Presse“ des Jahres 1974 habe ich meine zweite (oder, wenn eins so will, meine „richtige“) Frau Isabella kennen gelernt. Und ja, ich habe mich in sie verliebt. Und auf die eine oder andere Art hat das bis heute angehalten. Aber schön eins nach dem anderen.

Isabella war eine richtige Schönheit, mit langen Haaren, dunklen Glutaugen und feinen Gesichtszügen. Ihre Mutter war eine Jüdin aus der Familie der Wertheimer und ihr Vater ein kroatischer Sinti aus dem Burgenland. Kennen gelernt hatten sich die beiden in der Hitlerjugend, wo man sie bald hinauswarf, aus ersichtlichen Gründen. Und damit ist schon sehr viel erklärt. Denn gesinnungsmässig hätte das alles schon gepasst, nur war leider der Stammbaum der falsche.

Der Vater war in Stalingrad und ging dort in Gefangenschaft, kam aber noch relativ schnell aus dieser zurück, obwohl schwer traumatisiert. Und nach dem Krieg waren sie Hausmeister in Ottakring.

Ihre Mutter hatte den Krieg und die Judenverfolgung überlebt, indem sie alles jüdische beharrlich leugnete, diese Einstellung hatte sie auch an ihr einziges Kind weiter gegeben. Dass Isabella Jüdin war, habe ich erst Jahre später erfahren – sie selber war offen katholisch und sang im Kirchenchor meiner alten Pfarre in der Josefstadt, ums Eck von unseren alten Wohnung, wir kamen sozusagen beide aus dem selben Grätzel. Und wir teilten viele Interessen, nicht nur den Chorgesang, sondern auch Alte Musik, Biedermeiermöbel und gutes Essen – ich war ganz begeistert.

Körperlich war es eher holprig, sie war sehr schüchtern und verklemmt, aber ich dachte mir, das kriegen wir schon hin. Erst Jahre später – da waren wir schon längst geschieden – kam ich drauf, dass sie ein missbrauchtes Kind war. Mir hat sie es nie erzählt, aber wohl ihren Kindern, wobei es dort ein Onkel war, was auch nicht stimmt, denn so einen gab es nicht.

Also: Enge, dumpfe kleine Hausmeisterwohnung in einer Nebengasse des Gürtel, stets den Verfolgungen des Vaters ausgesetzt, während die eigene Mutter

schweigend darüber hinweg sah, froh dass sie jetzt nicht mehr „herhalten musste“, pardon my French, aber so war es wohl. Isabella erzählte mir einmal, ihre Lieblingsposition sei zwischen dem Kachelofen und der Zimmerwand gewesen, wo sie sich hineinpresste „weil es dort so schön warm war“. Heute vermute ich, dass es der einzige Ort in der Wohnung war, wo sie einigermaßen sicher war, weil der Vater dort einfach nicht dazukam.

Dazu kam die völlige Leugnung ihrer jüdischen Herkunft, obwohl die Familie der Wertheimer eine alte, weit verzweigte und angesehene ist. „Sag es niemals, erzähl es keinem Menschen, unter keinen Umständen, niemals, auch nicht Deinen besten Freunden, auch nicht Deinem Mann ...“

Als ich sie kennen lernte, war der Vater schon tot und wurde auch mit keinem weiteren Wort erwähnt, ausser dass sie einmal erzählte, die Geschwister ihres Vaters seien entlang der Mariazeller Bahn geboren worden, je nachdem wo gerade die Arbeit war.

All das wusste ich natürlich nicht, an jenem Abend in den Redaktionsräumen des Pressegschnas, aber ich hab' mich, wie schon gesagt, in sie verliebt. Ausserdem war sie drei Jahre älter als ich, das passte genau in mein Schema.

Sehr bald zogen wir zusammen, zuerst in ihre Zimmer-Küche-Wohnung in der Lange Gasse 25, später in meine erste Eigentumswohnung im fünfzehnten Bezirk, immerhin mit zwei Zimmer und Küche und Bad und Klo, ganz klassisch.

Isabella hatte nach der Pflichtschule eine Lehre als Juweliervverkäuferin gemacht und in der Abendschule die Handelsakademie absolviert, sie war glühend ehrgeizig und wollte unter allen Umständen aus dem Leben heraus, in das sie hinein geboren worden war. Als ich sie kennen lernte, war sie Buchhalterin bei der UNO in Wien, genauer gesagt bei der UNIDO, ihre Englisch war tadellos und sie verdiente fast das Doppelte von mir.

Wir haben dann bald geheiratet, ganz offiziell in „unserer“ Pfarrkirche, der Piaristenkirche im Achten, der Kirchenchor sang für uns das Händel-Halleluja, selbst meine Grossmutter war gekommen, und meine Mutter, die zu der „Hausmeisterstochter“ ihr standesgemässes Schnoferl gezogen hatte, zeigte sich von ihrer besten Seite. (Ausgerechnet meine Mutter, die bei der Wahl ihrer Männer immer weit „unter ihrem Stand“ gewählt hatte, aber so isses halt.) Anschliessend fuhren wir nach Venedig, auf Hochzeitsreise. Und dann bezogen wir einen ausgebauten Dachboden in einem alten Barockhaus, natürlich auch im achten Bezirk.

Knapp vor der Hochzeit kam ein Anruf von Hanne. Sie sei schwanger, und es könne nur von mir sein. Und es komme in drei Wochen.

Weshalb erst jetzt ist kurz erklärt: Hanne war immer eher stämmig und moppelig und hatte auch immer unregelmässige Blutungen, also fiel ihr weiter

nichts auf. Sie hatte kurz nach der Auflösung der Kommune ihren Fjodor Juschin geheiratet und war mit ihm im Pkw unterwegs, als die beiden einen Unfall hatten. Hanne flog aus dem Auto, blieb aber unverletzt und leicht verdattert liegen. Bis sich ein Rettungssanitäter über sie beugte mit den Worten „Sie können ganz unbesorgt sein, Ihnen und dem Kind geht es bestens.“

„Welches Kind?“

Hier wurde der Sanitäter ein wenig rot und stammelte: „Aber ... Sie sind doch im achten Monat schwanger?“

Darauf hin fiel Hanne in Ohnmacht.

Ich war durchaus bereit, für mein Kind auch ausserehelich Verantwortung zu übernehmen, aber Isabella war wütend dagegen, das sei alles unwahrscheinlich und man – genauer gesagt: diese Person – wolle mir etwas unterschieben. Hanne hinwieder meinte, Fjodor habe jetzt eine Frau und ein Kind und müsse daher nicht zur Armee einrücken, in Israel. Und daher sei alles bestens und sie wünsche mir auch viel Glück. Und sie käme schon allein zurecht.

So kam es, dass das einzige Kind von mir, dass wirklich so gut wie kein jüdisches Blut hat, die ersten vier Jahre seines Lebens einen israelischen Pass hatte. Und an der Front „aussereheliche Kinder“ kehrte erst einmal Ruhe ein.

Wir machen jetzt einen kurzen Zeitsprung: Zwölf Jahre später – da war ich schon längst wieder geschieden – läutet mein Telefon, damals noch Festnetz, und am anderen Ende ist Hanne. „Duu – ich hab gerade im Telefonbuch geblättert und mir gedacht, ich ruf’ Dich einmal an ...“

„Hanne, was willst Du?“

„Das Kind möchte Dich kennen lernen.“

Also begab ich mich in eine Pizzeria im fünften Hieb, wo ich – rein zufällig – schau, wer da sitzt: Servus Hanne ... zu Hause soll das Kind dann gefragt haben: „Das war mein Vater, ja?“

Seither habe ich wieder drei Kinder.

Zeitsprung zurück, wieder ins Jahr 75.

Erwartungsgemäss – also nach heutigem Wissensstand – lief meine Ehe schlecht. Nicht nur was körperliche Intimitäten betrifft, Isabella hatte auch an allen etwas auszusetzen. Was dazu führte, dass ich weniger und weniger zu Hause war, und irgendwann einmal auch fremd ging.

Doch davon später, zuerst versuchte ich redlich, ein guter Bürger zu werden: Ich schnitt meine Haare, rasierte meinen Bart und suchte mir eine anständige Arbeit: Ich ging zur Werbeagentur J.Walter Thompson, kurz JWT genannt, diesmal nicht als Kreativer, sondern als Kontakter, sprich: Ich war der, der mit der Pappe

herumlief. Heutzutage reicht wahrscheinlich ein Tablet, und man kann alles animieren, aber dazumal klebten die Grafiker ihre Entwürfe auf Pappen im Format A1, dafür gab's eigene Taschen, daran erkannte eins den Kontakter, wenn sich eins in die Marketingabteilung verirrte, zum Beispiel bei Unilever.

Ich hatte das Vergnügen, Unilever Österreich als Produzent von Waschmittel zu betreuen. Nun ist Werbung für Waschmittel so ungefähr das Übelste, das die Werbebranche je hervorgebracht hat (Seitdem wir unsere Hühner mit OMO füttern haben wir strahlend weisse Eidotter), und ich bekam das auch zu spüren. Der Höhepunkt wurde beim Dreh eines zehn-Sekunden Spots für eine Promotion (so heissen jetzt-billiger-Aktionen im Werbetalk) erreicht. Wir waren bei der Postproduction, das ist der Moment, wo entschieden wird, was aus dem gedrehten Material endgültig werden sollte, und neun Sekunden waren bereits fix verplant. Und anschliessend haben fünf erwachsene Männer mehr als eine halbe Stunde darüber diskutiert, ob in der verbleibenden Sekunde mehr Produkt oder doch noch mehr Promotion hervorgehoben werden sollte.

Ich beschloss, mir einen anderen Job zu suchen. Schon Werbung weil gut bezahlt, aber ohne Waschmittel. Und fand ihn in der Innenstadt, bei Young & Rubicam. Und damit begann meine nächste Häutung, diesmal zu einem Yuppie. Ich trug nur noch Masshemden von Wäsche flott mit eingesticktem Monogramm, seidene Paisley-Krawatten, Kaschmirsakkos und dazu immer Bluejeans, und zwar die 501 von Levi's mit Knöpfen statt dem Zipper (letzteres, weil der Zipper bei Jeans immer als erstes kaputt geht und es ist urmühsam, einen neuen einzunähen. Daher: button fly.) Und an den Füessen gelochte Budapester, mit Metallplättchen vorne und hinten, damit sie sich nicht so schnell ablaufen. Das klappert so hübsch, wenn eins über harte Steinböden läuft. Ich fand einen Schuster um's Eck in der Florianigasse, der nähte mir ein Paar Massschuhe um damals dreitausend Schilling, das war zwar fast ein Drittel meines Monatsgehalts, aber die Dinger waren dafür nicht kaputt zu kriegen. Weshalb eins auch nur zwei Paar braucht: Je einmal schwarz und braun. Ja, später wurden es dann ein paar mehr, aber tatsächlich habe ich bis heute noch alle meine Massschuhe, leider kann ich sie nicht mehr tragen, weil meine Füsse zu gross geworden sind. Nichts desto trotz sind Massschuhe auf Dauer eine gute Investition, eins kann sie immer wieder reparieren lassen, weil auf Rahmen genäht und nicht verklebt, und sie sind endlos bequem. Ich bin damit eine ganze Woche in New York herumgelaufen ohne eine einzige Blase zu bekommen.

Ja, ich weiss, heute laufen wir alle in Sneakers herum, die sind auch bequem und niemand hat mehr Blasen und manchmal schauen sie sogar schick aus, aber nach zwei Jahren sind sie zum Wegwerfen, und wirklich nachhaltig ist das ja auch nicht. Und ausserdem kriege ich in Turnschuhen Schweissfüsse.

Egal, jetzt sitze ich im Rollstuhl und trage dort Mokassins, weil in was anderes komm' ich nicht mehr rein.

Werbeagenturen entstehen meist, wenn sich ein paar zusammen finden, um einen eigenen Laden zu haben, denn mit Werbung war damals recht viel Geld zu machen. Daher hiessen die meisten so wie „Meyer, Meier und Mayr“, das waren alles Eigennamen. Meist waren es US-Agenturen, aber eine stand heraus, die Schweizer G GK (Gerstner, Gredinger und Kuttner). Berühmt wurde die G GK in Österreich für ihre Palmers und Vöslauer Werbung, aber begonnen hat die Wiener Niederlassung in der Webgasse im sechsten Bezirk als kleine Werbequetsche, schon damals mit Hans Schmid als Chef; als ich noch versuchte, als Texter Fuss zu fassen, traf ich dort Martin Suter, damals Texter bei der G GK Zürich, lang bevor er sein erstes Buch veröffentlicht hatte. Er wart neidlos gesehen der mit Abstand bessere Texter. Ich hab' noch seine Headline für die damals neuen Papier-Babywindeln vor mir: „Lulu mach weh weh am Popo. Aa auch.“

Das muss einer sich mal trauen. Aber bei Martin ging das irgendwie rein.

Zu Hans Schmid und die G GK gleich noch mehr, in meiner nächsten Iteration.

Bei Y&R hatten wir kein Waschmittel als Kunde, dafür aber Klopapier.

Da war die Werbung selber nicht so lustig, aber das drumrum schon. Als wir Cosy als Kunde bekamen, warben sie mit dem Pink Panther. Wir machten ein paar Studien und fanden heraus, dass der rosa Panther zwar sympathisch war, aber als kratzig und störrisch empfunden wurde, was ihn zwar als Comicfigur liebenswert machte, aber als Klopapier nicht so sehr. Also fummelten die Grafiker so lange an der Figur herum, bis „das Cosytier“ herauskam, das kleine rosa Flauschdingens, „so weich dass man es blind erkennt“.

Dann fanden wir heraus, dass Marketing und Verkauf bei Bunzl & Biach nur aus zwei Personen bestand, die heillos überfordert waren. Als schrieben wir für sie nicht nur die Marketingstrategie, sondern entwarfen präzise Verkaufspläne. Das ging so weit, dass wir einzelnen Vertretern die genauen Verkaufsmengen vorschrieben. Luigi, mein Chef, hatte sein Handwerk bei Procter & Gamble gelernt, während meine Vertretererfahrungen bei Braun und l'Oréal zum Tragen kamen, wir organisierten die gesamte Vertreterkonferenz, inklusive Moderation.

Was soll ich sagen: Schon im ersten Jahr gingen die Verkaufszahlen von Cosy steil nach oben.

Detail am Rande: Das Zeug wird zum Grossteil aus Altpapier hergestellt, um es am Ende weiss zu kriegen, muss man es fürchterlich bleichen, was eher bäh für die Umwelt ist. Also färbten die Leute es rosa ein (daher auch der Pink Panther), wobei Rosa nicht so appetitlich ist wie Weiss. Aber mit der richtigen Strategie liess sich eben auch das rosa Zeug verkaufen.

Fazit: Mit Werbung kann zwar nicht das Unmögliche möglich machen, aber so kleine Einstellungen lassen sich allemal korrigieren.

Ungefähr in diese Zeit fielen auch meine Versuche, mich politisch etwas mehr der Mitte zu nähern. Das war damals gar nicht so leicht, denn die Sozialdemokraten – damals noch die Sozialistische Partei – waren, besonders in Wien, eine dumpfe, verfilzte Partei, so wie diejenigen, die später auch den Bau des Atomkraftwerkes unbedingt wollten (und heute noch die Lobau-Schnellstrasse samt Tunnel). Und sehr viel was anderes – ausser der damals noch stramm stalinistischen KPÖ – gab's nicht.

Da bot sich erstaunlicherweise die ÖVP an. Ihr liberaler „Linksaussen“ Erhard Busek trat als neuer Stadtparteivorsitzender an, um der schlappen Bürgerlichkeitspartei etwas mehr Wumms zu verschaffen. Keine Angst, es ist ihm à la longue eh' nicht gelungen, aber der Anfang war teilweise vielversprechend. Er gründete das Wiener Stadtfest und scharte eine Reihe von jungen Leuten um sich, die er die „Bunten Vögel“ nannte. Wir zogen aus, um in den einzelnen Bezirken für ihn zu werben, unter anderem in den zehnten Wiener Bezirk, an sich eine stolze rote Hochburg, auch noch heute. Aber die rote Stadtregierung hatte dem Bau der Tangente am Laaer Berg in der so genannten „Hanson Kurve“ bis auf Steinwurfweite an die dort gelegenen Wohnhäuser zugelassen, was besagte Bewohner, mit Hilfe von Verkehrslärm, ziemlich auf die Palme trieb. Also zog die Blüte der Jungen ÖVP Wien aus, um gut Wind für den Kandidaten zu machen. Worauf es zu folgender Konstellation kam: Wir stehen zu dritt vor einer Wohnungstür in besagtem Favoriten in der Hansonkurve und klingeln, eine leicht verärgerte Bewohnerin öffnet, und ich sage, strahlend: „Grüss G*tt, wir sind die Jungen Vögel vom Kandidaten Erhard Busek, darf ich vorstellen, (nach rechts) Andreas Treichl, (nach links) Manfred Mautner-Markoff, meine Name ist André Iglar.“

Die Dame sah uns kurz an und schlug daraufhin die Wohnungstür zu, und zwar ziemlich heftig.

Offenbar fühlte sie sich verarscht, denn Andy Treichls Vater Heinrich war damals Chef der Creditanstalt, und mein Onkel Hans Iglar Präsident der Industriellenvereinigung, beide fast täglich in den Medien als Vertreter der Wirtschaft, während man den Senf-Manfred nicht weiter vorstellen muss.

Anmerkung am Rande: Meine Mutter war mit Heinrich Treichl gut befreundet, dessen Bruder Wolfgang im österreichischen Widerstand war. Auch die Treichls sind eine grossbürgerlich-kleinadelige Familie mit jüdischen Wurzeln.

Aber all das war der Dame in Favoriten egal.

Geblichen ist von dem ganzen nur das Donauinsselfest, das die Wiener Stadtroten als trotzig Antwort auf das Busek'sche Stadtfest 1984 einführten.

Ach ja, Busek errang bei der Wahl beachtliche 34 Prozent, die SP behielt ihre Absolute, die Freiheitlichen errangen sieben (sic) Prozent, davon kann eins heute ja nur träumen. Und das war's dann. Die Wiener ÖVP war schon damals und ist auch heute noch eine richtig spiessige Kleinbürgerpartei, dementsprechend wurde Busek aus Wien hinauskomplimentiert und ging in die Bundespolitik, wo er unter Vranitzky Minister war. 1995 wurde er an der Parteispitze der VP durch Wolfgang Schüssel abgelöst. Seine Absetzung war Folge einer Kampagne durch Hans Dichand, den damaligen Herausgeber der Kronen Zeitung.

Seufz Ja, das waren Zeiten. Aber heute ist ja alles besser. *duck*

Was auch nicht stimmt: Früher konnte eins zum Kameel auf drei Brötchen gehen, ohne sich zu genieren. Was ich ja auch getan habe, zwei Jahre lang. Man konnte beim Kameel damals auch schon richtig essen, im Nebenzimmer rechts, da führten wir unsere Kunden hin und assen dann Schöberlsuppe und Wiener Schnitzel, und die Kunden freuten sich. Ja, auch damals waren schon mehrheitlich die Kaschmirsakkoträger dort unterwegs, aber ich trug ja auch eins.

Vor kurzem starb meine Mutter, ihre Lieblingskirche war die Peterskirche, also liessen wir die Seelenmesse dort lesen und gingen anschliessend zum Kameel. Da hab ich mich umgesehen und mir gedacht: Brrrr. Aber das war ja auch fast vierzig Jahre später.

Egal, meine bürgerlichen Experimente waren nach zwei Jahren Klopapier beendet, ich hängte meine Kaschmirsakkos in den Kasten, besorgte mir bei Kleiderbauer zwei Wollsakkos und ging zur Stadt Wien.

So abrupt wie das klingt war das gar nicht. Ich wollte nur wieder einmal etwas Handfestes machen statt nur Staubzucker blasen (Wie spät ist es? Wie spät hätten Sie's denn gern?) und erstaunlicherweise bot die Stadt da eine Möglichkeit. Nämlich: Ausgeschrieben war die Leitung des Donauzentrum und zusätzlich die des soeben eröffneten Zentrum Simmering.

Ja ja, das hat eins ja schon fast wieder vergessen: Nach dem grossen Erfolg der Shopping City Süd und damit ihnen nicht noch einmal so ein fetter Steuerbrocken vor der Nase weg geschnappt wird (bekanntlich liegt die SCS in Niederösterreich) entschloss sich die Stadt Wien, ihre Einkaufszentren selber zu bauen und zu betreiben.

Und der Gag daran war: Zum Zentrum Simmering gehört auch ein grosser Veranstaltungssaal, sieben hundert Leute passen da rein, wenn ich mich richtig erinnere, jedenfalls gehörte es zu meiner Aufgabe, den Saal zu bespielen. Kostendeckend, wie immer wieder betont wurde. Und auch die Partei hätte hier keine Vorrangstellung, wurde mir extra eingebleut.

Wer sass, zwei Tage später, in meinem Büro in Simmering? Richtig, der Bezirksparteiobmann. Und wollte mieten, ohne zu zahlen. Und das wäre immer so

gewesen. Ich verkniff mir eine entsprechende Antwort und blieb freundlich ablehnend. Und er möge sich doch an die Geschäftsleitung wenden, mir seien da die Hände gebunden.

Er zog dann leicht grantig ab und ich habe ihn nie wiedergesehen. Einmal hat ihn mein Chef mir gegenüber erwähnt, ich hätte nicht so abweisend sein sollen. Offenbar hatte er sich im Rathaus beschwert. Aber den Saal hat er nicht bekommen.

Egal, dafür habe ich veranstaltet.

Zu allererst die Ideal. Damals war gerade Neue Deutsche Welle angesagt, und die Ideal waren die ersten bekannten Vertreter. Es war ihr erstes Auslandskonzert, wir spielten sie an zwei aufeinander folgenden Abenden und waren restlos ausverkauft.

Ich sollte ja auch etwas für die Simmeringer Pensionisten veranstalten, also hantelte ich mich durch die diversen Angebote und probierte auch ein paar, aber es kam kein Aas.

Kostendeckend? Jugendkultur.

Also veranstalteten wir die Hallucination Company von und mit Ludwig „Vickerl“ Adam, bei dem alle, aber wirklich fast alle Größen der heimischen Musikszene gespielt haben, unter anderem auch Hansi Hölzl. Es war noch vor seiner Metamorphose zu Falco, aber nach dem ersten Erscheinen des „Kommissar“, den sie dann auch gespielt haben, vor – klar – ausverkauftem Haus. Herr Hölzl probierte damals gerade das Arrangement zu seinem Kommissar, unter anderem den Bluegrass Schlag nach dem ersten Refrain. Und weil er immer schon eitel war, trug er zu seinen Auftritten eine Lederjeans, glänzend, und wirklich wirklich eng, so dass er darunter keine Unterhose trug, weil ja sonst uncool.

Es ist schon spät am Abend, alle sind schon gegangen bis auf ein paar von der Band, ich stehe mit dem Schlüssel vor dem Hauptschalter und schreie „Mia gengan jetzan“. Nur: Die lieben Kollegen hatten dem Hölzl seine Unterhose versteckt. Also trat damals noch nicht Falco ganz uncool im Unterleiberl und unten ohne an, nur mit einem Handtuch verdeckt, und brüllte „es Oaschlecha, wo san meine Unterhosen“ vor und hinter der Bühne, und sonst noch ein paar Dinge, die ich hier nicht zitieren möchte.

Meine bleibende Erinnerung an Falco.

Ich hab ihn später noch ein paar mal getroffen, in seiner Wohnung im siebten Bezirk mit diesem ur-abenteuerlichen Aufzug, da war er eigentlich sehr nett und darüber hinaus gerade auf deprimiert.

Angefeuert von unseren Erfolgen, veranstaltete ich dann auch noch den Stefan Weber mit seinen Drahdwaberl. Leider war das an einem Samstag, und der Sohn vom Chef führte seine Freundin aus „ins neue Zentrum“ und zu einer angeblichen Jugendband. Der dem Wiener Aktionismus sehr verbundene Stefan Weber warf bei seinen Auftritten mit Ketchup als Blut und Mayonnaise als Ejakulat, alles mit präzisen Anweisungen, fast so schön wie beim Off-off-Broadway „Living Theatre“, nur dem Sohn vom Chef war das eindeutig zu progressiv und am Montag darauf wurde mein Anstellungsverhältnis gelöst. Auch gut.

Ach ja: Ein paar Jahre später hat die Stadt Wien ihre Einkaufszentren verkauft. Und nach dem Veranstaltungssaal in Simmering kräht heute kein Hahn mehr. Just so you know.

* * * * *

Ich habe keine Ahnung, wie die von Hewlett Packard gerade auf mich kamen, wahrscheinlich über Ö3, wo ich immer wieder tätig war zwischen meinen Anstellungen, weil die immer Mitarbeiter brauchten. Jedenfalls war es so, dass ein österreichisches Mädchen einen Programmierwettbewerb gewonnen hatte in Form einer Reise nach Silicon Valley, und ich sollte sie als Ö3-Reporter begleiten.

Wir flogen schick nach London und wurden im Hilton on the Park untergebracht, wahrscheinlich hatte HP dort ein Kontingent. Das Mädchen war beeindruckt, ich tat gelangweilt, war es insgeheim aber auch, weil Hilton on the Park war weit jenseits meiner finanziellen Möglichkeiten – ich hätte mir dort nicht einmal ein Scone zum Tee leisten können.

Ich weiss jetzt auch nicht mehr, ob wir Business oder Holzklasse flogen, jedenfalls ging es direkt nach L.A. und von dort nach San Francisco, alles mit Limousine und so.

Die junge Dame war damals Trainee bei der IT von Shell, den Mineralölfuffis, bei denen damals ein Onkel von mir, Peter Mieling, Generaldirektor war, was natürlich noch einmal Grund zum Eindruck schinden war. Egal, sie hat dort in COBOL an einer S/360 programmiert. Das muss sich eins – im Verhältnis zur heutigen PC-Architektur – als absolut vorsintflutlich vorstellen, also so computermässig. Das waren riesige Maschinen mit Trommelspeicher und Bandmaschinen, mit Tastaturen die mehrere Kilo wogen und die einen halben Tag zum booten gebraucht haben, bis alle Extensions geladen waren. COBOL (Common Business Oriented Language) war die erste Programmiersprache, mit der die ersten kommerziellen Grossanwendungen geschrieben wurden, und wurde im übrigen mehrheitlich von Frauen entwickelt, alles voran Grace Hopper.

Die junge Dame war aber keine Grace Hopper, sondern ein pummeliges Wiener Mädel, die ihren Job nicht als Berufung ansah, so wie die Jungs in *Generation X*, sondern als Broterwerb, als nine-to-five Job. So schreibt sich aber, wie wir seit *Generation X* wissen, keine erfolgreiche Software.

Ich, frisch aus einer gut laufenden Werbeagentur ausgestiegen, sah vor meinem geistigen Auge die phantastischen Möglichkeiten, die Computer für den Alltag einer Agentur böten, weil da in Wirklichkeit mit ganz vielen Einzelterminen jongliert wird, denn so eine Agentur soll ja nicht nur tolle Ideen haben, sondern sie auch umsetzen können, und da ist leider völlig unkreative haftlmacherische Pitzlerei und Genauigkeit vonnöten, damit dann am Ende nicht nur ein zufriedener Kunde (und vielleicht auch ein Werbepreis), sondern auch ein Reingewinn überbleibt.

Wieso ich mir dann eingebildet habe, mit der jungen Dame als Programmiererin so eine Software auf die Silikonplatte zu bekommen, ist mir im Nachhinein auch rätselhaft. Ich hab mit ihr auch ein Pantscherl gehabt, vielleicht deshalb. Wir gründeten eine Gesellschaft nach bürgerlichem Recht, mieteten im Haus von Y&R in der Marc Aurel Strasse ein kleines Büro und nannten uns SAM – Systems for Applied Marketing. Ja, heute gesehen ein doofer Name, aber es ist egal, knapp ein Jahr später haben wir den Laden sowieso dicht gemacht und das Türschild von damals hängt bis heute bei mir im Klo.

Die Idee finde ich nach wie vor gut, aber sonst war alles falsch gedacht und gemacht. Damals kam gerade die ersten AT286 raus, es gab kein Netzwerk, und der Personal Computer wurde gerade geboren, heisst: es hätte auch keine Hardware gegeben, auf der das ordentlich hätte laufen können. Und ganz sicher nicht mit uns, da wären andere Programmierkapazitäten notwendig gewesen.

Ich schreibe hier so vorsichtig, weil das Mädchen inzwischen eine Dame ist und ich keine Ahnung habe, wo sie jetzt ist und was sie macht, aber wir sind im Unfrieden geschieden, denn sie warf mir vor, sie mit der Steuer alleine gelassen zu haben. Nachdem wir nie einen Gewinn gemacht haben, dürfte das nicht allzu viel gewesen sein, nehme ich mal an, ich jedenfalls hab ihr ein ganzes Jahr ein fixes Gehalt ausbezahlt und bin mit 600k (allerdings noch Schilling) in die Miesen geraten. Und ja, ich hab alles brav abgezahlt ohne Pleite zu machen, ganz alleine und über ein Jahrzehnt lang, und war auf meinem Konto ewig im Minus. Aber heute bin ich im Plus, ein bisserl, aber immerhin, und es ist immer noch dieselbe Bank.

So weit mein Ausflug in das freie Unternehmertum.

* * * * *

Während all diesen Jahren kamen zwei Kinder in die Ehe und die Ehe selber ging nach sieben Jahren krachend kaputt. Und nein, ich habe mich wahrlich nicht mit Ruhm bekleckert in der ganzen Angelegenheit. Meine mittlerweile geschiedene Frau auch nicht, aber das ist nicht das Thema.

Fakt ist: Ich bin Knall auf Fall, nach mehr als sieben Jahren und knapp vor der Geburt unseres gemeinsamen Sohnes ausgezogen. Und nie wieder zurück gekommen. Und das hätte eins eindeutig besser handhaben können.

Aus heutiger Sicht gesehen ist es erst einmal bemerkenswert, dass auch in den 35 Jahren nach meiner Scheidung jede Beziehung mit mir schief gegangen ist – also bin ich auf jeden Fall kausal dabei. Allein um zu begreifen, dass Isabella ein missbrauchtes Kind war und was das eigentlich bedeutet, habe ich über zwanzig (weitere) Jahre gebraucht.

So gesehen ist meine Standard-Ansage „ich hätte sie an der Hand nehmen und in eine Paartherapie gehen sollen“ völlig am Thema vorbei. Ja, sie wäre wahrscheinlich mitgekommen. Aber geholfen hätte es nichts. Schon deshalb nicht, weil weder sie noch ich – damals – der Meinung waren, wir hätten vielleicht unter Umständen so ein kleines Trauma irgendwo im Hintergrund herumliegen. Also schon mal in der erste Phase ausgeschieden: Keine Problemeinsicht.

Trotzdem: Miteinander reden hätte vielleicht doch etwas gebracht. Zum Beispiel die Erkenntnis, dass eins nicht in eine Ehe geht, ohne dem Partner den Missbrauch zu erklären. Man hätte auch ganz viel reden müssen, aber wer weiss, was es gebracht hätte.

Und auf jeden Fall hätte man die – wahrscheinlich unausweichliche – Trennung deutlich sanfter anmoderieren können, auch für die Kinder und so.

So, wie es gelaufen ist, ist es ganz grundsätzlich falsch gelaufen. Aber das ist in den meisten Fällen so. Ich habe mir das sieben lange Jahre gegeben, und dann ist innerlich irgendwie ein Faden gerissen und ich wollte einfach nur mehr raus. Je öfter ich diesen Satz lese, desto mauer wird er. Aber ich habe bis heute keine andere Einsicht ausser: Augen zu und durch.

Gut, dass wir darüber auch geredet haben.

Kapitel 12

I don't want to ball around and just live out my life

Like everybody else

The Kinks (Like Everybody Else, Single B side)

Ungefähr zu dieser Zeit reifte in mir der Entschluss, mit dem Herumalbern in verschiedenen Berufen aufzuhören und endgültig Journalist zu werden (sein? bleiben?), obwohl es da finanziell weit weniger rosig aussah, weil feste Anstellung im Journalismus gab's für unsereinen keine. Aber irgendwie ging sich das alles immer wieder aus. Halbwegs. Ich hab mir unendlich oft Geld ausgeborgt (und es nach bestem Wissen und Gewissen zurückbezahlt) und mich halt so durchgefrettet.

Hier verliere ich auch ein wenig die Übersicht über meine Timeline, ich weiss zwar was passiert ist und was ich dabei gemacht habe, aber die Datierung gelingt mir nicht. Oder nicht immer. Also erzähle ich jetzt ein wenig von meinen Reisen.

Ungefähr zu dieser Zeit hat mich der ORF gefragt, ob ich nach Schwarzafrika fahren würde, eine Reportage zu machen. Selbstverständlich habe ich zugesagt. Zwei Wochen später sass der kleine Iglar im Flugzeug nach *Bangui*.

Nach bitte wohin?

Bangui ist die Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik, am gleichnamigen Fluss, der auch die Grenze zur demokratischen Republik Kongo ist, der ehemaligen belgischen Kolonie Kongo.

Bangui liegt sozusagen im Herzen Afrikas, das aber auch, wie wir seit Joseph Conrad wissen, das Herz der Dunkelheit ist. Es gibt einige solcher Orte auf dieser Welt, wo diese mit Brettern vernagelt zu sein scheint: Bangui ist ganz sicher einer davon.

Und was bitte will der ORF von einem derart g*ttverlassenen Ort berichtet haben? Ganz einfach, die hatten dort ein Kaiserreich. So richtig mit einem – selbstverständlich schwarzen – Kaiser, auf einem goldenen Kaiserthron und einem Kaiserpalast und einer im Fernsehen übertragenen Kaiserkrönung. Und einer relativ kurzen Existenz, genauer gesagt vom 4. Dezember 1976 bis zum 20. September 1979, exakt zwei Jahre, 9 Monate und 16 Tage. Steht alles in Wikipedia.

Das war das Briefing: Iglar, fahr hin und berichte, was da eigentlich los war.

Das kann man natürlich so machen wie Kollege Michael Jeannée von der Kronenzeitung (der im übrigen tatsächlich mal Kriegsberichterstatter war). Der war knapp vor mir dort gewesen, liess sich „von den Eingeborenen“ die Käfige

zeigen, in denen angeblich Schulmädchen an Krokodile verfüttert worden waren, und schrieb darüber eine Doppelseite in der Krone, eine klassische Click-bait-Geschichte, noch bevor das Wort erfunden worden war, aber die Schaffung von Wirklichkeiten in den Boulevardmedien war damals dieselbe wie heute.

Ich wollte das aber ordentlich machen und fuhr daher zu allererst nach Paris, Hintergrundinformationen sammeln, denn die Zentralafrikanische Republik war der südlichste Zipfel des französischen Kolonialreiches in Afrika gewesen und 1960 in die Unabhängigkeit entlassen worden. Und bevor es das Internet gab, empfahl sich immer ein Trip nach Paris und dort durch viele kleine, meist linke Buchläden auf der Suche nach Informationen. Frankreich liebt Bücher, es erscheinen dort pro Kopf der Bevölkerung mehr als drei mal so viele wie etwa in Deutschland, so ein Trip ist meistens lohnend. Und viel mehr ausser dass es sie gab war über die Zentralafrikanische Republik in Wien nicht zu erfahren.

Als Frankreich seine afrikanischen Kolonien in die Unabhängigkeit entliess, geschah dies immer nach dem gleichen Muster. Erstens sind so gut wie immer verschiedene Ethnien in einem Staat zusammengefasst, mit entsprechend vielen Dialekten, so dass die Staatssprache Französisch blieb. Dadurch nach wie vor eng mit dem frankophonen Universum verbunden, blieben auch die wirtschaftlichen Interessen bestehen, sprich: Es blieb wie vor der Unabhängigkeit, sie lieferten Rohstoffe und kauften dafür französische Produkte, aber jetzt waren sie halt unabhängig dabei. So gut wie immer gab's auch eine militärische Präsenz, die darüber wachte, dass das Ganze nicht allzu sehr aus dem Ruder lief, und fertig. Das hat bis in die Nullerjahre hinein ganz gut funktioniert, erst Jaques Chirac und nach ihm Nicolas Sarkozy haben die klassische französische Afrikapolitik nach dem zweiten Weltkrieg beendet.

In Wirklichkeit war und ist die europäische Kolonialpolitik in weiten Teilen Afrikas eine Katastrophe. Angeblich hat sich ja Homo Sapiens aus Afrika kommend über die ganze Welt verbreitet, schliesslich ist die Gattung Homo an sich seit 300.000 Jahren in Afrika fossil belegt. Worauf ich hinaus will ist, afrikanische Strukturen in Sachen Zivilgesellschaft und Gemeinschaft waren vielleicht in den Augen der Europäer rückständig oder simpel gestrickt oder anachronistisch, pick any, aber sie waren auf jeden Fall älter als alles, was wir in Europa aufzuweisen hatten, und sie hatten auch ganz gut funktioniert, danke der Nachfrage. Ja, keine Aufklärung, keine Zivilisation, kein Wasserklosett und keine langen Wochenenden, aber sie waren vor allem an die vorhandenen Gegebenheiten angepasst.

Was das für Zentralafrika bedeutet, ist einfach erklärt. Die Natur im tropischen Urwald ist grenzenlos fruchtbar und gleichzeitig grenzenlos zerstörerisch. Alles, was eins so baut, selbst schwerster Stahlbeton, ist in wenigen Jahren überwuchert, zerborsten, verschwunden. Auf den anderen Seite wächst immer gerade was zum

Essen, viel mehr als es einfach pflücken ist nicht notwendig. Also waren die lokalen Bewohner in kleinen familiären Gruppen strukturiert, die durch den Urwald zogen und sich immer wieder niederliessen, um die neue Gegend abzuernten. Und wozu arbeiten und sich abrackern und etwas aufzubauen, wenn es der Urwald sowieso gleich wieder auffrisst. Und auf der anderen Seite: Wozu Vorratswirtschaft – irgendwas zum Essen wächst immer vor der Tür und wartet nur darauf, gepflückt oder ausgegraben zu werden.

Grösstes moralisch-gesellschaftliches Pfuigack: Zu lange an einem Ort bleiben und die dortige Natur nachhaltig zu zerstören.

Das hat zehntausend und möglicherweise mehr Jahre ganz passabel funktioniert, dann kamen die Europäer und haben alles zerstört. Und im Falle von Bangui ist das gerade einmal knapp zweihundert Jahre her, dass sie da angekommen sind, die guten weissen Menschen mit Schulen und Krankenstationen samt dazugehörigen Krankheiten und Beamten und Missionaren und dem ganzen anderen Zivilisationsplunder. Dementsprechend dünn ist der Lack von „Zivilisation“, und ebenso schnell ist er wieder ab, wenn es drauf ankommt.

Nicht dass die Schwarzafrikaner immer so friedvoll gelebt hätten, da gab es jede Menge Stammeskriege und Beutefeldzüge und was halt sonst so dazu gehört, aber die Regeln waren überschaubar und für alle verständlich. Dann kamen die (meist weissen) Kolonialisten und zerstörten mehr oder minder alles, dann wurden Grenzen gezogen nach reinen Machtinteressen der Kolonialherren und dann, knapp hundert Jahre später: Ups, es tut uns leid, wir haben's ja nicht so gemeint, wir gehen wieder. Oder auch: Wir schenken euch die Freiheit, Schwamm drüber.

Wobei: In einem Umfeld wie dem Urwald (oder der Wüste) sind territoriale Konzepte sowieso nicht durchsetzbar, weil völlig sinnlos. Ich mein, was macht eins mit einem Hektar Urwald? Nach spätestens drei Jahren ist alles abgeerntet und wächst auch nicht mehr nach. Eins kann ihn noch roden und darauf Bananen oder Kakao anbauen, aber die Bodenkrume ist zu dünn und dann ist auch der Regenwald futsch. Aber das nur am Rande.

Und so mischten in den späten 60ern und 70ern die neuen Unabhängigen ihre alten Stammes- und Klantraditionen mit den Errungenschaften der Neuen Zeit wie Maschinenpistolen und Stacheldraht und schicken Staatslimousinen und es entstanden die Nachfolgestaaten, als Zerrbilder ihrer europäischen Ex-Kolonialherren.

In den siebziger Jahren war aber der Zerfall, wie er heute dort herrscht, noch nicht so weit fortgeschritten. Noch gab es eine französische Militärmission in

Zentralafrika, der Kommandant hiess Colonel Mention, und das Papier mit seiner Unterschrift brachte mich problemlos durch alle Kontrollen und Strassensperren.

Das mit dem Kaiser ist schnell erzählt. Nach der Unabhängigkeit hatte sich ein Häuptling namens David Dacko an die Macht gebracht, gegen den putschte der in der französischen Armee ausgebildete Jean Bédel Bokassa zwei Jahre später, und weil er einen deutlichen Punkt setzen wollte, baute er das Land zu einem Kaiserreich um und krönte sich selbst zu Bokassa dem Ersten.

Das war von seiner Seite aus gesehen lange nicht so seltsam, wie es uns scheint. Von den Einheimischen identifiziert sich kein Aas mit der „Zentralafrikanischen Republik“, dafür alle mit ihrer Familie, mit dem eigenen Klan und mit der eigenen Ethnie, der einheitlicher „Staat“ existiert nur auf dem Papier. Aber ein Kaiserreich, das haben andere nicht, das könnte eine funktionierende Projektionsfläche für ein Nationalgefühl bieten.

Die Franzosen liessen ihn gewähren, im Gegenteil, sie fanden ihn lustig, den „petit roi nègre“ (ja, das ist rassistisch) und ausserdem hat es sie nichts gekostet, denn die Rechnungen zahlte alle Libyen, dessen Staatschef Muammar Gaddafi von einem Pan-Afrikanischen Reich träumte, selbstverständlich mit ihm an der Spitze.

Und Libyen ist auch das Stichwort: Als Bokassa nach einiger Zeit begann, Überlegungen anzustellen, ob es sich nicht lohnen würde, die französische Militärpräsenz gegen eine aus Libyen auszutauschen, die würde dann auch nicht so viele lästige Fragen stellen in Sachen Korruption und Menschenrechte, war im französischen Aussenamt am Quai d'Orsay schlagartig Schluss mit lustig.

Weshalb eine Woche später um drei Uhr früh zwei Transall C-160F mit jeweils 93 Fremdenlegionären an Bord auf dem Flughafen von Bangui landeten und die Episode Kaiserreich damit sang- und klanglos beendet war.

Das mit den Schulmädchen und den Krokodilen, an die sie verfüttert worden sein sollten, konnte ich nicht verifizieren, schon alleine deshalb, weil es in Bangui keine Krokodile gab und auch keine Spur von ihnen zu finden war, in Form von Käfigen, zum Beispiel. So viel zu Wahrheitsfindung in der Kronenzeitung, aber das wussten wir ja schon. Egal, denn sowohl unter Bokassa als auch seinem Nachfolger und Vorgänger David Dacko, sind ganz sicher jede Menge Menschen gefoltert und umgebracht worden, wie in anderen Nachfolgestaaten auch.

Bokassa selbst wurde von der französischen Armee ausser Lande gebracht und erhielt in Frankreich Asyl und eine Pension. Später kehrte später nach Bangui zurück, wo er im Alter von 75 Jahren einem Herzinfarkt erlag.

Persönliche Erfahrung: Bangui war bislang die einzige von mir besuchte Hauptstadt eines Landes, selbst in Afrika, in der des Nachts streunende Hunde das Sagen haben. Ich jedenfalls bin eines Abends beim Nachhaus kommen zu meinem Hotel die letzten zwei Kilometer rückwärts gegangen, damit mir keiner

der Köter, die mich begleitet hatten, in die Kniekehle beißen konnte. Und ja, ganz wohl war mir bei der Sache nicht.

Das Hotel selbst – im übrigen das einzige vor Ort – war ein Ableger einer (selbstverständlich französischen) Billig-Hotelkette und sollte nach mir zugesperrt werden, ich war der letzte zahlende Gast. Jedenfalls bot mir der Hotelmanager, ein junger Franzose, an, die letzten Tage meines Aufenthaltes bei ihm in seiner Dienstwohnung zu schlafen, nicht nur weil er mir Geld ersparen wollte, sondern weil es ihm so möglich wurde, das Hotel sofort zu schliessen und die letzten Mitarbeiter nach Hause zu schicken, für die jetzt schon kein Geld mehr da war. Die Herren Manager jedenfalls hatten sich schon vorher abgesetzt. Natürlich mit der Handkassa.

So viel zu Bangui, Hauptstadt im Herzen der Finsternis.

* * * * *

Ich bin im Auftrag des ORF noch ein zweites Mal nach Afrika gefahren, diesmal an die westafrikanische Elfenbeinküste. Das war schon deshalb spannend für mich, weil ja meine Ex-Freundin Fabienne dort teilweise aufgewachsen war und mir von dem Land erzählt hatte. Das Briefing: Dort wurde eine Kopie des Petersdoms in Rom errichtet, Fassungsvermögen 11.000 Gläubige, mitten in der Einöde, wo sonst absolut nix ist. Bitte eine Reportage.

Im Gegensatz zur Zentralafrikanischen Republik, wo Frankreich ausser einer Diamant- und einer Uranmine keine Investitionen getätigt hatte, waren an der Elfenbeinküste französische Siedler ins Land gekommen, das im übrigen mehrheitlich aus Savanne und nicht Urwald besteht, die Portugiesen waren dort als erste Europäer schon vor vierhundert Jahren gelandet und hatten unter anderem Kaffee und Kakao mitgebracht.

Auch war der erste Präsident nach der Unabhängigkeit 1960, Félix Houphouët-Boigny, ein nach afrikanischen Massstäben friedfertiger Herrscher, unter seiner Führung wurde das Land zum weltgrössten Exporteur von Kakao und zum reichsten Land der westafrikanischen Wirtschaftsunion. Noch in den Siebzigern konnte eins am Busbahnhof in Abidjan lesen: Der Bus nach Bouaké fährt um 16:30 und kostet 21 Francs CFA, und er fuhr tatsächlich um halb fünf, und das Ticket wurde ohne Probleme und um 21 Francs CFA ausgehändigt. Für Afrika waren das fast schon Schweizer Dimensionen.

Es gab zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit eigentlich alles, was so ein Land braucht: Es gab eine Verfassung nach französischem Vorbild, es gab ein Frauenwahlrecht und Gewaltenteilung, es gab eine Justiz und es gab ein

Bildungsbürgertum, das sich als *Ivoriens* fühlte. Es gab ein Strassennetz über das ganze Land, was sonst kein afrikanisches Land hatte; es gab Kindergärten und Privatschulen (Fabiennes Mutter hatte eine), und wenn mir Fabienne von ihrer Jugend in Afrika erzählte, dann schwärmte sie von Ausflügen in die *Brousse*, das ist die Savanne nördlich vom Regenwald an der Küste. Es klang immer ein bisschen wie *Out of Africa*, und natürlich fuhr auch Fabienne alleine und mit dem eigenen Pkw.

Dennoch: Auch die Elfenbeinküste ist ein künstliches Produkt irgendwelcher kolonialer Planer, mit einer in Wirklichkeit wild zusammengewürfelter Bevölkerung. Es werden 77 Sprachen gesprochen, dazu kommen noch die Spannungen zwischen dem traditionell muslimischen Norden und dem animistisch-christlichen Süden.

Abidjan, eine Millionenstadt, liegt ganz im Süden an der Atlantikküste, hier ist auch das wirtschaftliche und politische Zentrum. Houphouët-Boigny versuchte, dem Norden mehr Anteil zu geben und verlegte die Hauptstadt nach Norden, sozusagen in die Mitte des Landes, und zwar in sein Heimatdorf Yamoussoukro. In Afrika wird erwartet, dass jeweilige Machthaber etwas tun für ihre Heimat und/oder ihre Ethnie.

Houphouët-Boigny wollte nicht nur für sein Heimatdorf etwas bewirken, sondern auch ein Zeichen setzen gegen den Vormarsch des Islam vom Norden, also liess er eine Kirche bauen.

Und so steht seither tatsächlich eine eins-zu-eins-und-ein-bissi-grösser Replika des Petersdoms zu Rom, aus Vollbeton, in in der offiziellen Hauptstadt Yamoussoukro, in der Mitte von nirgendwo, mit einem Fassungsvermögen von 11.000 Gläubigen, und verfällt langsam. Ich war ja dort, es ist eine Mischung von skurril und unheimlich. Angeblich hatte Houphouët-Boigny gehofft, Yamoussoukro würde so ein christliches Zentrum für Afrika werden, oder so etwas Ähnliches, ich habe leider keine bessere Erklärung.

Im Gegenteil: Houphouët-Boigny starb kurz nach meiner Reise, unter seinen Nachfolgern stellte sich heraus, dass das Land eigentlich doch nicht so westlich-stabil war wie es schien, ein wenig so wie Jugoslawien unter Tito, jedenfalls zerfiel die Côte d'Ivoire in einen muslimischen Norden und einen christlichen Süden, es kam zu einem Bürgerkrieg mit einer Million Binnenflüchtlingen, komplett mit Massakern und Grauslichkeiten aller Art, wer will, kann das alles auf Wikipedia nachlesen. Schlussendlich stand die Kathedrale Unserer Lieben Frau von Afrika mitten in der Frontlinie und ist heute ein absurdes Mahnmal dafür, wie schnell ein Land ins absolute Chaos fallen kann. Und wie selbst ein Land, das alle Voraussetzungen mitbrachte, eine Erfolgsgeschichte zu werden, an seinen eigenen inneren Widersprüchen scheitern kann.

Ach ja: von Abidjan nach Bouaké fährt heute überhaupt kein Bus mehr.

* * * * *

Das waren nur zwei Beispiele, ich hab' für den ORF-Radio (ich habe immer nur für's Radio gearbeitet, so gut wie nie für's Fernsehen) noch ein paar lustige Geschichten gemacht, jeweils eine Stunde lang. Ich fuhr zum Beispiel nach Nordirland und sprach dort nur mit Kindern. Ein andermal fuhr ich einen Tag und eine Nacht mit einem New Yorker Polizeiwagen mit. Dann war ich noch auf einer wirklich einsame Insel im Tyrhenischen Meer, nach Alicudi, auch das gab Stoff für eine volle Stunde.

Alles lässt sich nicht so einfach an einer Zeitlinie erzählen, daher kommt jetzt ein ex tempore darüber, wieso der kleine Iglar immer irgendwohin fahren wollte, wo andere nicht hinfahren.

Es begann, wie so vieles, in Reutte. In Reutte gab es eine grosse Buchhandlung. In Wirklichkeit war es ein Geschäft für Schulsachen, es gab Schulbücher und Hefte und Füllfedern und das ganze Schulgeraffel. Und vorne rechts hatten sie einen Drehständer, wie es sie auch auf Bahnhöfen gibt. Auf Bahnhöfen wird dort meist Reiselektüre angeboten, *Angelique* oder so Fantasyromane. In Reutte wurden auf diese Weise Taschenbücher der Weltliteratur verkauft. Und so erwarb ich, um kleines Geld, die Bücher die mir die Welt eröffneten. Natürlich waren es immer die deutschen Übersetzungen, aber das machte nix. Und wenn doch, habe ich später das Original nachgelesen. Aber das meiste blieb auf Deutsch hängen. *Die Pest* von Camus sowie der andere grosse französische Existenzialist, *Jean-Paul Sartre*, von ihm erwarb ich fast alle Theaterstücke und *Die Mauer* und die *Schmutzigen Hände* (hier schimmert schon durch, warum ich 1968 unbedingt nach Paris musste); ich las aber auch ganz viel von *John Steinbeck* und natürlich *Jack Kerouac*. Und, nicht zu vergessen, *Hermann Hesse*, mit dessen (autobiografischen) Figur des *Harry Haller* in *Steppenwolf* habe ich mich jahrelang identifiziert.

Ein bisserl Anarchie, eine Prise Existentialismus, ein Schuss deutscher Expressionismus und ein Teelöffel US-amerikanische Sozialromantik, da ist schon sehr viel dabei von dem, was mich geprägt hat, fehlt noch die französisch-katholische Sozialliteratur von *Gilbert Cesbron*. Und ganz am Ende die Krönung, der Meister: *Ernest Hemingway*.

Hemingway und Sartre scheinen da nicht wirklich zusammen zu passen, aber das macht nichts, ich war ja auch so ein Widerspruch auf Beinen.

An Hemingway faszinierte mich alles: Eine meisterhafte Beherrschung der Sprache, wie er mit zwei, drei Sätzen eine ganze Situation präzise beschreibt; seine

Suche nach, ja nach was genau war nicht klar, ausser das die Sache nie aufhörte, es sei denn mit dem Tod, aber schliesslich starb Papa ja auf der Suche nach dem ultimativen Kick. Er war absolut nicht intellektuell, dafür lebensgierig und todessehnsüchtig, gepaart mit einer kräftigen Prise Gefühl, nie wirklich entsprechen zu können. Auch Steinbeck war als Kriegsberichterstatter für die New York Times unterwegs, aber aus ideologischer Überzeugung, weil es *the right thing to do* war; Hemingway ging in den Krieg, weil es, in heutigen Worten, einfach geil war, da konnte eins sich noch so richtig spüren. Unpolitisch und ein reiner Macho, nach heutigen Werten politisch so inkorrekt, dass ihn niemand verlegen würde. Ich habe alle seine Bücher verschlungen, Hemingway (und Kerouac) waren Bücher, die ich jahrelang überall hin mit mir schleppte, unzählige Male in Hotelzimmern vergessen, in Flugzeugen verloren und in Zugabteilen liegen gelassen und in der nächsten Buchhandlung sofort wieder erworben,.

Und natürlich wollte in Kriegsberichterstatter werden.

Hummeln im Hintern haben, sagt das Sprichwort. Früher, im Kindheit und Jugend, dachte ich, dass würde besser werden, wenn ich denn aus der Enge der Schulzeit ausbrechen könnte, wenn denn die endlose graue Schulzeit vorbei wäre. Es war genau dieser Antrieb, der mich drei Monate vor der Matura aus der achten Klasse austreten liess: Nur hinaus! Später stellte sich heraus, dass eine Exernistenmatura noch viel schwieriger war und mich noch viel länger einengte. Tja ... aber ich konnte aufstehen, wann ich wollte. Oder so. Irgendwie war das alles noch sehr unbefriedigend.

Genf, Paris, New York ... die grosse weite Welt, das war schon ein bisserl was, aber dann war ich doch wieder in Wien, im alten Trott, also beschloss ich, auf eigene Faust zu reisen. Das fing schon 74 oder 75 an, als ich noch bei Braun war. Einmal im Jahr lud das Management alle Mitarbeiter irgendwo hin *fancy* ein, so wegen Teambildung und so. Und damals war Beirut geplant, das wurde allerdings kurzfristig abgesagt, weil da gerade die ersten Schüsse fielen (aus dem heraus sich dann ein ausgewachsener Bürgerkrieg entwickelte), also wurde auf Athen umdisponiert und der kleine Iglar war sehr frustriert, weil auf Beirut hatte ich mich wirklich schon gefreut. Und als Braun Electric und ich wieder getrennte Wege gingen, fuhr ich – erraten – nach Beirut. Auf eigene Faust.

Von Bürgerkrieg war nicht viel zu spüren, aber ich war ja noch recht unerfahren, was Bürgerkriege betraf. Dennoch war es schon sehr surreal, am Vormittag auf der *Corniche* Croissants und Café crème zu frühstücken, komplett mit feschen Mädchen und entsprechendem Publikum, und nachmittags an der *Green Line* den Bürgerkrieg zu besuchen, der damals noch recht auf Sparflamme köchelte. Aber man konnte der PLO des Yassir Arafat zuschauen, der kurz zuvor aus Jordanien vertrieben worden war (in was später der *Black September* genannt wurde), wie die Palästinenser diesmal fest entschlossen war, den selben Fehler

nicht noch einmal zu machen. Dazu wurde zum ersten Mal für den Häuserkampf ein Zwillingssgeschütz auf die Ladefläche eines Pickups montiert, zwecks Mobilität gepaart mit Durchschlagskraft. Das war so effektiv, dass es heute alle nachmachen. Jetzt wissen auch hier alle, wer's erfunden hat. Bitte sehr, gern geschehen.

Die PLO wurde übrigens, nachdem sich auch die Israelis eingemischt hatten, auch aus dem Libanon vertrieben. Aber da war ich dann nicht dabei.

Ich erzähle jetzt – der geneigten Leserschaft dürfte es schon aufgefallen sein – einfach querbeet, aus dem Nähkästchen, ohne time line.

Weil: Es war ja nicht so, dass meine Reisen bei mir nichts ausgelöst hätten. Zu Anfang bin ich ja stolzgeschwellt in die Welt gefahren, schliesslich würde ich – ja, ich – den wirklichen Unterschied machen, der die Welt bisher davon abhielt, ein besserer Ort zu werden.

Das wurde mir allerdings sehr schnell abgeräumt, nicht zuletzt durch meine Reise in den Sudan.

Da muss ich jetzt ein bisserl ausholen: Als ich das erste Mal in Paris lebte, also in den frühen Siebzigern (ja, das ist jetzt über 50 Jahre her, brrr) war ich grenzenlos verliebt in eine kleine Krankenschwester aus Reims, die für die – damals frisch gegründeten – *médécins sans frontières*, die Ärzte ohne Grenzen, arbeitete. Die hatten ein Lager im 19. Bezirk in Paris (in etwa so wie Simmering in Wien) da stapelten sich alles mögliche Zeugs, das Ganze ähnelte eher einer fly-by-night Organisation als dem, was MSF heute ist.

Mit den MSF habe ich zwei Reisen gemacht, beide irgendwann in den 70ern. Die erste war per Flugzeug nach Bagdad, als dort noch Herr Hussein fest im Sattel sass und Krieg führte gegen die iranischen Mullahs, weswegen er bei den Amis gern gesehen war, deshalb lieferten sie ihm nicht nur Waffen, sondern auch Satelliten-Aufklärung und sonstige Kriegshilfe. Und wir westliche Journalisten waren gerne gesehen, ich hab' an der irakischen Botschaft in Wien sogar einen Arabischkurs gemacht, nicht dass es so viel geholfen hätte, aber anschliessend konnte ich auf fliessend Hocharabisch sagen, dass ich aus Österreich komme (*ana nemsau*) und kein Arabisch spreche (*ana la attakellam al-Arabia*). Ist ja auch was. Jedenfalls liessen die Irakis es zu, dass im Nordirak ansässige Kurden mit ihren kurdischen Brüdern im Iran Kontakt hielten und den MSF ermöglichten, einen ihrer ersten Einsätze zu haben. An sich waren die Kurden im Irak ja auch nicht so doll mit der irakischen Zentralregierung, aber der Zweck heiligt die Mittel, wird sich der Oberindianer in Bagdad gedacht haben, was meinem Feind dem Iran schadet, kann für mich nur praktisch sein.

Die Reise selber war zwar für mich sehr aufregend, weil schliesslich meine erste „echte“ Reise in ein Kriegsgebiet, allerdings waren die MSF viel zu besorgt um mich, als dass sie mich in die Nähe von \$irgendetwas liessen. Aber ich durfte zwei

Tage auf einem Maultier reiten, mein Hintern kann euch heute noch etwas davon erzählen.

Am Ende wurde es etwas hektisch, weil wir ganz plötzlich abreisen mussten. Wieder in Paris, erfuhr ich warum: In Bagdad war, ohne Ankündigungen oder Erklärung, wie das halt in Diktaturen so üblich ist, die Stimmung in Sachen Kurden umgeschlagen, so dass es plötzlich überhaupt nicht mehr sicher erschien, dass uns die irakischen Grenzbehörden wieder ins Land lassen würden. Das erklärte dann auch, wieso die Stimmung bei der Abreise aus Bagdad deutlich kühler war als bei unserer Ankunft.

Also bot mit MSF etwas an, was deutlich weniger risikoreich erschien: Ich sollt ein frisch eingerichtetes Flüchtlingscamp im Sudan besuchen, nur für einen Tag, eventuell ein paar Interviews, eine kleine Reportage ... wir reisten über Äthiopien ein.

Das erste, das Dich anspringt, ist der Gestank. In Reportagen kommt das nicht vor, weil Filme riechen nicht und Papier auch nicht (zumindest sind wir noch nicht so weit) und ausserdem scheint es irgendwie frivol und verächtlich, so viel Elend als Gestank abzutun, aber wenn eins vor Ort ist, lässt es sich nicht überriechen.

Das zweite ist das Fehlen von Geräusch.

Fünftausend Menschen auf einem Platz ist normalerweise ein Haufen Geschrei und Geplapper und Musik und wasauchimmer, gerade in Afrika, so viele Leute machen einfach Lärm. Ausser, sie sind am Verhungern. Es war denn auch kaum ein Laut zu hören.

Am schlimmsten sehen die Kinder aus, mit spindeldürren Armen und Beinen und aufgeblähten Hungerbäuchen und Augen, die dich bis in den Schlaf verfolgen.

Neben mir der ganz junge Arzt von MSF.

„Was fehlt denen denn? Dem, zum Beispiel?“ Ich deute auf das Kind vor mir, das mich schweigend anstarrt.

„Oh, nicht viel. Ein wenig Zucker, ein wenig Wasser, ein Stück Sorghumfladen ... und ein wenig Aufmerksamkeit würden für's erste schon reichen.“

„Und wenn es das nicht bekommt?“

„Dann wird es sterben. Morgen, oder vielleicht erst übermorgen ...“

„Ja, aber da muss man ja was tun.“

„Dafür bist du zuständig. Du sollst nach Europa fahren und dort berichten. Und um dringende Hilfe werben.“

„Aber das dauert ja viel zu lange.“ Ich zeige auf das Kind, das mich noch immer schweigend und teilnahmslos anstarrt. „Kann ich das Kind nicht gleich mitnehmen?“

„Gerne. Wieviele möchtest du mitnehmen? Zwei? Fünfzehn? Ich hab hier hunderte von Kindern, denen es genau so oder noch schlechter geht.“

Erst hab' nur geheult, so von wegen abgebrühter Journalist, am nächsten Tag bin ich wieder gefahren, ganz ohne Kind.

Soviel zu ich werde als Journalist etwas bewirken.

* * * * *

Es gab natürlich auch lustigere Momente. Also lustig – erheiternd, halt. Auf dieser Welt sind nur ganz wenig Dinge wirklich lustig. Aber egal. Viele Jahre später, es ist Dezember 1991, die Sowjetunion zerfällt. Ich besass damals einen BMW 318, da passten in den Kofferraum genau sechs 20-Liter-NATO-Kanister hinein, vielleicht waren es auch nur fünf, ich kann mich nicht mehr so genau erinnern. Aber ich wusste von früheren Fahrten mit eigenem Fahrzeug in die UdSSR, dass Tanken ein echtes Problem sein konnte, ganz abgesehen von der Qualität des Sprits. Also holte ich die Kanister aus dem Keller und fuhr gen Osten, auf „da-will-ich-jetzt-auch-dabei-sein“, ganz ohne Auftrag.

Als erstes schlug ich in Warschau auf, bis dorthin war ich problemlos gekommen. Ich wollte aber weiter, ins Baltikum. Da traf ich einen alten Bekannten, einen US-amerikanischen Fotografen, er hatte ein Transitvisum nach Kaliningrad, aber kein Fahrzeug. Ich bot ihm an, gemeinsam zu fahren.

So mit vierzehn, fünfzehn Jahren habe ich im Schulatlas über der Karte vom Baltikum geträumt, wie es denn dort aussähe, und ob ich dort je hin kommen würde.

Jetzt war ich mittendrin, und es war fast wie ein Traum. Kaliningrad, auf Deutsch Königsberg, ist für mich von je her fix mit Immanuel Kant verbunden, mit ganz viel Backsteingotik und dem Geist der Hanse. Von dem ist nicht viel übrig geblieben, und von der Backsteingotik auch nicht, leider, aber die Russen, die Kant sehr verehren, haben das wenige an Altstadt, was noch da ist, zu erhalten versucht, und sei es auch nur als Ruine, einschliesslich der Kathedrale und dem Grabmahl von Kant.

Erstaunlicherweise hat es der Bahnhof überlebt, 1929 als Hauptbahnhof Königsberg eröffnet, heisst er heute *Juschnij Woxal*, Südbahnhof, mit einer imposanten Statue von *Kalinin* davor. Michael Iwanowitsch Kalinin, von 1919 bis 1946 formell Staatsoberhaupt der UdSSR und von Spöttern „Stalin's beard“

genannt (weil er de facto nix zum Melden gehabt hat) steht noch heute, überlebensgross, in der Stadt die seinen Namen trägt, und weist mit einer grossen Geste nach Westen.

„Des dort hätt' ma machen sollen“, heisst diese Geste bei uns, in diesem Fall besonders passend.

Michael, mein Fotografenkumpel, stand leuchtenden Auges davor und meinte, wenn das Licht von dort-und-dort käme, wäre das ein perfektes Bild. Ich bin farbenblind wie eine Stalltür und diskutiere daher solche Ansagen nicht, vor allem nicht mit Fotografen. Und von dort-und-dort käme das Licht um sechs Uhr früh. Und wenn Michael mich vorher aufweckte und mit starkem Kaffee labte, würde ich ihn auch zu der nachschlafenden Uhrzeit wieder hierherfahren.

Gesagt, getan. Um sechs Uhr früh am nächsten Morgen stand ich, leicht verfroren weil übernachtig, ums Eck vom Königsberger Hauptbahnhof und sah meinem Kumpel Michael beim Arbeiten zu. Und wenn, so Michael plötzlich, er noch einen *shot* von oben machen könnte, zum Beispiel von diesem Balkon dort im obersten Stock ... wir darauf hin schnaufend in den sechsten Stock, diese Tür müsste es sein ... es öffnete ein sehr verblüffter Russe in Unterhose.

Wir wären Journalisten aus dem Westen, erklärte ich im meinem bruchstückhaften Russisch, es wäre für die Sicherheit Europas und den Weltfrieden zwischen unseren Völkern und im Auftrag der Wahrheit und überhaupt wichtig, dass wir jetzt auf seinen Balkon ... *proschij*, bitte sehr, sagte der Unterhosenmann und wies uns zur Balkontür.

Balkone im Ostblock hatten ganz eigene Funktionen, hier wurde gehortet, was es offiziell nicht oder nur schwer gab, weil man es ja vielleicht einmal brauchen könnte. Kartons, zum Beispiel, oder Plastikfolie, Holz und anderes Baumaterial, aber auch Einmachgläser und Benzinkanister. So auch auf diesem Balkon. Michael kämpfte sich durch Kartons und Einsiedegläser und hantierte mit seiner Kamera, dabei vergassen wir unseren Gastgeber völlig.

Der jedoch vergass uns nicht. Und weil Russen warmherzig und gastfreundlich sind, hatte er, als wir ins Wohnzimmer zurück kamen, ein Frühstück aufgedeckt, ganz stilvoll: Schwarzbrot, fetten Speck, Fisch in diversen Zuständen der Zubereitung, und Wodka. Und pro Mann eine Flasche Bier.

Nun war mein Kumpel Michael ein Ami, ein echter, und seine Vorstellung von Frühstück sah ganz anders aus, eher so in Richtung Cornflakes und Müsli, ganz besonders morgens um halb sieben.

„Wenn du das jetzt abschlägst“, sagte ich zu ihm, „beleidigst du ihn tödlich, und es gibt mindestens einen internationalen Zwischenfall“. Zu Michaels Ehre sei gesagt, dass er tapfer einen Bissen nahm und am Bier nippte, was aber nicht

auffiel, denn ich schlug zu. Tipp am Rande: When in Russia, nimm niemals das Fleisch, wenn Du auch Fisch haben kannst.

Ich hab Michael übrigens noch einmal getroffen, fünfzehn Jahre später, da rief er mich an, er sei gerade in Wien und ob ich Zeit hätte? Und dann erzählte er mir, es sei in Papua-Neuguinea gewesen, in den Unruhen in den späten Achtzigern, und mit seinem Chauffeur und seinem Dolmetsch in einen Hinterhalt der indonesischen Armee geraten und erst nach zwei Wochen wieder frei gekommen, wobei es Dolmetsch und Fahrer nicht geschafft hätten. So was kann einem den Nipf nehmen, deshalb hatte ihm die Pariser Agentur Magnum, für die er arbeitete, einen Schreibtischjob angeboten. Und jetzt sei er verzweifelt, weil zum Wiederauf-Tour gehen fehle ihm Mut und Motivation, während der Schreibtischjob lähmend und auch nix wäre.

Du musst eben wissen, wann Du aufhören sollst, durch die Welt zu zigeunern und dabei den Indiana Jones zu spielen. Weil es ist ja ganz schön zu sagen, reise niemals mit mehr Gepäck, als Du auf einmal beim Weglaufen tragen kannst, aber irgendwann geht jedem von uns die Kraft aus für diese Art von Reisen, und dann muss eins sich rechtzeitig umsehen nach einem Flecken, an dem er oder sie es in Frieden aushält, bis der Knochenmann kommt. *Coming in From the Cold* hiess das im Jargon der *foreign correspondents*. Dazumal, in den Achtzigern und Neunzigern, waren das rund 30 Menschen verschiedenster Nationen, Filmteams, Fotografen, Berichterstatter und -erstatte(r)innen, die Kollegen von *Radio France* in Afrika und die von der *BBC* im Nahen Osten ... man traf sie meist dort wo es rummste, sei es eine Naturkatastrophe, sei es ein Putsch oder eine Hungersnot.

Wobei, das klingt alles viel spektakulärer, als es dann tatsächlich war. Denn die Hauptbeschäftigung dabei bestand aus Warten. Warten, dass das Gepäck kommt, der Zug, der Bus, das Flugzeug. Warten auf eine Dreherlaubnis, auf eine Durchfahrerlaubnis, auf das Interview mit dem zuständigen Minister, auf eine Fotografierlaubnis.

Auch während des Zerfalls der Sowjetunion: Das baltische Land Litauen hatte Moskau gerade seine Unabhängigkeit abgetrotzt, in offener Konfrontation zwischen Zivilgesellschaft und Armee bzw. der *Omon*, der Einsatzpolizei. Ein französischer Kumpel, Renauld, und ich beschlossen, den Vorsitzenden des neuen litauischen Parlaments *Vytautas Landsbergis*, das gerade seine Unabhängigkeit von der UdSSR erklärt hatte, zu interviewen. Aber während das Interview selbst in knapp einer Stunde vorbei war, haben wir dennoch so an die drei Wochen dafür investiert: Erst warteten wir auf litauische Einreisevisa, dann fuhren wir von Warschau aus quer durch Weissrussland, meist waren es endlose schnurgerade Strassen mit links und rechts Wald. Natürlich war das auf seine Art aufregend, aber für zwei Tage Autofahren reicht das auch nicht. Nach zwei Tagen begann es zu regnen, am Abend kamen wir zur litauischen Grenze, die jetzt plötzlich

internationale Aussengrenze geworden war. Zöllner mit grünen Capes und Képis standen auf Brettern im Schlamm im strömenden Regen und kontrollierten unsere Pässe, es wirkte alles ein wenig surreal. Und wir haben dort fünf Stunden verbracht, bis wir durchkamen.

Natürlich war es auch aufregend, in das mit Sandsäcken verbarrikadierte Parlament zu kommen, mit den frischen Spuren der vergangenen Schiessereien, aber auch da mussten wir drei Tage warten, bis es so weit war, das Mikrofon aufzubauen und das Notizbuch zu zücken für unser Interview.

Renauld war für den Pariser *Figaro* unterwegs, also haben wir das Interview in Französisch geführt und jeder von uns nahm sich daraus, was er wollte. So weit ich mich erinnern kann, hab' ich das Interview dann dem *profil* verkauft.

Also so durchgehend spannend war's auch nicht.

Heute ist sowieso alles anders, dafür hat schon das Internet gesorgt. Heute würde niemand mehr drei Wochen investieren, um Herrn Landsbergis zu interviewen, das liesse sich alles per Internet erledigen. Und was Bilder betrifft, sieht es heute ähnlich aus. Kaum rummst es heute irgendwo, schon packt irgendein lokaler Kollege sein iPhone aus und stellt ganz tadellose Bilder ins Netz. Ganz abgesehen davon, dass Journalisten „zu meiner Zeit“ aka vor vierzig Jahren noch eine Art Immunität besaßen, vor allem weil meistens alle Streitparteien daran interessiert waren, durch sie eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen. Auch das erledigt heute das Internet, und Journalisten sind seither eher im Weg, denn ihre Recherchen stören das inhaltliche framing der jeweiligen Machthaber.. Oder, anders formuliert: Auch früher sind Journalisten in Krisengebieten umgekommen, *obwohl* sie doch Journalisten waren; aber heute wird dort auf dich geschossen genau *weil* du Journalist bist.

Wie sich überhaupt alles ganz grundlegend geändert hat in Sachen Reisen, in dem dass sich die Zugänglichkeit vieler Orte in den 60 Jahren, in denen ich da über den Globus gondle, oder zumindest über einen Teil davon, ziemlich verändert hat.

Ich schrub ja schon davon, wie ich meine Geographiestunden in der Mittelschule damit verbrachte, über meinem Herder Schulatlas zu träumen von den Orten, an die ich sicher nie in meinem Leben kommen würde.

Die *Kurische Nehrung* war so ein Ort. Wer auf Anhieb weiss, wo respektive was das ist, bekommt jetzt einen Extrapunkt, allen anderen sei erzählt, dass ist an der Ostsee, von Königsberg nordwärts bis Klaipeda in Litauen, der schmale Landstrich, der die grosse Lagune, die dort Haff genannt wird und daher als Kurisches Haff im Atlas figuriert, von der offenen Ostsee trennt, ein bisserl so wie die *murazzi* in der Lagune von Venedig, nur viel grösser und länger. Weiter südlich gibt es noch so ein Haff, an dem Königsberg selber liegt und das fast bis Danzig

reicht, die Deutschen in Ostpreussen nannten es *frisches Haff*, Gott alleine weiss warum, während die Polen, immer bestrebt, alles Deutsche auszumerzen, es heute *Ziglav Wiślany* also südliches Haff, nennen.

Wobei: Wenn deine beiden grossen Nachbarn dich im Laufe der Geschichte zwei Mal von der Landkarte radiert haben, ist es durchaus verständlich, wenn du bei Gebietsansprüchen ein wenig empfindlich bist, und die drücken sich nun mal auch in Flurnamen aus.

Egal, wir fuhren mit dem Pkw auf beiden. Wobei, auf dem mittlerweile russischen frischen Haff ist ganz am Ende, also im Norden, in Sichtweite der Stadt Königsberg, eine Festung und ein Militärlager, augenscheinlich zur Verteidigung der Hafeneinfahrt. Und ein – verblüffend freundlicher – russischer Offizier meinte, bei aller Liebe und Revolution könnten wir dann doch nicht einfach durch den Militärstützpunkt fahren, und ausserdem gebe es an der Einfahrt keine Brücke und auch keine Fähre und wir müssten daher jetzt wieder Richtung Danzig zurück fahren.

Dann gab es noch die Orte, deren Name alleine Aufregung und Abenteuer verhiessen. Casablanca, zum Beispiel, oder Samarkand. Oder Timbuktu.

Casablanca stellte sich als ganz grosse Enttäuschung heraus, der Mythos lebt wirklich ausschliesslich vom gleichnamigen Film. Casa, wie die französischen Kollegen die Stadt nennen, ist einfach, mit rund 4 Millionen Einwohnern, eine ziemlich grosse Stadt in Nordafrika, dafür hat sie keine Altstadt, keine Armenviertel, keinen *Souk*, nichts was an zweitausend Jahre Geschichte erinnern könnte, selbst die Medina ist, bis auf ein paar Gebäude, verschwunden. Im Wirtschaftsboom der siebziger und achtziger hat der damalige König Hassan II die Stadt zu einer modernen Musterstadt umbauen lassen. Und ich bin mir nicht einmal so sicher, ob die Menschen, in einem der neuen, weiss glänzenden Wohntürme, jetzt nicht viel glücklicher wohnen als damals, in ihren kleinen, finsternen und feuchten Wohnungen in der Altstadt. Es ist eben alles eine Frage der Perspektive.

Der zweite Hassankönig hat in Casa auch die grösste Moschee der Welt bauen lassen, schliesslich zählt das Königshaus den Propheten zu seinen direkten Vorfahren, und der König, vor allem im postkolonialen Afrika der Sechziger, wollte sich da nicht lumpen lassen. Es ist so eine Art Eier reiben afrikanischer Potentaten, so wie unsere Liebe Frau von Afrika in Yamoussoukro, wobei die Moschee Hassan II, die tatsächlich so heisst, viel hübscher ist und auch deutlich frequentierter.

Dahingegen ist Timbuktu nur eine ganz grosse Tragödie, ganz ohne Romantik.

Einige von euch werden jetzt sagen, Timbuktu gibt es nicht, es ist eine Sagenstadt, so wie Shangri La im Himalaya. Damit sind sie in guter Gesellschaft:

Einer Umfrage unter britischen Maturanten im Jahre 2011 zufolge waren über ein Drittel der Befragten dieser Meinung. Dabei ist Timbuktu eine ganz reale Stadt, und eins kann da auch hinfahren, also hab ich es getan.

Wir kauften uns in Südfrankreich ein altes Auto um wenig Geld, einen Peugeot, von denen gibt es in Algerien ganz viele, so von wegen möglicher Reparatur, und besorgten die notwendigsten Ersatzteile auf dem nächsten Schrottplatz, um uns damit in Marseille nach Algier einzuschiffen, der Hauptstadt Algeriens, in der Landessprache *Al Dschazair* genannt. Abfahrt nach Süden, in Richtung *Sachra*, auf der Nationalstrasse Nummer eins, nach *Tamanrasset*, nicht ohne in *El Djelfa* reichlich Wasser und Treibstoff gebunkert zu haben; auch haben wir uns zu einer Gruppe zusammengefunden, denn die 2000 km durch die Wüste haben schon viele nicht überlebt, weil sie mit einer Panne liegen geblieben sind. Die Strecke nach Tamanrasset entspricht in etwa einer Reise von Rom nach Oslo, mit dem feinen Unterschied, dass es ab Kilometer dreihundert keine Tankstelle mehr gibt, und sonst auch nicht viel, nicht einmal Sand, nur Steine und Staub, davon allerdings unendlich viel.

Tamanrasset ist nur eine Zwischenstation, aber schon damals wollte eins möglichst nicht im Norden von Mali herumfahren, dort gibt es noch weniger, ausser ein paar *Touareg*, und die waren schon damals nicht immer freundlich. Daher die Reise mit einem Schwenk nach Osten. Ausserdem gibt's in Tamanrasset die Klausur des Einsiedlers *St. Charles de Foucauld* zu besichtigen, der Mann war der Spross einer der reichsten Familien Frankreichs und hatte sich dorthin zurückgezogen, auf zwei mal zwei Meter ohne Fenster, mit gestampften Lehm Boden, in der Mitte von wirklich wirklich nirgendwo.

Auch gibt es einen Nationalpark mit geilen Felsformationen sowie hie und da das obligate französische Wüstenfort, wobei von denen ausser ein paar Grundmauern nix mehr da war, schon damals. Wüste pur, der kleine Iglu ist dann immer ganz glücklich.

Von dort nach Timbuktu in Mali sind es noch einmal rund 2000 km plus die obligate Grenze, was schon damals sehr sehr mühsam war. Insgesamt waren wir fünf Wochen unterwegs, der Peugeot hatte schon irgendwo in Algerien den Geist aufgegeben, aber mit Geduld und Spucke kommt eins auch so weiter, auf abenteuerlich beladenen Lkw, zum Beispiel, oder von Touareg mitgenommen – nein, nicht auf Kamelen, sondern per Landcruiser Pickup.

Als ich endlich in Timbuktu ankam, war die Frustration fast noch grösser als bei Casablanca, obwohl mich die Touareg schon vorgewarnt hatten. Die einstige Millionenstadt, geschrumpft auf rund 50.000 Einwohner, war schon recht zerfallen, kaum etwas erinnerte an die alte Glorie. Gegründet von den Touareg, war sie vom 13. zum 17. Jahrhundert eine der wichtigsten islamischen Universitäten im gesamten Nahen Osten, mit einem unschätzbaren Schatz an

Schriften, von Medizin über Mathematik bis zu Astronomie. Im 15. Jahrhundert war sie eine der wichtigsten Städte Afrikas, reich geworden mit dem Handel von Salz, Elfenbein und Gold und (leider) Sklaven (die Afrikaner waren untereinander auch nicht nett). Mit ihren prächtigen Bauten aus Lehm war sie eine ganz besondere Stadt. Irgendwann auch von den Marokkanern erobert, war sie später für mehr als hundert Jahre Teil des französischen Kolonialafrikas, die Franzosen wollten sogar eine Eisenbahn dorthin bauen, die *transsaharienne*, den Bahnhof und ein paar Kilometer Geleise gab es noch, als ich dort war. Damals waren die Bauten schon ungepflegt, aber die Stadt bestand noch immer fast ausschliesslich aus den typischen Häusern mit den grossen, spitzen Türmen, mit nach oben gebogenen Lehmmauern und herausstehenden Holzpfeilern, die das Haus zusammenhalten. Teilweise waren sie auch bemalt, als die Farbe neu war, war sie sicher auch sehr bunt, damals war schon alles sehr verblichen und sonnenverbrannt, denn als eins der ärmsten Länder der Welt gab es in der junge Republik Mali für Denkmalpflege kein Geld und auch keine Motivation, und die Touareg, deren Kultur da zerfiel, waren in Bamako, der Hauptstadt im Süden, nicht an der politischen Macht beteiligt und wurden daher nicht gefragt.

Dabei ist Timbuktu die zweitälteste Universität Afrikas, nur die Al-Azhar in Kairo wurde schon um die Jahrtausendwende von den *Fatimiden* gegründet. (Auf Europa umgelegt, würde das bedeuten, dass etwa Bologna untergeht, verfällt, und durch die leeren Fenster pfeift der Wind. Damit unsere eurozentristische Weltsicht wieder einmal vorgeführt wird.)

Egal: Schon die Franzosen fanden, vor knapp einhundert Jahren, nur spärliche Überreste. Nach der Unabhängigkeit 1960 war endgültig Schluss. In der Folge kam es zu diversen Aufständen der Touareg, während das Land immer mehr im Bürgerkrieg zerfiel. In den Nullerjahren kamen noch die Islamisten, die erklärten das bisserl, das noch da war, für *haram*, verbrannten die Bücher, die sie fanden, und zerstörten die Jahrhunderte alten Grabmäler geistlicher Gelehrter; als die Regierung, mit Hilfe der französischen Armee, die Stadt zurück eroberte, zündeten die Islamisten noch schnell die Universität an.

(Und ja, ich kenne den Limerick mit „... and Tim booked two“. Und ich finde ihn nicht witzig. #Justsaying)

Als ich Timbuktu wieder verliess, stand sie noch, halbwegs. Ich allerdings, nach fast sechs Wochen Wüste, war schon ziemlich KO und nahm daher einen Bus ins benachbarte Burkina Faso, in meine Lieblingsstadt in Afrika, nach Ouagadougou, von dort brachte mich ein Flug der *Royal Air Maroc* (mit einer Zwischenlandung in – hehe – Casablanca) nach Paris. Dort muss ich ausgeschaut haben wie ein Wildling aus der Wüste, bei der Grenzkontrolle haben die Franzosen mich jedenfalls ziemlich zerlegt.

Dabei ist Timbuktu bei weitem nicht die einzige Stadt, die es so, wie ich sie sah, nicht mehr gibt. Ganz oben auf der Liste steht Aleppo, ehemals zweitgrösste Stadt in Syrien und wahrscheinlich die weltweit älteste Stadt, die heute noch bewohnt wird, was sie rund 8000 Jahre alt macht. Richtig heulen könnte ich, wenn ich daran denke, wie wunderschön die Altstadt war, mit ihren *Hamams* (Badehäusern) und *Madaris* (Koranschulen), mit ihrem holzüberdachten *Suq*, den fein geschnitzten Erkern aus Holz an den alten Häusern, all den Moscheen und Kirchen und Palästen – alles weg, alles verloren, im letzten Bürgerkrieg platt gewalzt, von wem auch immer, obwohl unsere russischen Freunde da ganz vorne mit dabei waren. Vielleicht kann man ja jetzt wieder hin fahren, nur zu sehen dürfte es mehrheitlich nur mehr Ruinen geben.

Ähnliches gilt für Sanaa im Yemen: Auch dort haben mich die Lehmbauten, viele Stockwerke hoch und reich verziert, sehr beeindruckt. Das ganze Land war wunderschön und sehr beeindruckend, auch dort kann eins nicht mehr hinfahren, insofern ist es egal, wieviel davon noch steht (pardon my cynicism).

Und von Samarkand kann ich leider nichts berichten, denn dorthin hab ich es bis jetzt nicht geschafft, und werde es auch wahrscheinlich nicht mehr.

Das p.t. Publikum dürfte es schon gemerkt haben: Ich hab' einen Kren auf die Wüste (für Nichtwiener: Ich steh' da ganz besonders drauf). Und weil die Sahara halt die nächst gelegene Wüste ist, von Mitteleuropa aus gesehen, war ich besonders viel dort.

Zum Beispiel bei der *Polisario*, das sind die Kollegen, die die ehemals spanische Westsahara als eigenes Land haben wollen (was ihnen Marokko versagt hat, indem es die Mehrheit des Landes besetzt hält). Die Polisario wird von Algerien unterstützt (wobei es Algier mehr darum geht, den Erzfeind Marokko zu ärgern als um die eher bedeutungslose Befreiungsfront). Das erste Mal flog ich noch mit einer Hercules der algerischen Armee nach *Tindouf*, mittlerweile gibt es auch Flüge von Air Algerie. Tindouf ist auch so ein verlorenes Kaff inmitten von nirgendwo, die Polisario lebt westlich davon inmitten der Wüste, der sie mit Hilfe von Bewässerung ein karges Leben abtrotzt und sich daneben hie und da mit der marokkanischen Armee eher sinnlose Scharmützel liefert.

Wobei, da gab es zu Kreiskys Zeiten ein nettes Detail: Die algerische *Front National de Libération*, die FNL, galt zur Zeit des Algerienkrieges als stramm links und wurde von den damaligen österreichischen Jusos hofiert, es gibt eine Fotografie, auf der unter anderem der junge Heinz Fischer und der ebenso junge Charly Blecha in kurzen Hosen stolz in der Wüste posieren. Später lieferte Österreichs verstaatlichte Industrie Radpanzer an die marokkanische Armee, deren einen die Polisario kapern konnte. Um anschliessend via Algerien bei den österreichischen Altfreunden nachzufragen, ob sie denn Ersatzteile bekommen

könnten. Nein, mir ist nicht bekannt, ob sie sie auch bekamen, aber die Chuzpe hat mir gut gefallen.

Was sie auch gut können ist in der Wüste zu überleben, so banal das klingt. Wir sind per Landrover unterwegs, den ganzen Tag, ausgedörrt von Sonne und Fahrtwind, plötzlich springt der guide vorne aus seinem Sitz auf und wedelt ganz aufgeregt in Richtung Wüste – dort. Nein, dort. Nein, ein bisserl weiter links, interpretiere ich sein Handgewedel, schliesslich hält der Landrover vor einem Stein, der für mich so aussieht wie alle anderen vorher, der guide hebt ihn hoch und strahlt mich an: Wasser. Es hat so ungefähr 12 Grad und ist leicht diurätisch aka harntreibend, schmeckt also wie Preblauer, und wenn Du nix anders hast, schmeckt es wie ein *Mouton Cadet*.

Ich würde ja in Sichtweite des Steins verdursten. Aber ich bin ja auch kein Sahraui.

Was man natürlich auch machen kann, und das geht heute genau so wie es damals ging, ist einfach zu reisen und zu berichten. Derartige Reiseberichte gibt es seit je her, zumindest in der Zeit, für die wir schriftliche Dokumente haben. Homer zum Beispiel hat daraus eine ganze *Odyssee* gemacht, und eine *Iliade*, alles tadellose *feature stories*, wie das im Journalistenjargon heisst, im Gegensatz zu *news*.

Das Dumme ist nur: Das lässt sich so gut wie überhaupt nicht verkaufen. Also macht man's und verstaubt die Erinnerungen, für später.

Zum Beispiel so: Meine damalige Freundin hatte einen Bruder, der für einen Robinson-Club im türkischen *Antalya* arbeitete, dieser liess seiner kleinen Schwester sein Auto, damit wir ein wenig herumfahren konnten. Sein Auto war ein alter Ford Transit, genau das Modell, das in der Türkei jahrelang in Lizenz gefertigt wurde und dort zu hunderten herum fuhr, viele davon als *dolmusch*, als eine Art Sammeltaxi, mit der der kleine motorisierte Alltag im türkischen Hinterland bewältigt wurde. Und so war es denn auch: Uschi und ich wurden an jeder Ecke auf die Seite gewunken. Natürlich war allen Beteiligten sofort klar, dass das hier nicht das dolmusch nach *Konja* war, schon weil wir beide nicht ein Wort Türkisch konnten. Aber wir nahmen immer alle mit, sofern wir noch Platz hatten, mit Frauen und Kindern und Hühnern und Gepäck, wir wurden mit Gurkenscheiben mit Weissbrot und frischem Jogurt gefüttert und oft genug haben wir am Abend einfach Halt gemacht in der Ortschaft, in der wir gerade waren, und wurden dabei gastfreundlichst herumgereicht, es fand sich immer eine Person, die in Deutschland oder Frankreich oder Italien oder England gearbeitet und dort Basiskenntnisse der jeweiligen Sprache erworben hatte, wir haben uns prächtig unterhalten mit allen. Abseits der grossen Hauptwege gibt es nur Schotterstrassen, auf denen wir bis zum *Van See* im Osten und im Norden nach *Trabzon*, dem alten Trapezunt, am schwarzen Meer fuhren, insgesamt fünf Wochen

durch das Land und an die 3000 km. Nur an die syrische Grenze zu fahren haben wir uns nicht getraut, dort ist Kurdengebiet, mit immer wieder Anschlägen und lokalen Kämpfen zwischen Armee und der PKK.

So, jetzt ist aber genug vom Krieg erzählt, Opa. Komm wieder rein, Du verkühlst Dich ja sonst. Und nimm Deine Pillen.

Kapitel 13

Und ich denke mir: na wenn das hier das Leben ist

Dann hat man uns ganz schön gelinkt

Georg Danzer (Notausgang)

Wir sind zurück in den 80ern und ich versuche, mich als Journalist durchzuschlagen. Es war das Jahrzehnt der *Zeitgeistmagazine*, das letzte Aufbäumen des Printsektors, und in Österreich war der *WIENER*, gemacht von einer Horde junger Menschen, die allesamt zehn oder mehr Jahre jünger waren als ich, der Vorreiter. Es war ausserordentlich lustig, obwohl ich mich kaum noch an Geschichten erinnern kann, die ich für den *WIENER* schrub. Eine davon war aus Paris, ich hatte kurz zuvor begonnen zu versuchen, mich in Paris als *foreign correspondent* zu etablieren und hatte zu diesem Behufe bei meiner Comtesse im siebenten Bezirk das Dienstmädchenzimmer unterm Dach gemietet, es war absolut winzig und hatte nur Kaltwasser und ein „Indisches Klo“ aka jenseits des Ganges, das eins sich mit dem ganzen Stockwerk teilte, aber es hatte auch einen winzigen Balkon, von dem aus eins den Eiffelturm sehen konnte, der gleich um's Eck stand, und eins konnte auf dem Balkon sitzen (für mehr als einen Sessel war kein Platz) und summa summarum war's sehr romantisch. Ich liess mir ein Telefon legen (damals gab's schliesslich noch keine Mobiltelefone) und versuchte, Stories aus Paris zu verkaufen.

Der geschätzte Leser und die verehrte Leserin ahnen schon: Daraus ist nichts geworden, aber es war eine lustige Zeit.

Eine Geschichte konnte ichgut verkaufen: Die jüngste Mode aus Paris für den *WIENER*, Titel „Die Japaner kommen“. Die japanische Modedesignerin *Rei Kawakubo* hatte gerade ihr Label „*comme des garçons*“ etabliert und präsentierte darunter wie auch unter ihrem eigenen Namen eine Kollektion, daneben gab es noch eine Kollektion von *Issey Myake* und eine von *Yoshi Yamamoto*, alle damals in Wien noch völlig unbekannt. Zusammen mit dem Haus- und Hoffotografen des *WIENER* Gerhard Heller haben wir eine sehr feine Modestrecke zusammengestellt, wobei die Tatsache, dass meine Tante Putti, die in Paris lebende Jugendfreundin meiner Mutter, Modejournalistin war und persönlich befreundet mit allen und jedem in der Branche, aktiv geholfen hat, ihre Fürsprache hat mir die Türen geöffnet, weil sonst hätte ich als kleiner Journalist – von wo, sagten sie, sind sie? – keine Chance gehabt. Egal, wir fotografierten auf irgendeinem Seine-Ufer mit industriellen Hintergrund, ich glaube es war in *Boulogne-Billancourt*, wir kletterten über Absperrungen, auf denen „*Defense d'accéder*“ stand, und hatten natürlich vorher niemanden um Erlaubnis gefragt, der wahrscheinlich richtigen

Ansicht, dass wir sie sowieso nicht bekämen. Aber es kam keiner, und nach vier Stunden waren wir fertig, danke lieber Gerhard, noch im Nachhinein

Der Spass kostete damals rund 80.000 Schilling (unter Brüdern: das war selbst für damalige Verhältnisse günstig), aber es brachte uns trotzdem eine Rüge vom Herausgeber *Hans Schmid* ein, der das mit dem Budget pro Heft wahrscheinlich anders sah. Ich sah das auch etwas anders, schliesslich verdiente der Hans mit seiner GGK jede Menge Kohle. Und ausserdem hätten wir den Artikel in Deutschland locker weiter verkaufen können, an irgendeine deutsche Modezeitschrift, aber so professionell waren wir auch wieder nicht.

Und dann schickte der WIENER mich nach Lissabon zum Feuerwerk von André Heller. Wahrscheinlich wegen meines Vornamens, Chefredakteure haben so einen Hang zu schmissigen Headlines. Schon Josef Votzi, seinerzeit Chefredakteur des profil, titelte „André Igler über André Heller“ und fand das lustig. Ich nicht. Früher, als der Heller Franzl mehr in den Schlagzeilen war, haben mich immer wieder Menschen darauf angesprochen, meine Standardantwort war immer: Ja, aber zu mir kann man auch Franz sagen, den haben aber nur die Insider verstanden. Egal, ich fuhr also nach Lissabon. Heller wollte dort sein Feuerwerk-Riesenspektakel veranstalten, mit Booten auf dem *Tajo*, die Händels Feuerwerkmusik spielen sollten, auf ganz grossen Lautsprechern, und im Takt sollten, von den selben Booten, die einzelnen Feuerwerkssalven abgefeuert werden.

Die zentrale Steuerung sollte von einem Holzgerüst am Ufer erfolgen.

Konjunktiv deshalb weil alles anders kam. Schon eine Stunde vor dem geplanten Beginn hatte sich eine riesige Menschenmenge auf der *Praça do Comércio* angesammelt und drängte, langsam aber stetig, nach vorne. Irgendwann, so knapp fünf Minuten vor dem geplanten Start, brach das Holzgerüst unter dem Massenansturm zusammen und wir sprangen, aus Angst erdrückt zu werden, über die steinerne Balustrade – nein, nicht ins Wasser, aber immerhin zwei Meter hinunter auf den Sandstrand.

Die organisatorische Panik brach aus, die Boote feuerten ihre Salven wahllos in die Luft, während dazu Händels Musik in D-Dur ablief, alle fünf Sätze, nach ungefähr zwanzig Minuten war alles vorbei, dann war das Pulver verschossen, und länger ist auch die Suite nicht.

Ich fand Heller völlig verstört und fast weinend auf dem Ufer, kraftlos hingesunken. Eine Freundin und ich klaubten ihn auf und geleiteten ihn, links und rechts eingehängt, ins Hotel zurück, während er nur „Ich bin ruiniert“ und „Es ist alles aus“ vor sich hin stammelte.

Wir lieferten Heller bei seiner damaligen Freundin, der Schauspielerin Marie Colbin, im Hotel ab und gingen in die *Alfama*, einen trinken auf den Schreck.

Ich weiss, ich weiss: Auf *Wikipedia* ist das alles ein wenig anders dargestellt, da war das *Teatro do Fogo* ein Erfolg, nix Massenpanik, kein zerstörter Heller. Trust me, ich war dort. Und *Wikipedia* ist geduldig.

Am nächsten Tag, Pressekonferenz, Franzi war schon wieder oben auf, er werde das ganze wiederholen, grösser, schöner, besser und an einem anderen Ort.

Er hat das Spektakel tatsächlich noch einmal abgezogen, diesmal im damals noch geteilten Berlin, vor dem Reichstagsgebäude, das als ausgebrannte Ruine die Kulisse dazu gab. Und ja, deutsch und ordentlich organisiert und es lief alles wie geplant. Aber irgendwie war es fad. Und ich war auch nicht mehr für den *WIENER* dort, sondern für *Ö3*, denn 1985 gingen Chefredakteur *Markus Peichl* und Art Direktor *Lo Breier* nach Hamburg, um dort das Lifestyle Magazin *Tempo* zu machen, und der *WIENER* versank in sein provinzielles Dasein, das er noch heute fristet, während sich das Gros der restlichen Mannschaft in alle Winde zerstreut hat.

* * * * *

Und ich war wieder einmal auf der Suche nach einem Job, für den ich mich nicht genieren musste. Und fand ihn bei einem Magazin namens *CASH•FLOW*. Eine Gruppe um die WU-Studenten *Ferenc Papp* und (seine spätere Frau) *Johanna Maurovich* übernahmen ein ursprünglich als *Magazin für Wirtschaft und engagiertes Management* firmierendes Studentenprojekt und machten daraus ein zuerst zweimonatlich, später monatlich erscheinendes Hochglanz-Zeitgeist-Wirtschaftsmagazin, passend zum damals gerade aufkommenden Neoliberalismus.

Ich habe dort ein paar schicke Dinge gemacht, zum Beispiel eine Titelgeschichte über Fritz Molden, der damals gerade seinen Verlag krachend an die Wand gefahren hatte (da konnte ich viel aus dem eigenen Nähkästchen beitragen) oder eine Titelgeschichte, samt Interview, über seine Hoheit Erbprinz Hans-Adam II, (damals) regierender Fürst von Lichtenstein. Aber worauf ich am meisten stolz bin, war meine Geschichte über die Genfer Privatbanken. Ich habe es tatsächlich geschafft, die Vertreter von Pictet, Mirabeau, Lombard Odier und all die andren zusammen nicht nur vors Mikrophon, sondern auch vor die Kamera zu bekommen. Sieben Herren, alle mit Gänsehaut im Blick. Ein absolutes first. Aber sic transit gloria mundi, danach kräht heute kein Hahn mehr (na gut, ich, hier. Aber ich hör' schon wieder auf.)

Jetzt muss ich erzählerisch noch einmal ein paar Jahre zurückgreifen. Schon zu Ende der Siebziger Jahre hatte ich ein interessantes Unternehmen aus Wien getroffen. Die Jungs importierten alle für einen PC notwendigen Teile direkt aus

Taiwan und schraubten dann in Wien daraus PC, die unter der Marke :3C! vertrieben wurden. Zu einem geringen Teil wurden die Kisten an lokale Ketten abgegeben, die lieben Kollegen waren an mich herangetreten, ob ich nicht Einführungsseminare für das Verkaufspersonal abhalten möchte, so auf der Basis „Was ist das und wozu ist es gut“. Ein dicker Auftrag war von der deutschen Grosshandelskette *Metro* hereingekommen, und der kleine Igler fuhr vier Wochen lang durch die (damals west)deutsche Provinz und erklärte gelangweilten Verkäufern MS-DOS (Windows gab's noch nicht) und MS Word, noch als eigenständiges Programm, und wie man die einzelnen Komponenten wie Keyboard und Monitor anhängt und so Zeugs. Auf die Methode kam ich zu dem zweifelhaften Vergnügen, an die zwanzig oder so Metro-Filialen in Detmold oder Koblenz oder Bielefeld zu erleben (nein, die Bielefeld-Verschörung kam erst 1993 auf), wobei natürlich jeweils nicht die Innenstadt gemeint war, sondern irgendein dröger Vorort, meist mit angeschlossenem Vertreter-Hotel, da die Metro Kost und Quartier übernahm.

Vier Wochen tiefste deutsche Provinz in hässlichen industriellen Vororten, komplett mit der entsprechenden Kantinenverpflegung (noch etwas Tunke zu ihren Klößen?) und dem passenden Abendprogramm samt abgewohnten Zimmer mit durchgelegenen Betten. Es ist ein dunkles Kapitel meiner Karriere, aber ich war jung und brauchte das Geld.

Egal, die Jungs von der :3C! landeten Anfang der achtziger Jahre einen dicken Auftrag aus der Sowjetunion, und der kleine Igler wurde gefragt, ob er da begleitend mitarbeiten möchte, also die Dinge vor Ort zusammenbauen und die ganze Lieferung überwachen und so.

Das geschätzte Publikum hat längst erraten, warum ich das Angebot annahm: Nicht aus finanziellen Gründen, keine Angst, die :3C! zahlte schlecht, sondern weil ich so in Gegenden und Städte in der UdSSR kommen würde, in die ich sonst nie gekommen wäre. Und so war es denn auch.

Irgendwann hab ich gefragt, warum die Sowjets das taten, schliesslich waren sie computermässig mindestens so gut wie wir und hätten das jederzeit alles auch selbst erledigen können, aber nach dem zehnten Wodka verriet mir der sowjetische Einkäufer, Geschäfte mit Taiwan und so wären nicht gerne gesehen, und Österreich als neutraler Drittstaat wäre da der perfekte Partner.

Und so verbrachte ich, über rund neun Jahre verteilt, insgesamt zwei Jahre in der sterbenden Union der sozialistischen Sowjetrepubliken, mehrheitlich in Moskau sowie anderen Orten Russlands, zum Beispiel in der Stadt, die damals *Gorki* hiess und heute wieder *Nischni Nowgorod* genannt wird, ich war in *Kasan* und in *Jaroslavl*, in *Wolgograd*, dem ehemaligen Stalingrad, und in *Krasnodar*, ich war aber auch tief in Sibirien, in der Ukraine und in Moldawien sowie in ein paar anderen Orten, die ich auch schon wieder vergessen habe.

Um meine Eindrücke über Russland und was ich davon gelernt habe richtig darzustellen, bräuchte ich ein eigenes Buch. Vielleicht schreibe ich das ja auch einmal, daher versuche ich hier, mich kurz zusammenzufassen.

Obwohl das nicht einfach ist. Russland ist kein einfaches Land.

Russland ist furchtbar schön, unglaublich schwermütig, dunkel und fremd, melancholisch, grobschlächtig und unermesslich, wie eine Sucht verschlingt es Dich, so unendlich anders wie sonst nichts.

Mein Kumpel und ich hatten Karten für das *Bolschoj Theatr*, es gab *Pique Dame* von *Tschaikowski*, eine zu Recht eher vergessene Oper. Die Geschichte ist kurz und sehr russisch: Junger Adelige verfällt der Trunk- und Spielsucht, trifft auf junges Mädchen, das ihn liebt und retten will, und am Ende geht alles schief. Wir hatten drei Karten ergattert und waren nur zu zweit, also nahmen wir die junge Übersetzerin mit, die uns zugeteilt worden war, knappe 18 Jahre alt.

Pause war nach dem zweiten Akt, da sieht es in der Story noch so aus, als könnte sich alles zum Guten wenden. Wir stehen im Foyer, drehen an unseren Sektgläsern und sagen so etwas wie „Na ja, vielleicht geht es ja noch gut aus.“ Daraufhin schaut die kleine Russin ganz zerdrückt und sagt: „Ja, leider.“

Damals war ich eher verstört und der Meinung, ich hätte mich verhöhrt. Später wurde mir klar: Wenn es nix zum Heulen gibt, war die Geschichte nicht schön. Zumindest in Russland.

Übrigens: *Pique Dame* geht auch passend aus, am Ende ist alles putt und der Vorhang fällt, während der Protagonist im Elend versinkt. Unsere Übersetzerin war ganz glücklich. *Prekrasna*.

Das geht jedoch viel tiefer als nur so ein melancholische Hang zum Morbiden. Das ganze Land ist so gepolt.

Unsere ganze „westliche“ Kultur, von Alaska bis Australien, beruht auf der griechischen (und später römischen) Rechtsphilosophie. Dazu zählt auch der so genannte „gerechte Tyrannenmord“, also der Rechtsgrundsatz, dass jeder Herrscher und jede Herrschaftsform, am Ende des Tages zur Rechenschaft gezogen werden kann und darf, und auch beseitigt, wenn nötig mit Gewalt, wenn es dem Volk wirklich schadet. Das zieht sich durch die Geschichte, von der Magna Carta über die Aufklärung bis zur französischen Revolution, die Antwort auf „dann sollen sie doch Kuchen essen“ ist am Ende der gewaltsame Systemwechsel, und der ist berechtigt, weil er dem Gemeinwohl dient. (Sie sagte übrigens, sie sollten doch Milchbrot essen, *qu'ils mangaient de la brioche*, aber das nur nebenbei. Ja, ich höre schon auf.)

Dieses Rechtsprinzip kennt die russische Kultur nicht. Dort ist die Herrschaft g*ttgegeben und hat immer Recht. Punkt. Und ob das jetzt der Zar ist oder Putin,

ist egal, nicht umsonst packelt Wladimir Wladimirowitsch so offen mit der Kirche, die beiden brauchen einander.

Und wenn irgendwo eine Ungerechtigkeit passiert, war es nie der Zar, sondern einer seiner Bojaren. Denn der Zar ist von G*tt eingesetzt und von ihm (ihr?) geleitet und kann daher nicht irren.

In Wirklichkeit hat die gesamte Aufklärung, von *habeas corpus* bis zur Deklaration der Menschenrechte und dem ganzen anderen Klimbim, in Russland nie stattgefunden. Dafür gab es bis ins 19. Jahrhundert noch Leibeigenschaft. Mit der Ausnahme von *Dostojewskij* waren die meisten Künstler und Wissenschaftler Adelige, eine höhere Bildung war den meisten schon aus materiellen Gründen verwehrt.

Dazu kommt ein tiefer, religiös verwurzelter Mystizismus: Die Spaltung zwischen Rom und den Ostkirchen vollzog sich ja unter anderem an der Frage, ob der Mensch sich G*tt mit Vernunft nähern soll oder ob G*tt per definitionem ein Mysterium sei, dem eins sich nur unterwerfen könne. Folglich ist „Rationalität“ im Grunde für die Orthodoxie eine Sünde, eine Auflehnung gegen die g*ttliche Ordnung. Und da die orthodoxe Kirche national ist und tief mit dem Staat verwoben, ist der Mix perfekt: Wer die herrschende politische Ordnung in Frage stellt, stellt die g*ttliche Ordnung in Frage.

Das ist nur meine persönliche Ansicht, aber anders kann ich es mir nicht erklären. Auf meinen Reisen, vor allem in der russischen Provinz, habe ich Menschen erlebt, die in den unwürdigsten Umständen lebten, sich aber widerspruchslos in ihre Situation fügten. In Nischnij Nowgorod traf ich eine Frau, die lebte mit ihrem Sohn, zusammen mit drei anderen Familien, in einer ehemaligen „bürgerlichen“ Villa. Das Dach war so leck, dass der obere Stock de facto unbrauchbar war; pro Familie gab es je ein Zimmer: Kochen, Schlafen, Familienleben, alles hinter aufgehängten Leintüchern, es gab kein warmes Wasser und die Heizung war defekt, so dass in kleinen Kanonenöfen in den Zimmern geheizt wurde. Die Frau hatte fünf Jahre in Ostdeutschland gelebt, unzweifelhaft in besseren Umständen, aber, so erzählte sie mir, sie hätte die „seelische Kälte“ der Deutschen nicht ausgehalten. Nur am Busen von Mütterchen Russland, egal wie schlimm es kommt, und sie sei heute glücklicher als damals bei ihrem ostdeutschen Freund.

Ich habe mich nicht einmal in Kalifornien, einmal halb um den Globus herum, so nicht zu Hause gefühlt wie in Russland, keine zwei Flugstunden von meiner Heimatstadt entfernt.

Dabei sind Russen die treuesten Freunde, die du haben kannst: Glückliche, wer einen Russen zum Freund hat. Er oder sie werden ihr letztes Hemd für Dich geben und treu sein bis in den Tod oder auch darüber hinaus; allerdings werden sie dann

auch manchmal an Stellen abbiegen, an denen Du es nie erwartet hättest. Ich bin mit russischen Kumpels bei der Feier zum österreichischen Nationalfeiertag an der Botschaft, es gibt Weisswein und faschierte Laberln, \$Menschen halten Reden und schwenken verbal rot-weiss-rote Fähnchen, dann steht alles auf und es wird die Bundeshymne gesungen. Ich schlucke eiligst hinunter, weil es ist ja nicht leiwand, wenn eins kaut, während die anderen schon von den Hämmern singen. Anschliessend fragt mein Freund, besorgt, warum ich nicht weine.

Erst denke ich mir, war der Wein so schlecht oder ist was mit den Laberln, dann dämmert es mir: Wenn ein Russe in einem fremden Land in seiner Botschaft steht und man spielt seine Hymne, dann muss geweint werden. Das geht gar nicht anders.

So weit zu meinen Russlandreisen, ich fuhr dann später noch einmal, aber in einem ganz andren Kontext.

* * * * *

Angesichts des drohenden Zusammenbruchs der Sowjetunion war das PC-Geschäft weg, gleichzeitig siechte auch das CASH•FLOW dahin, und ich brauchte einen neuen Job, also ging ich zur *WochenPresse*, um dort das Ressort „Verkehr“ zu leiten.

Das klingt grossspuriger, als es tatsächlich war: Ich wurde zu allerlei Präsentationen von neuen Automodellen eingeladen, öfters auch in schicke Hotels (abseits der Touristensaison, versteht sich) zum Beispiel um mit einem Sportwagen die *Promenade des Anglais* in Nice entlang zu fahren, mit herunter geklapptem Faltdach, versteht sich. Es gibt Schlimmeres. Dazwischen gab es halt jede Woche einen Artikel über ein derart vorgestelltes Häusl, mehr oder minder wohlwollend besprochen, damit die geschätzte Industrie auch weiterhin ihre Anzeigen im Heft schalten möge, oder so ähnlich. Ausdrücklich gesagt hat das ja keiner, wo denken Sie denn hin, aber irgendwie verstand es sich von selber.

Nichts ist so seltsam wie der Automobiljournalismus, oder können Sie sich vorstellen, einen Artikel zu lesen, in dem beschrieben wird, dass ich die Waschmaschine Huber-wasch-micht-tot um zwei Sekunden schneller mit 5 Kilo Wäsche beladen kann als die Maier-wasch-mich-nicht-nass, obwohl die hübschere Trommel hat? Na ja, egal, ich lieferte meine Artikel ab und bekam mein Honorar, manchmal konnte ich zwei oder drei Artikel im Voraus liefern und dann drei Wochen weg fahren, da waren denn alle zufrieden. Manchmal hab ich auch versucht, Artikel über echte Verkehrsprobleme ins Heft zu bekommen, aber so fortschrittlich war die eher schwarz gefärbte Wochenpresse nicht, und ich habe

auch nicht darauf bestanden. Letzten Endes wollte ich ja nur Geld verdienen, um damit meine Reisen finanzieren zu können.

Die nächste stand denn auch schon an: Sechs Wochen durch ganz China, im Frühjahr 1989, auf individuell reisend und nur mit meiner Freundin, das war ein Novum, denn die Chinesen liessen die Langnasen üblicherweise nur in Gruppen reisen, da konnte eins sie besser überwachen. Aber zahlreiche Besuche beim Attaché der Botschaft haben es möglich gemacht, weder vorher noch nachher hab' ich so geschleimt wie damals. Ich weiss ja nicht, was die Chinesen von mir so alles in ihren Unterlagen hatten, eher harmloser, eher linker kleiner Journalist, das ging offenbar rein, denn ich bekam meinen Willen. Individuelles Reisen, mit Flieger und Eisenbahn, einmal durch ganz China bis nach *Xinjang* (nach Tibet hab' erst gar nicht gefragt), keine Ausländerhotels, sondern die ganz „normalen“ für Chinesen (Chinesen reisen unheimlich viel und unheimlich gern) einschliesslich zwei Tage und zwei Nächte mit der Eisenbahn durch die *Wüste Gobi*. Die war, so wie Timbuktu und die kurische Nehrung, eins der Traumziele aus meinen Geografiestunden, und wir wollten auch keine Reportagen machen, sondern nur anschauen. Ich war ganz kribbelig vor Aufregung.

Als wir in (der damals noch britischen Kronkolonie) Hong Kong landeten, hatten die Studenten gerade den *Tian'anmen* Platz in *Beijing* besetzt und es sah alles nicht so gut aus.

„Nicht so gut“ ist relativ, der Journalist reibt sich in solchen Situationen ja die Hände, weil endlich kann er war berichten, nach Hause. Der österreichische Konsul in Hong Kong hingegen beschwor uns händeringend, doch nicht zu fahren, wir schlugen das freundlich in den Wind und bestiegen anderntags den Flieger nach Beijing.

Wer jetzt erwartet, die „Ich-war-dabei“ Reportage vom Studentenaufstand 1989 auf dem *Tian'anmen* lesen zu können, den oder die muss ich leider enttäuschen. Mit dem mir eigenen Talent, das schon 1968 bei den *événements de mai* zu Tage getreten ist, nämlich bei weltbewegenden Ereignissen Teilnehmer zu sein, ohne von irgendetwas eine Ahnung zu haben, war ich wieder einmal dabei, aber sicher nicht mittendrin. Und ziemlich ahnungslos. Und was Tian'anmen betrifft: Die Chinesen hätten mich auch nicht lassen. Also von dort zu berichten.

Ganz ins Blaue sind wir ja nicht gefahren, weil ich hatte mich schon eine Zeit lang auf die Reise vorbereitet und mich mit der chinesischen Kultur beschäftigt. Dazu war ich schon vorher drei Mal in Hong Kong gewesen und hatte dort allen möglichen Menschen Löcher in den Bauch gefragt. Allen voran dem – vor kurzem leider verstorbenen – Linzer *Helmut Sohmen*.

Sohmen, 1939 geboren, ist einer dieser stillen Österreicher, von denen eins nie liest, weil sie kein Boulevard-gerechtes Leben führen, also eins ohne Skandale,

öffentliche Abwatschungen und was den Boulevard sonst noch so amüsiert. Er maturierte 48 und zog von dort in die Welt. Fulbright-Student in Kanada und den USA, heiratete er 1967 Anna Pui Hing Pao, die Tochter des Reeders *Yue-Kong Pao* und zog mit ihr 1981 nach Hong Kong, um in das Geschäft des Schwiegervaters einzusteigen. Dort habe ich ihn dann interviewt.

Ich weiss nicht mehr, wer mir zu ihm die Tür geöffnet hat, aber er hat mir in knapp drei Stunden an einem Vormittag ganz viel über China beigebracht, und, was dabei besonders wichtig ist, aus der Sicht eines Österreichers.

Es beginnt mit der chinesischen Schrift: Stellt euch einmal vor, es gäbe in ganz Europa nur eine einzige Schrift, mit der sich alle hier gesprochenen Sprachen darstellen liessen. Baskische Liebesgedichte, norwegische Jagdanweisungen, kurdische Kampfschriften, ungarische Heimatromane, Englisch, Spanisch, Ukrainisch, Tschechisch, Sardisch, Katalanisch – alles bequem lesbar. Ha – herrlich.

Die Vorstellung alleine trägt schon zum Gefühl bei, wir würden uns dann vereinter fühlen, schliesslich wüssten wir dann, was alle anderen auch so denken und schreiben. Na ja, so halbwegs.

Und so ist es dann auch, zumindest für China: Die gemeinsame Schrift ist, was China seit dreitausend Jahren eint und zu einem einheitlichen Kulturgebiet macht. Denn auf diesem Gebiet des heutigen China werden neun Sprachen in ganz vielen Dialekten gesprochen, und nein, die verstehen sich untereinander Nüsse. Aber geschrieben kein Problem. Ich habe beim Reisen in China, vor allem auf Bahnhöfen, immer wieder gesehen, wie der lokalen Sprache nicht Mächtige um Auskunft baten und sie auch erhielten, indem die Gesprächspartner Schriftzeichen in die Handflächen malten.

Die Schrift ist eine Bilderschrift und setzt sich zu komplexen Bildern zusammen, um komplexe Worte zu bilden. Sinologen mögen mir verzeihen für das simple Beispiel, aber das Zeichen für Frau ist eine stilisiertes Strichmanderl auf Knien. Ja, politisch hoch inkorrekt, so sue me. Das Zeichen für Dach ist genau das: Zwei Striche, die ein Dach bilden. Eine Frau unter einem Dach: Friede, Ausgeglichenheit. Zwei Frauen unter einem Dach: Unruhe, Unausgewogenheit, Streit. Drei Frauen unter einem Dach: Geschwätz, Intrigen, Wirbel. Sorry für den (chinesischen) Machismo.

Auch werden Sinologen jetzt, so sie nicht schon bewusstlos am Boden liegen, weiter einwenden, das mit den universellen Zeichen stimme nicht, oder jedenfalls nicht so ganz, nur die allgemeine Hochsprache *Mandarin* hat universell gültige Zeichen, in manchen Sprachen schreibt sich etwa „essen“ oder „Ausgang“ jeweils ganz anders. Und ja sie haben Recht, und es ist tatsächlich noch um einiges komplizierter, wer mehr wissen will, dem empfehle ich einen Sprachkurs. Sorry.

Aber: Von den 1,3 Milliarden Chinesen verstehen rund 850 Millionen Mandarin, das reicht für ein allgemeines chinesisches Bewusstsein und für die alltägliche Kommunikation.

So ein chinesischer Text ist nichts anders als eine Art hochkomplexer Bildcomic. Um ihn richtig interpretieren aka lesen zu können, muss eins, bei einfachen Texten, so rund 20.000 Zeichen und ihre Kombinationen kennen, ein Maturant kommt auf 40.000, hochwertige Literatur erfordert über 80.000 Zeichen und deren Kombinationen.

Sprache prägt das Bewusstsein, wie wir wissen. In China ist es auch die Schrift: Chinesen denken viel mehr in Bildern als wir Europäer. So hat mir mein chinesisch-österreichisches Patentkind, als es mir sein erstes Liebesabenteuer gebeitet hat, gesagt: „Mein Äffchen hat von seiner Banane genascht.“

Chinesen denken nicht nur anders, sie denken auch nach anderen Regeln. Eine der wichtigsten ist: Der (die) Einzelne ist nichts, das Grosse Ganze ist das einzig wirklich Wichtige.

Ich führe diese starke Betonung des Individuellen in unserer Kultur auf den hier herrschenden Eing*tt-Glauben zurück, der festlegt, dass jeder einzelne von uns sich nach seinem Tod „vor dem Schöpfer verantworten muss“, sprich: Jeder von uns ist für das verantwortlich, was er tut. Daraus leitet sich eine ganze Menge ab, von der Freiheit der individuellen Entscheidung bis hin zu den Menschenrechten und wird, ja ich wiederhole mich, generell unter dem Titel Aufklärung eingeordnet.

Und während den Russen die Aufklärung, die sie nicht mitgemacht haben, zumindest bekannt ist (und als von aussen kommend eher abgelehnt wird) ist das ganze Konzept der individuellen Lebensentscheidung bei den Chinesen schlicht nicht vorhanden.

Das führt zum Beispiel dazu, dass am Sonntag im Sommer der Strand in Hong Kong auf Victoria Island zwar bummvoll ist, aber nur auf den ersten hundert Meter. Denn alleine ist es nur zum Fürchten.

Oder beim Verrichten der Notdurft: Öffentliche Anstalten bestehen – streng getrennt nach Weiblein und Männlein – aus einer grossen Betonplatte, mit Löchern so alle halben Meter, und über jedem wird gehockt und nicht nur das Geschäft erledigt, sondern auch der neueste Tratsch ausgetauscht und der soziale Zusammenhalt gepflegt.

Und in der Ecke steht ein Verschlag, für diese seltsamen Langnasen, die sich bei der gemeinsamen Notdurft genieren.

Das führt auch dazu, dass es das Konzept der Privatsphäre bzw. der Intimität nicht gibt. So haben klassische chinesische Türen kein Schloss, weil: wozu?

Helmut Sohmen erzählte mir, er habe Jahre gebraucht, um seinen chinesischen Angestellten beizubringen, vorher anzuklopfen und dann auch zu warten, ob sie eintreten dürften oder nicht. Das gilt auch im Privatbereich, selbst beim Bumsen kämen die Diener herein, schliesslich sind sie ja minderes Personal und daher keinerlei Beachtung wert.

Was uns zum nächsten Punkt führt: Die Welt ist eine Pyramide der Rangordnung. Wenn dir ein Fremder begegnet, ist er entweder über oder unter dir, die Rangordnung, „vor G*tt (oder was auch sonst immer) sind alle Menschen gleich“ existiert nicht. Denn Chinesen haben einen fix zugewiesenen Platz im Universum. Und dagegen verstösst eins nicht, will heissen: Sozialer Ehrgeiz ist ganz bäh.

Präzisierung: Wenn uns Kindern der Aufklärung das Schicksal den Platz des zweiten Zwergs von links anbietet, versuchen wir erster Zwerg zu werden, oder Oberzweig. Chinesen setzten all ihre Energie dafür ein, der beste zweite Zwerg von links aller Zeiten zu sein. Fazit: Don't shake the system. Ever.

Das kann (für westliche Vorstellungen) schräge Folgen haben. Zum Beispiel bei benötigter Hilfe. Wenn eins, etwa auf einem Fahrrad, einen Kapitalsturz baut, dann bleibt der Westler stehen und steigt ab und hilft. Nicht so der erfahrene Chinafahrer, denn wenn du jemandem hilfst, musst du ihn auch weiter betreuen können. Sprich: Dafür sorgen, dass er ins Krankenhaus kommt, seine Angehörigen versorgen, whatever. Wenn du das nicht kannst, geht es dich nix an, tritt beiseite und lass' die machen, die dazu die Autorität (=gesellschaftliche Stellung) haben.

So, dieser Erklärbar war jetzt notwendig, weil sonst alles nachfolgende Erlebte von fünf Wochen China- Rundreise unverständlich bleibt.

Das erste Schlüsselerlebnis war das Hotelzimmer. Wir hatten explizit darum gebeten, nicht in einem „Ausländerhotel“ untergebracht zu werden, sondern in einem, das vor allem von Einheimischen frequentiert wird. Und da gibt es viele, denn wie ich schon schrub, Chinesen reisen viel und gerne. Und selbst wenn nur jeweils zwei Prozent der Bevölkerung auf Achse sind, ergibt das immer noch 26 Millionen Chinesen, die Hotels, Eisenbahnwaggons und Flugzeuge verstopfen. Und so war es denn auch. Leider hatten wir die Erzählung von Helmut Sohmen über fehlende Türschlösser nicht so ernst genommen, bis zu dem Zeitpunkt, als wir in der ersten Station unserer Rundreise, in Chengdu, ins Hotel eingeecheckt hatten und plötzlich fünfzig sehr freundliche und sehr neugierige Chinesen im Zimmer hatten.

Natürlich sind auch Chinesen feste Nationalisten und halten sich für die Krone der Schöpfung, inwieweit das berechtigt ist, will ich hier nicht diskutieren. Aber sie machen es sehr freundlich, schliesslich wissen sie, dass jeder fünfte Mensch auf dieser Welt Chinese ist und sie daher immer in der Überzahl sind, so dass sie sich

nicht fürchten müssen. Das Schriftzeichen für China ist dasselbe wie für Mitte oder Zentrum: China ist das Zentrum der Welt, und da draussen, am Rand, leben ein paar arme Barbaren, die das Pech haben, keine Chinesen zu sein, das darf eins ihnen nicht übel nehmen, und so tun sie es auch nicht. Dafür wollen sie aber ganz genau wissen, was wo in welchen Koffern steckt, wofür es gut ist, wie genau wir denn leben und überhaupt.

Die Bitte um etwas Privatsphäre verhallte ungehört. Am Ende mussten wir sie freundlich aber mit Gewalt hinaus bugsieren, wahrscheinlich sind sie dann nach Hause gegangen, um dort von den seltsamen Fremden zu erzählen, die keine Gesellschaft wollen.

Dabei waren alle Chinesen immer sehr freundlich mit uns, im Gegensatz etwa zu Japan, wo Du als Langnese so gut wie immer feindlich angestarrt wirst. Doch die Japaner sind nur heisse 127 Millionen und leben auf einer vergleichsweise kleinen Insel (respektive auf mehreren, aber egal), so dass sie ganz genau wissen, dass die Barbaren da draussen in der Mehrheit sind und eins sich vor ihnen hüten muss. Den Chinesen jedenfalls kann das nicht passieren.

Auch quatschen Chinesen einen gerne und freizügig an. Dabei sind sie gewohnt, dass der potentielle Gesprächspartner die jeweilige Sprache nicht kann, was bei den vielen Sprachen im Land nicht wirklich überrascht. Das ist aber ganz egal, denn die Schriftzeichen sind ja überall gleich, also entwickelt sich schnell eine in die Handfläche gezeichnete Konversation. Ich habe dabei wild herum gekitzelt und zum Beispiel bei „Eisenbahn“ tatsächlich eine Dampflokomotive skizziert, was zur allgemeinen Erheiterung beitrug. Und irgendwie kam dabei immer eine Kommunikation zustande.

Nota bene: Das alles ist jetzt schon *blättert kurz im Kalender* 35 Jahre her, da hat sich mittlerweile einiges geändert, da komme ich noch darauf zurück, und möglicherweise gibt es jetzt hygienischere Toiletten ohne Quatschen und Anfassen, zumindest in den grossen Städten, aber ich gehe mal davon aus, dass sich die generellen Einstellungen der Chinesen nicht allzu sehr geändert haben.

Was sich allerdings ziemlich verändert hat in China ist ihre Ausstattung mit Technologie. Dadurch, dass das politische System von oben herab entscheidet und dazu kein Widerstand von unten kommt, werden Projekte ziemlich schnell durchgezogen.

Als wir in China waren, fuhr die Mehrheit der Bevölkerung noch Fahrrad. Ich hab' mir in allen Städten, in denen wir waren, jeweils ein Fahrrad ausgeborgt, ganz altmodisch ohne Gangschaltung oder sonstigem Firlefanz, aber sonst ganz brauchbar, und bin damit herumgestrampelt. Zu Stosszeiten gab es richtig Stau, alles nur Fahrräder (und ein paar ÖPNV-Busse), das habe ich in diesem Ausmass sonst nie wieder erlebt. An der Kreuzung, die ein kleiner Chinese regelt, warten

neben dir 5.000 Fahrräder, die dann alle auf einmal losfahren. Nicht hinfallen ... nur nicht hinfallen waren meine einzigen Gedanken. Aber es ist nie was passiert. Also mir nicht.

Dann kam die Motorisierung, per Moped/Roller bzw. Pkw, und China erlebte eine Luftverschmutzung nie gekannten Ausmasses. An sich ist ja, vor allem im Herbst und Winter, die Luft in Beijing seit je her schlecht, vor allem wenn der grausliche Nordwind den Staub aus dem Wüsten bringt. Das führte zu den bekannten Bildern, die wir auch aus Indien kennen: Mitten am Tag ist es vor lauter Dreck in der Luft so dunkel wie bei einer Sonnenfinsternis. Doch während in New Delhi die Rate der Luftverschmutzung weiter ansteigt (auf zuletzt das 17fache der zulässigen Werte), sind die Chinesen da ganz anders geschnitzt und wurden, innerhalb von wenigen Jahren, zu Weltmarktführern bei elektrischen Fahrzeugen. Und der Himmel über Beijing ist wieder klar.

Bei der Grösse des Landes ist Reisen per klassischer Bahn eine zeitraubende Angelegenheit: Wir fanden es ja toll, weil da konnte man was sehen, aber sonst war es wenig effektiv, und auch Dieselloks stinken bzw. verpesten die Umwelt. Und weil Flugzeuge das auch tun, und ausserdem teuer und ineffizient bei 20 Mio. Menschen auf Achse, zum Beispiel zum Neujahrsfest, hat China in den letzten Jahren ein wirklich beeindruckendes Netz an Hochgeschwindigkeitszügen aus dem Boden gestampft. An sich haben sie mit 160.000 km das grösste Eisenbahnnetz in Asien, davon sind 40.000 für Hochgeschwindigkeit ausgelegt, selbst den Rekord für radbasierte Züge hält mit 400 km/h das jüngste Modell der *Gāotiě* oder 高铁, wie die Dinger heissen, während die Normgeschwindigkeit bei 350 km/h liegt. Und sogar die Regionalzüge eine Stufe darunter fahren immer noch mit bis zu 250km/h, da kann sich unser *railjet* echt verstecken.

Ja, ich bin ein Eisenbahnfan und würde gerne noch einmal nach China fahren, um mit den Dingen zu fahren.

Obwohl: Möglich ist dieser technische bling bling ja nur, weil sie politisch so sind, wie sie sind. Den Chinesen scheint das zu gefallen, zumindest merkt eins nix Gegenteiliges. Eins der schönsten Beispiele ist die Megavolt-Leitung, die sie gerade gebaut haben: Weil die viele Sonne und der reichliche Wind meist in der Wüste, also im Norden und Nordwesten, zu finden sind, die grossen Energieverbraucher aber im Süden sitzen, gibts eine neue Hochspannungsleitung quer durch das Land. Aber während bei uns schon für (bzw. gegen) eine 360 kV Leitung ein Volksbegehren gestartet wird, kann ihr chinesisches Gegenstück 800 kV aufnehmen. Da stellt es, wenn der Bauer drunter fährt, schon mal die Heugabel senkrecht, aber von Einwänden hört und siehst du da nichts. China ist eben anders.

Bei einer meiner vorherigen Reisen nach Hong Kong, so in den Siebzigern, hatten die Rotchinesen mich und einen Schippel Kollegen aus dem *Hong Kong*

Foreign Correspondent Club mit einem Autobus über die Grenze geführt, zu einer Ebene mit Reisplatties und kleinen Dörfern. „Hier“, erklärten sie, damals noch in eher stockenden Englisch, „bauen wir eine Stadt her, die wird das neue Industriezentrum in Südchina werden.“ Mmmm, haben wir uns alle gedacht. Heute ist dort die Stadt Shenzhen, mit sage und schreibe 17 Mio. Einwohnern, wenn etwas *Made in China* ist, kommt es wahrscheinlich aus Shenzhen. Hong Kong ist ein reiner Finanzplatz geworden. Schauen sie sich das in Wikipedia an, in knapp 40 Jahren aus dem Boden ... äh ... Reisfeld gestampft, ohne dass ein einziges Wort der Kritik laut geworden wäre.

Also will ich da eigentlich nicht mehr hin, auch weil mir dann andauernd der Grosse Digitale Bruder über die Schulter schaut, vollautomatisiert und 24/7.

Egal: Als wir dort waren, bestand der Grosse Bruder aus diversen Aufpasswauwaus, die eins aber einfach identifizieren konnte. Und, weil sie menschlich waren, konnte eins sie auch überlisten. Ich komme noch darauf zurück.

Als wir in Chengdu ankamen, einer Industriestadt in Mittelchina, bot die Grosse Hauptstrasse im Zentrum ein Bild der Zerstörung. Eingeschlagene Fensterscheiben und Auslagen wohin eins schauen konnte. Auf die Frage, was den hier passiert sei (und ob es etwas mit den Studentenunruhen in Beijing zu tun hätte) gab es eher ausweichende Antworten. Schliesslich einigten sich die Chinesen darauf, es seien „unzufriedene Arbeiter“ gewesen, (womit sie unzufrieden gewesen sein sollten, wurde nicht ausgeführt) und damit wurde das Thema als geschlossen erachtet. Und ich habe nicht insistiert, schliesslich wollte ich ja nicht gleich am Anfang unserer Reise wieder hinausgeworfen werden.

Sechs Wochen sind eine lange Zeit, kein Polizeiwauwau hat so einen langen Atem, irgendwie kommt eins immer wieder zu unbeobachteten und daher auch nicht aktenkundigen Gesprächen mit Wesen, die einem dann schon erklären, wo der Onkel Mao die Essstäbchen hingehängt hat und was genau denn jetzt hier so abläuft. Wobei, es war auch für die Chinesen teilweise sehr undurchsichtig, zumindest eine Zeit lang, was denn da so vor sich ging, es herrschte eine Art Nachrichtensperre. Aber, wie gesagt, sechs Wochen sind eine lange Zeit.

Wobei: Mit Demokratie in unserem Sinne, so mit Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit, hatten die Studenten in Beijing eher nicht so viel am Hut, stellte sich in den verschiedenen Gesprächen quer durch das Land heraus. In den westlichen Medien wurde das als eine Art 1848-Revolution Redux abgefeiert, das war leider ein Holler. In Wirklichkeit wehrte sich die Jugend eher gegen die grassierende Korruption und vor allem gegen die in ihren Augen ungerechte Bevorzugung der so genannten *Prinzlinge*, also der Sprösslinge von hohen Parteifunktionären, bei der Vergabe von Studienplätzen und anderen Dingen, die ein Student so braucht. Und unter Demokratie verstanden sie eher „gleiches Recht

für alle“. Und sicher nicht die bürgerliche *Gleichheit unter Gleichen*, von der Goethe, Johann Wolfgang von, an Frau von Stein schrieb.

Als es dann zu den blutigen Auseinandersetzungen bei der Räumung des Tian'anmen kam, waren sehr viele der Meinung, die Studenten hätten übers Ziel hinaus geschossen, oder in der blumigen chinesischen Sichtweise, sie hätten das Boot ein bisschen zu viel geschaukelt und so das Gleichgewicht, die Harmonie gestört.

Und nichts ist in China mehr verpönt als die Harmonie, das Gleichgewicht von *Ying* und *Yang*, zu stören, und das hätte auch die ebenfalls überzogene Reaktion des Militärs ausgelöst. Wer das Gleichgewicht des *Dao*, des 道, stört, hat schon verloren. Näheres in Wikipedia unter *Daoismus*, sonst wird das hier kompliziert.

Ich fand das einen interessanten Aspekt und bot meiner Redaktion, der Wochenpresse, einen Beitrag an, der wurde dankend abgelehnt. So genau wollten sie es in Wien nicht wissen.

Wir fuhren weiter in den Norden, nach *Dunhuang*, heute ein verschlafener Ort im Norden Chinas, einst eine der grossen Städte entlang der Seidenstrasse, Ausgangspunkt der Handelsroute von China in den östlichen Mittelmeerraum über Samarkand und durch Nordpersien bis Damaskus und Tyros, dem grossen Mittelmeerhafen. Nun haben es die Chinesen nicht so sehr mit dem Erhalt alter Bauwerke, so dass es tatsächlich nicht so viel zu sehen gibt. Sie führten uns, ganz stolz, zu einem „Wachturm“ der Seidenstrasse, der sich als grosser Haufen von Ziegelsteinen herausstellte. Na ja, auch bei uns ist Denkmalschutz ja auch nur so eine Marotte aus dem Historismus des 19. Jahrhundert, also was soll's

Sehenswert allerdings sind die Dunhuang-Grotten. Darunter fallen eine Reihe von Höhlen, vor allem die 1000-Buddha-Höhlen (die es in der Version gross und klein gibt), fein säuberlich übereinander gestapelte Statuen des Erleuchteten, in die Lösswände gegraben. Ob es tatsächlich eintausend waren, haben wir nicht nachgezählt, irgendwann werden auch ganz alte Buddhastatuen ermüdend, nach zwei Tagen haben wir es daher aufgegeben. Auch gibt es eine grosse Sicheldüne, über 100 Meter hoch, die einen kleinen See zu verschütten droht, wobei wir erklärt bekamen, das tue sie schon zweihundert Jahre und es habe sich nicht verändert. Und ja, der See heisst Sichelsee und hat auch so eine Form. Aber, was ganz wichtig war: Hier beginnt die Wüste Gobi, durch die wir mit der Eisenbahn fahren wollten. Damals dauerte das zwei Tage bis nach *Kaxgar* im Westen, das ist dann schon die autonome Provinz Xinjiang.

Dunhuang liegt heute an einer Hochgeschwindigkeitsstrecke und die Fahrt durch die Gobi dauert nur einen halben Tag oder so. Anders rum fand ich es romantischer. Bei unserer Fahrt habe ich auch meinen Wunschberuf gesehen: Streckengeher in der Wüste. Das waren kleine Erdhütten, da schlief einer drin und

ging jeden Tag einen Teil der Strecke ab, um eventuelle Schäden zu melden. Ich hab ein paar mit eigenen Augen gesehen, inmitten von absolut gar nichts, wenn eins einmal von sehr viel Staub und Geröll absieht. Und immer, wenn mir die Welt so richtig auf den Nerv geht, denke ich mir, ich hätte auch als Streckengeher in der Gobi enden können, da hat das Dao mich ja noch gut versorgt. Na gut, gibt's heute auch nicht mehr, den Job

In Kaxgar haben wir uns mit den Uiguren angefreundet, zu denen der Staat China schon damals ziemlich grauslich war, und haben sie in ihrem Dorf besucht, komplett mit der Sony Professional, und ein bisserl gedreht, alles eh' ganz harmlos, aber wir sind dabei unseren Aufpasswauwau entkommen, für einen halben Tag. Und tatsächlich, noch am Abend kam ein Mitarbeiter des Gouverneurs und lud uns zu einem Abendessen ein. Vorsorglich nahm ich die Kamera mit und hab dort das Interview vorgespielt, da war der Herr Gouverneur wieder beruhigt. Dafür habe ich weder vorher noch nachher so hervorragend chinesisch gegessen wie damals.

Stichwort essen: Das war ansonsten eher mau, bis auf ein paar Ausnahmen, neben dem Essen mit dem Gouverneur noch ein Abend in Hong Kong, aber sonst: Nothing to write home about. Einmal bekamen wir eine Fischsuppe „Szechuan Style“, die war so scharf, dass nicht einmal ich sie essen konnte, doch meist war das Essen irgendwo zwischen lieblos und fad. Dem konnten wir, zumindest in den Städten im Süden, leicht entgehen, indem wir auf den Markt gingen. Dort gab es, in fest etablierten Kiosken, Reihen von Anbietern, von denen jeder nur eine einzelne Spezialität anbot. Dim Sum? Dort hinten, der zweite Kiosk neben der Brücke. Jiao tzi (gebratene Teigtaschen)? Zwei Reihen weiter hinten. Da konnte eins sozusagen durch die Speisekarte marschieren und sich genau anschauen, was es denn so gab, bevor eins es bestellte, was in fernen Ländern durchaus von Vorteil sein konnte.

Neben den Foodmärkten gab es auch noch jede Menge „fliegende Garküchen“ an den Strassenecken, wo der Kunde aus einer Reihe von Produkten aussuchen konnte, was er denn gegart haben wollte. An einer solchen trafen wir eine Familie mit zwei Kindern, die unter viel Geschnatter je eine Portion Hühnerfüsse aussuchte (ja, genau, die gelben Dinger mit den Krallen), der Koch briet sie sorgfältig ab und Eltern und Kinder haben sie anschliessend verputzt, inklusive Krallen und alles, es blieb nichts übrig. Wir waren entsprechend verstört, aber die Familie ging hoch zufrieden ihrer Wege.

Und, zum Abschluss, noch meinen Liebling: Chinesen schlafen gerne, viel und überall, wo sich die Möglichkeit bietet, auch tagsüber. Im Sitzen, im Liegen, angelehnt, egal, sie schlafen tief und fest. Und besagter Liebling sass auf einem Fahrrad und lehnte sich, auf einer Brücke, an einen Laternenpfahl. Und schlief da und fest.

Nach Wien zurück gekehrt wollte kein Aas meine Interpretation der Ereignisse hören bzw. lesen, also packte ich meine Erkenntnisse in einen Karton und verstaute sie auf dem Dachboden der Erinnerungen. Vor allem deshalb, weil schon das nächste Abenteuer wartete.

Ein paar Monate vor unserer Chinareise war der Infochef des ungarischen Danubiusz Radio in Wien gewesen, wir hatten uns angefreundet und er bot mir an, eine Sommer lang bei ihm im Radio zu arbeiten. Keine Angst, ich kann kein Ungarisch, Danubiusz Radio war der Sender für die Sommergäste am Plattensee, und ich sollte auf Deutsch, Englisch und Französisch die Nachrichten zusammenstellen und auch verlesen, jeweils einmal am Tag und abwechselnd mit einem zweiten Kollegen.

Das versprach lustig zu werden, denn Viktor Orbàn war noch in der Opposition und in Budapest herrschte eine liberale Aufbruchsstimmung (die bekanntlich nicht gehalten hat). Egal. Ich mietete eine kleine Wohnung und begann, das Budapester Nachtleben zu erkunden.

Der Sommer '98 war die Zeit der grossen Umwälzungen in Europa, im Zuge derer plötzlich rund 250.000 DDR-Bürger in Budapest fest sassen, nachdem die Ostberliner Regierung sie hatte nach Ungarn ausreisen lassen. Doch die Osis wollten lieber in den Westen, die DDR verlangte von Budapest ihre Bürger zurück, was man dann auch nicht wollte. Schliesslich ging alles gut aus und der eiserne Vorhang fiel, doch eine Zeit lang wussten die Ungarn nicht, was sie mit all den Osis, komplett mit Trabis und klitzekleinen Wohnwägen, anfangen sollte, die die Strassen von Budapest verstopften. Also wiesen sie ihnen das Areal einer ehemaligen Mädchenschule in Buda zu, komplett mit einem grossen – eher verwilderten – Garten und einem Zaun drum herum.

Binnen zweier Tage hatten sich die Osis organisiert, gab es ein Lagerbüro und eine Müllabfuhr, war das Unkraut gejätet, der Müll entsorgt und das Gras gemäht, fein säuberlich reihten sich die Trabis und Wartburgs nebeneinander, wer keinen Wohnwagen hatte, schlief im Schulgebäude. Und die Budapester kamen am Wochenende, komplett mit der ganzen Familie, und bestaunten das alles, irgendwo zwischen bewundernd und verstört. Ich hab' mich richtig schief gelacht.

Am nächsten Wochenende fuhr ich über den Tag nach Wien und am Abend wieder nach Budapest zurück. Die Autobahn war noch nicht durchgehend, nach der Grenze ging die Strasse nach Győr durch die ungarische Pampa. Bei der Rückfahrt war es schon spät, rund 23:00, da standen plötzlich, knapp vor Mosonmagyarórvár zwei junge Mädchen auf der Strasse und winkten aufgeregt.

Ich blieb stehen und erwartete einen Schwall an Ungarisch, stattdessen kam reines Sächsisch, allerdings nur von einer, die andere weinte hemmungslos. Es stellte sich heraus, die hemmungslos Weinende wollte heute Abend über die Grenze nach Österreich fliehen, ihre sächselse Kollegin, die das schon im Vorjahr erledigt hatte, war extra nach Budapest gekommen, um ihr zu helfen.

Und ja, ein ungarischer Grenzsoldat hatte sie erwischt, die Papiere kontrolliert und sie wieder zurück nach Budapest geschickt.

„Sie werden uns den DDR-Behörden melden“ schluchzte das andere Mädchen jetzt, „es ist alles aus“.

Ich schwöre, ich habe von Mosonmagyarórvár bis Budapest versucht, den Mädels klar zu machen, dass genau das ganz sicher nicht passieren würde. „Ja, aber er ist doch ein Grenzsoldat ...“ – „Kind, er ist vor allem Ungar, und macht seinen Dienst genau so, dass es möglichst wenig zu tun gibt.“

Verhaften oder melden ist auf jeden Fall Papierkrieg, der mehrere Stunden Arbeit kostet, die nicht extra bezahlt werden, dafür dass das Mädchen sicher nicht in die DDR zurück geschickt würde, sonst hätten sie alle 250.000 Insassen in der alten Mädchenschule in Buda ... „er hat das einzig Richtige getan: Er hat dich einfach zurück geschickt.“

Eigentlich hätten sie nur auf Schichtwechsel warten müssen und es dann noch einmal probieren können.

Sie sahen mich an, als hätte ich etwas hoch Unanständiges von ihnen verlangt.

Ich hab sie dann auf der Pester Seite aussteigen lassen, noch immer nicht wirklich davon überzeugt, dass da nix mehr nach käme. Sie waren schon sehr brain washed, die Osis. Na, ja, die Ereignisse der folgenden Tage haben sie dann hoffentlich doch überzeugt.

Weil nämlich: Schon am 27. Juni hatten der damalige österreichische Aussenminister Alois Mock und sein ungarischer Amtskollege Gyula Horn symbolisch den der Grenze vorgelagerten Signalzaun durchtrennt, um den am 2. Mai 1989 begonnenen Abbau der Überwachungsanlagen durch Ungarn zu unterstreichen. Und für den 19. August war ein „Paneuropäisches Frühstück“ geplant. Dabei sollte, mit Zustimmung ungarischer und österreichischer Behörden, ein Grenztor zwischen Sopron und Sankt Margarethen symbolisch für drei Stunden geöffnet werden. Zwischen 400 und 700 DDR-Bürger nutzten das zur Flucht in den Westen. Das war der Beginn einer Entwicklung, die mit dem Mauerfall im November desselben Jahres endete. Und in der Verklärung der Erinnerungskultur verschmolzen die Durchtrennung des Stacheldrahtes und die Massenflucht bei Ödenburg zu einem einzigen Ereignis, eben besagtem Frühstück, komplett mit Denkmal mit der Aufschrift „Beginn der Wiedervereinigung“.

Und ich, als braver Radioreporter, war zumindest bei der symbolischen Öffnung des Tores dabei. Und hab wieder einmal nicht mitbekommen, an einem historischen Ereignis teilgenommen zu haben.

Sonst gibt es von meiner kurzen Budapester Zeit wenig zu erzählen, ausser dass ich kurzfristig zum Schabbesgoj der Budapester Jeschiwa wurde. Und das kam so.

In Budapest war während der ganzen Nachkriegszeit das Zentrum der rabbinischen Ausbildung in einer Jeschiwa mit angeschlossenem Internat, die in einem Gebäude am Jozsef Körút im vierten Stock untergebracht war. Da das ganze Haus der Kultusgemeinde gehörte, gab es im Erdgeschoss eine Hausmeisterwohnung, in der die Tochter des Schammes wohnte. Und es begab sich, dass ich an einem Freitag Abend bei ihr war, als ein Schüler, ganz aufgeregt auf ungarisch schnatternd, zur Tür hereinstürzte.

Es stellte sich heraus, dass es den Schülern, G*tt alleine weiss wie, gelungen war, den Wasserhahn am Gang im vierten Stock abzureissen, und jetzt strömte das Wasser fröhlich durchs Haus. Und weil schon Schabbes war, durfte von den Jungs keiner dran, und es durfte auch nicht Hilfe geholt werden.

Also stieg ich, selbstverständlich ganz unaufgefordert, mit einer Rohrzange bewaffnet in den vierten Stock, um dort, umringt von schnatternden Jünglingen mit wehenden Zizit und flatternden Pejes, den Schaden zu beheben.

Und wieder ein Karmapunkt für den kleinen Igler, denn bei G*tt, die kann ich alle brauchen.

* * * * *

Dazwischen ein wenig aus meinem Privatleben: Meine Freundin auf der Chinareise hiess Brigitte und kam aus Oberösterreich, um in Wien zu studieren. Wir waren Mitte der 80er zusammen gezogen und hatten einander doch sehr gern. Aber im Nachhinein betrachtet wurde auch in dieser Beziehung lange nicht so viel einander gegenseitig gesagt beziehungsweise erzählt, als es sich später als notwendig herausstellte. Ich hatte mir schon damals Gedanken darüber gemacht, warum ich in meinem Privatleben so oft mit Menschen zusammenstiess, oder anders gesagt, warum es so viele waren, die mich nicht mochten. Ich kann mich noch an eine Szene erinnern, wo ich heulend im gemeinsamen Bett sass und zu ihr sagte, mir wäre schon klar, dass ich so inkompatibel mit vielen Menschen wäre, aber ich könne nicht und nicht herausfinden, warum das so sei.

Normalerweise ist das dann der Moment, wo eins eine Therapie beginnt, aber das kam weder mir noch ihr in den Sinn. Und wir haben einander zwar viel von uns erzählt, aber bei weitem nicht alles. Vor allem die Situation mit meiner Mutter

war mir nicht wirklich bewusst, und Brigitte hatte auch eine dunkle Vorgeschichte, irgendwas mit Italien, von dem sie mir partout nicht erzählen wollte.

Am Anfang einer Beziehung ist ja alles spannend, aber nach einiger Zeit wird der Reiz des Neuen schwächer, das gilt für den Sex ebenso wie für den Rest. Und spätestens dann sollte so etwas wie Zuneigung, oder Liebe, wenn eins so will, entstehen, damit aus der Spannung der Anfangsbeziehung, aus dem Reiz des Neuen, eine stabile Beziehung wird, die sicher und fest in sich ruht. Aus heutiger Sicht waren wir ein schönes Beispiel dafür, das genau das nicht eingetreten ist.

Sprich: Wir haben uns langsam aber unbemerkt auseinander gelebt.

In Deutschland, wo sie für alles ein Wort haben, nennen sie das Beziehungsarbeit. Respektive die fehlende, wenn's denn nicht klappt. Denn, so weiss ich das heute, in der Zeit vom Urknall, wenn die Triebe den Verstand ersetzen, bis zu dem Zeitpunkt, meist ein oder zwei Jahre später, an dem Du Dir sagst: Was mache ich eigentlich hier, muss Du an der Beziehung ständig arbeiten, damit – vielleicht – mal was draus wird. Auf den anderen hören. Ihn oder sie ernst nehmen, auf den anderen eingehen. Es sind die kleinen Kompromisse des Alltags, die es am Ende ausmachen. Früher schlief ich im geheizten Schlafzimmer, heute mache ich immer das Fenster auf, weil meine Frau gerne bei offenem Fenster schläft. Irgend sowas. Möglichst viel, und ohne viel Aufhebens.

Mit Brigitte ist das, trotz gemeinsamer Chinareise, alles nicht gelungen. Und dann hatte ich sie betrogen, und als sie das entdeckte, ist sie Knall auf Fall ausgezogen. Und zwar so richtig: Als ich am vormittag die gemeinsame Wohnung verliess, war scheinbar noch alles in Ordnung, als ich am frühen Abend wieder kam, war sie einfach weg. Und blieb auch in der folgenden Zeit für mich unerreichbar, als sei alleine schon der Kontakt mit mir toxisch.

Ich fiel in ein ganz tiefes Loch, aus dem ich erst sechs Monate später und 25kg leichter wieder herauskam. Ich hatte währenddessen kaum gearbeitet, hatte die Wohnung, die wir gemeinsam bewohnt hatten, aufgegeben und mich in eine winzige Wohnung im dritten Bezirk, die mir mein Freund Roman zur Verfügung gestellt hatte, verkrochen.

Zeitweise kamen Freunde vorbei, gingen mit mir essen und sprachen mir Trost zu. Und zwischenzeitlich hatte ich viel Zeit nachzudenken, was ich denn alles falsch gemacht haben konnte, um in diese Situation zu kommen.

Weit bin ich nicht gekommen, dafür hat schon Bernadette gesorgt. Sie kam als Begleitung mit irgend einem Freund – ich glaub, es war Niki – und blieb. Berna war neunzehn und kam gerade von der Matura, ich war 37 und damit um eine Generation älter, und es wäre mir eigentlich nie in den Sinn gekommen, aber in ihrer bestimmten Art hat sie alle meine Bedenken zur Seite geräumt und sich in meinem Leben breit gemacht. Irgendwann stellte sich heraus, dass ihre Mutter

und meine Jugendfreundinnen waren, also zumindest sozial passten wir gut zusammen. Aber sonst war es ein einziger Wirbel, ein Strudel der mich hineinzog und mir wenig Zeit zu überlegen gab.

Sie zog dann schell in eine eigene Wohnung und liess mich bei sich einziehen. Nach einem halben Jahr ging sie für ein Jahr nach Bologna, um bei Umberto Eco Kommunikation zu studieren, ich hütete derweilen ihre Wohnung, zahlte die Miete und fuhr mit ihrem Auto herum.

Anfangs waren meine Besuche in Bologna noch bittersüss, später dann immer spärlicher. Denn die Flamme der Leidenschaft war, zumindest ihrerseits, ebenso schnell wie erloschen, wie sie aufgeflammt war, nur die Umstände waren ein wenig verschoben. Und nach einem Jahr kam sie wieder nach Wien und erklärte mir, ich müsse jetzt ausziehen, denn dieses Kapitel in ihrem Leben sei jetzt endgültig zu Ende.

Ich hatte mich in der Beziehung schon eingelebt, allerdings immer mit dem Hintergedanken, wie das denn in der Zukunft werden solle, also traf es mich nicht so hart wie bei Brigitte, aber dennoch war ich wieder einmal mit der Nase flach aufgeprallt, auf dem Boden und aus eigener Schuld.

Ich beschloss daher, erst einmal leise zu treten und mich, bis auf weiteres, in keine neuen Abenteuer zu stürzen, wie verlockend sie auch sein mögen. Schliesslich war ich in der Mitte meines Lebens angelangt und konnte dafür nichts wirklich Greifbares bieten: Eine kaputte Ehe, jede Menge kaputte Beziehungen, einen Beruf in dem nichts zu verdienen war.

Es musste sich etwas ändern. Das sah ich zwar zu diesem Zeitpunkt noch nicht so radikal, aber im Nachhinein betrachtet war es schon eine Art Wendepunkt in meinem Leben. Doch davon später, im nächsten Kapitel.

* * * * *

Und zum Abschluss noch ein kleiner Hubschrauberabsturz in Sibirien.

Und das kam so: Ich wurde eingeladen, teilzunehmen an einer Expedition zu den „kleinen Völkern des Nordens“. Das sind, entlang des nördlichen Randes von Sibirien, an die hundert Volksgruppen, manche nur 15.000 Personen, manche mehrere Millionen. Zu Sowjetzeiten kamen sie einfach nicht vor, jetzt unter den neuen Bedingungen in der russischen Föderation waren sie plötzlich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Geplant war, so weit in den Osten zu fliegen wie nur irgend möglich, den Rest würden wir mit kleinen Kettenfahrzeugen zurücklegen, die einen beziehungsweise zwei Anhänger mit Passagieren und/oder Fracht ziehen konnten.

Dazu muss eins wissen, dass der Nordosten Sibiriens über kein Strassennetz verfügt, die verschiedenen kleinen Siedlungen sind meist militärischer Natur und nur per Flugzeug zu erreichen.

Wir waren insgesamt rund vierzehn Journalisten und einige, meist russische Begleiter, und flogen vom Moskauer Flughafen Bykovo mit einer Antonov AN24 Richtung Osten. Bykovo ist der älteste und kleinste Flughafen Moskaus, zu Sowjetzeiten wurde er fast nur militärisch genutzt, die AN24 fliegt seit 80 Jahren und ist ein solides zweimotoriges Propellerflugzeug, das – so wie die Douglas DC3 und DC5 – weltweit auf unzähligen kleinen Nebenrouten Fracht und Passagiere transportiert, langsam und behäbig, dafür aber verlässlich.

Unser Vogel war ein Sondermodell, das unter der Bezeichnung AN30 lief und bei der die gesamte Kanzel, also der Vorderteil des Flugzeugs, einen gläsernen Boden hatte. Das Modell war zu kartographischen Arbeiten gebaut worden, so dass wir während wir gegen Osten flogen, einen wunderbaren Ausblick auf die Gegend hatten. Nicht, dass die Aussicht so prickelnd gewesen wäre. Es lag Schnee, und je weiter wir in den Osten kamen, desto dünner wurden die Zeichen der Zivilisation, wie Städte, Bahnlinien oder Strassen.

Jenseits des Ural gab es keine Strassen mehr und auch keine Bahnlinien, stundenlang konnte eins, am Boden der Kanzel sitzend, in die scheinbar unberührte weisse Landschaft starren. Wir flogen am Nordrand von Sibirien, entlang des Polarkreises, und die Aussicht war in etwa so spannend wie Farbe beim Trocknen zuschauen. Alle paar Stunden kam eine Ansiedlung in Sicht, erkennbar an der langen Fahne der Luftverschmutzung, mit der der Westwind die Landschaft markiert hatte, denn geheizt wird in all diesen kleinen Siedlungen mit einem Gemisch aus Kohle und Kohlenstaub, das meist fest gefroren irgendwo herumliegt und mit einem Krampen aufgebrochen werden will. Umweltverschmutzung galore, aber das ist in Sibirien das geringste der Probleme.

Die meisten dieser Kleinen Völker des Nordens leben so, meist am Nordrand von Sibirien, viele zählen nur ein paar tausend Mitglieder; die Weite und Undurchdringlichkeit der Landschaft lässt wenig Interaktion zwischen den einzelnen Gruppen zu, so dass sich jede Menge autochthoner Strukturen entwickeln konnten. Dazu kommt, dass hier bis zum Zerfall der Sowjetunion fast überall militärisches Sperrgebiet war, so dass relativ wenig über die Menschen bekannt ist. Wir sollten bis ganz ans Ende Sibiriens fliegen, dorthin wo die Beringsee Sibirien von Alaska trennt.

Auf der sibirischen Seite ist das der autonome Kreis der Tschuktschen, der ist flächenmässig in etwa so gross wie Alaska, darin leben noch etwa 15.000 Tschuktschen, um die Verhältnisse einmal zurecht zu rücken. Die Tschuktschen hatten sich noch im 18. Jahrhundert erfolgreich gegen die Kolonialisierung durch das zaristische Russland widersetzt, bis ein de facto Ausrottungskrieg, komplett

mit einem Aufruf zur Völkermord (der damals noch nicht so genannte wurde), vor knapp zweihundert Jahren die Unterwerfung vervollständigte. Seither sind „die Tschuktschen“ in Moskau so etwas wie die Burgenländer in Wien, oder die Ostfriesen in Deutschland, ein Synonym für absolutes Hinderwäldlertum. Als ich etwa Moskauer Freunde von der geplanten Reise erzählte, waren sie leicht verstört: „Dort kann eins hinfahren? Die gibt’s noch?“.

Dabei sind die Tschuktschen noch gut bedient vom Schicksal, denn die Russen waren bei der Eroberung ihres Kolonialreichs nicht zimperlich und haben dabei andere Völker komplett ausgelöscht. Zum Beispiel die Tscherkessen, deren Hauptstadt dort lag, wo heute Sootchi ist, am Schwarzen Meer. Im Gegensatz zu anderen Kaukasusvölkern, etwa den Tschetschenen oder den Georgiern, hatte sich die Tscherkessen geweigert, ihr Knie vor dem Russischen Doppeladler zu beugen und wurden daher 1864 mehr oder minder komplett ausgerottet.

Ein genaueres Studium der neuzeitlichen Geschichte Russlands zeigt, wie unheimlich grauslich sie mit ihren Nachbarn umgegangen sind und noch umgehen, wenn man sich die Situation heute ansieht. Ja, ich bin schon wieder ruhig.

Bis ganz ans Ende konnten wir nicht fliegen, weil es dort keinen Flugplatz gab, wo wir hin wollten, also stiegen wir, nach drei Tagen Flug durch die absolute sibirische Einöde, auf Hubschrauber um: Auf dem Flugfeld der am weitesten östlich gelegenen Militärstation, sorry, ich weiss wirklich nicht mehr, wo das genau war, jedenfalls standen dort zwei Mi8 Hubschrauber, wie sie zu tausenden weltweit herumfliegen, und unsere Begleiter baten uns, einfach einzusteigen und sich dabei auf die beiden Maschinen halbwegs gleichmässig zu verteilen.

Nach etwa drei Stunden Flug gingen wir bei einer Siedlung nieder, stiegen aus und sahen uns um. Dann kam plötzlich Unruhe auf, unsere Begleiter sprachen aufgeregt Russisch und schauten betreten. Schliesslich kam einer von ihnen zu uns und teilte mit, der andere Hubschrauber sei abgestürzt. Mehr wisse man auch nicht, aber wir müssten jetzt hier bleiben, bis Moskau wieder Flugerlaubnis gebe.

Anschliessend verbrachten wir sechs Tage in einem Loch am Ende der Welt.

Bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhundert lebten die meisten nomadischen Völker des sibirischen Nordens noch in ihren angestammten Lebensformen, dann brach die sowjetische Kolonialisierung über sie herein. Die Russen nahmen ihnen Herden und Hunde weg und zwangen sie in sesshafte Siedlungen. Meistens waren das einfache Barracken auf einer Betonplatte, die auf dem Permafrost aufsass.

Militärische Einrichtungen wurden beim Bau tiefer in den Permafrost eingebettet. Dazu wurde mit grossem Druck Wasserdampf in ein Loch in den Boden geblasen und anschliessend mit Beton vergossen. Bei einer anderen

Gelegenheit hatte ich da mal zugeschaut: Der Dampf, der aus dem Bohrloch schoss, gefror in der eiskalten Luft zu bizarren Fontänen, die zu grossen Haufen erstarrten; anschliessend schob ein Bergepanzer den Haufen gefrorenen Dampf weg und das nächste Loch wurde gebohrt. Nicht so die Unterkünfte für die Indigenen, die auf einfachen Platten ohne Fundamente errichtet wurden, mit dem Klimawandel begannen die Böden aufzutauen, zumindest in den Sommermonaten, und die Barracken brachen teilweise auseinander.

Als sie noch nomadisch lebten, warfen sie ihren Müll, einschliesslich der eigenen Fäkalien, einfach vor das Zelt oder den Wohnschlitten, schliesslich bestand alles was sie hatten aus organischem Material ihrer tierischen Beute. Das machen sie auch heute noch, nur dass sie nicht weiter ziehen, auch besteht ihr Müll jetzt mehrheitlich aus Konservendosen und Plastikverpackung, Zivilisationsmüll sozusagen. Der liegt jetzt dort herum, seit der Zwangsansiedelung, das ist nun auch schon ein paar Jahrzehnte her.

Und wenn es taut, beginnt die ganze Siedlung höllisch zu stinken.

Arbeit gibt es keine mehr, die Fischfabrik hat längst geschlossen, es gibt auch kaum mehr Treibstoff mehr für die Motorschlitten, also hängen sie mehrheitlich herum und betrinken sich. Nach wie vor schlafen sie alle gemeinsam in einem grossen Lager, ein grosses Problem ist zum Beispiel, dass sich die betrunkenen Mütter oder Väter in ihrem Rausch über die Kleinkinder wälzen und sie ersticken.

Als wir dort waren, gab es noch einen einzigen Russen in der Siedlung, den Lehrer. Wir schliefen in der Schule, die des nächtens vom Lehrer abgesperrt wurde, weil er sich vor den betrunkenen Einheimischen auf der Suche nach Alkohol fürchtete, denn diese konnten ziemlich rabiat werden. Wir haben etliche Nächte damit zugebracht, den randalierenden Tschuktschen zuzuhören, wie sie an den Türen und Fenstern rüttelten, respektive dem Lehrer, der sich über sein Schicksal beklagte.

Der Frühling brachte es mit sich, dass die Schneedecke aufzutauen begann, wer tagsüber draussen herumspazierte – und nicht wie die Einheimischen an der Farbe der Schneedecke erkannte, wo sie brüchig war und wo nicht – brach ein und stand dann bis zur Hüfte in einem Gemisch aus Schlamm und eiskaltem Wasser. Dazu kam ein ewiger Nebel, der das ganze Land in ein trübes Licht tauchte.

Der Nebel war auch der Grund des Absturzes, wie wir später erfuhren: Der Pilot hatte die Orientierung verloren oder nicht auf seinen künstlichen Horizont geachtet, jedenfalls war er direkt in den Boden geflogen, wobei die Maschine auseinander brach.

Wir sind dann schweigend drei Tage in der kleinen Antonov nach Moskau zurückgeflogen.

Drei Monate später gab es ein Wiedersehen der Überlebenden, der Sponsor hatte uns in Paris in das Restaurant auf der ersten Plattform des Eiffelturms eingeladen, wir saßen betreten herum und fragten uns, warum ausgerechnet wir überlebt hatten und die anderen nicht.

Spätestens da war der Moment gekommen, wo ich mir sagte: Es reicht. Ich muss aufhören, vor mir selbst davon zu laufen, nach Timbuktu, in die Taklamatan oder sonst wohin.

Und so war es denn auch: Die Reise zu den kleinen Völkern des Nordens war meine letzte.

Kapitel 14

Und irgendwann bleib i dann durt

Lass alles liegen und stehen

Geh' von daham fia immer furt

STS (Irgendwann bleib' ich dann dort)

Ich war jetzt 46 Jahre alt und immer noch auf der Suche. Auf der Suche nach meinem kongenialen Gegenstück, einer Partnerin die gleichzeitig Freund und Familie sein sollte, bei der ich mich nicht verstellen musste, jemand bei dem ich so sein konnte, wie ich war, jemand, der mich nicht trotz meiner Fehler liebte, sondern um meine Fehler willen, weil es die Fehler sind, die einen Menschen ausmachen, mehr als die guten Seiten.

Nicht, dass ich es nicht probiert hätte. Die Zahl der Beziehungen, in denen ich genau das gesucht habe, ist mehrstellig und es steht keine eins oder zwei davor. Manche dauerten nur wenige Wochen, manche mehrere Monate, die längsten ein Jahr oder zwei, nur meine Ehe hatte länger gedauert, allerdings nur auf dem Papier. Gerade in meiner Ehe war ich wirklich fest entschlossen, dass es diesmal klappen würde, umso mehr bin ich gecrasht, als es dann doch nicht funktioniert hat.

Irgendwann war mir dann schon klar geworden, dass es wohl auch substantiell an mir liegen müsse, aber irgendwie scheute ich mich, den Weg der Therapie zu gehen – was soll ich wildfremden Menschen erzählen, wie es in mir aussieht, oder so ähnlich.

Und jetzt ist genug mit dem Gesülze, denn es gilt zu erzählen, dass genau das passiert ist: Mit 46 Jahren (erst) bin ich meinem Lebensmenschen begegnet, meiner Uli.

Und, um es kurz zu machen: Wir sind jetzt seit 25 Jahren zusammen und so wie es aussieht wird das so bleiben bis einer von uns – wahrscheinlich ich – den Löffel abgibt. Weil dann sind wir zwar noch immer zusammen, aber irgendwie, na Sie wissen schon, anders halt.

25 Jahre sind ein Drittel meines Lebens, aber so wüst und verrückt die ersten zwei Drittel abgelaufen sind, so unspektakulär war das letzte Drittel. Aber immer schön der Reihe nach.

Als wir uns trafen, lebte ich zusammen mit zwei meiner drei Kinder in einer Dachbodenwohnung am Antonsplatz in Favoriten. Später zogen wir, zusammen mit meinem Neffen, in eine alte Villa des Cottageviertels von Schloss Laxenburg in Wien. Es war ein ziemlich abgerocktes Gebäude, mit viel Stuck an den Decken,

dafür aber ziemlich baufällig, es hatte einen kleinen Garten und grenzte direkt an die Südbahn. Meine Freundin Isabella und ich führten in der Villa auch eine kleine PR-Agentur, die sich so recht und schlecht durchs Leben schleppte. Wir hatten ein paar witzige Kunden, darunter Philips, Kodak und Nivea, aber so richtig reich geworden sind wir auch nicht. Aber es war eine lustige Zeit, wir legten einen kleinen Gartenteich an und meine ältere Tochter konnte ihre gärtnerische Begabung entfalten.

Knapp vor der Jahrtausendwende gaben wir die Villa auf, mein Sohn zog mit einem Kumpel in seine erste Wohnung, meine Tochter erwarb eine Wohnung in einem schicken Wohnturm im zehnten Bezirk, und mein Neffe hatte seine Matura bestanden und zog in die Welt hinaus, diese zu erobern. Uli, die als einzige den Zugverkehr immer als störend empfunden hatte, zog in ihre Dachgeschosswohnung nach Währing zurück und nahm mich mit, während meine Freundin Isabella und ich das mit der Agentur ein wenig einschliefen liessen, weil ich einen Job bei der neu gegründeten Tageszeitung *WirtschaftsBlatt* als Ressortleiter angenommen hatte, während Isabella als meine Stellvertreterin mitgezogen war.

Uli und ich rauchten uns zusammen, in einer Zeit, die schon einige Jahre gedauert hat. Wir gingen in eine gemeinsame Therapie bei einem Mann, der mit meiner Wut wenig anzufangen wussten – in einer Sitzung schlug ich mit der Faust gegen die Wand, das hat ihn ziemlich verstört. Anders in der Gruppentherapie, für die wir eine Woche in ein kleines Alpendorf fuhren. Der Therapeut wusste mit meiner Wut gut umzugehen, ich habe bei ihm viel aufgearbeitet. Uli, die ihn schon von frühe kannte, berichtete von einigen Übergriffen seinerseits, Frauen gegenüber. Dazu kann und will ich mich nicht äussern, aber mir hat er geholfen, den Stau in mir aufzulösen und mich meinen Dämonen zu stellen, allen voran die Angst, verlassen zu werden (no na, bei meine Geschichte), nicht akzeptiert zu werden, mit allem was damit verbunden ist, wie Klammern und Klugscheissen. Von dort an ging es dann langsam, aber stetig bergauf.

Uli hat mir damals vorgeworfen, sie sei nie in mich verliebt gewesen und sie vermisse das. Ich habe das anders gesehen. Verliebt sein ist ein, für mich zumindest, ein eigener Zustand, so wie ein chemischer Prozess, aber in der Psyche, wo eins einiges einfach weg schaltet und den Partner idealisierend sieht, mit rosa Wölkchen & Co. Das hält aber nie lange, allerhöchstens ein Jahr oder so, dann holt einen der Alltag ein und plötzlich sieht eins den Partner so wie er ist. Das war bei mir immer der Zeitpunkt, an dem die jeweilige Beziehung wieder zu zerbrechen begann.

Ich bin überzeugt, dass Zeit ein wichtiger Faktor ist und Liebe viel mit Gewohnheit und Vertrautheit zusammen hängt. So wie Professor Higgins in *My*

Fair Lady singt: „I’ve grown accustomed to her face ...“ ein Gefühl der Sicherheit und des „sich nicht verstellen müssen“.

* * * * *

Nun, da ich nicht mehr dauernd auf Achse war, konnte ich mich wieder einem meiner Hobbys widmen, dem Singen. Also dem im Chor singen. Alleine kann eins ja wunderbar in der Badewanne oder in der Dusche singen, und früher, zur Gitarre, konnte eins auch einmal ein Mädchen beflirten, so mit Moustaki und Bob Dylan. Aber das wirklich eindrucksvolle ist, wenn ein ganze Chor ertönt, das rockt dann noch einmal ganz anders.

Wer im Chor singen will, beginnt mit dem lokalen Kirchenchor. Dort habe ich schon in Reutte gesungen, so Dinge wie „Die Himmel rühmen“ oder „Grosser G*tt, wir loben Dich“, die deutsche Fassung des altehrwürdigen „Te Deum“, im vierstimmigen Satz, eine ganze Orgelmpore voll, das kann was.

Ich hab ja auch meine Frau und Mutter meiner Kinder im Kirchenchor kennen gelernt, diesmal in der Pfarrkirche ich 8.Bezirk, genannt „Maria Treu“, wo ich dereinst die Volksschule absolviert hatte, wir haben hier auch geheiratet, und natürlich sang beim Auszug der Cho für uns das „Halleluja“ von Händel, wir haben unten fast mitgesungen.

Und ja, wir sind als Kirchenchor auch ausserhalb der klassischen Liturgie aufgetreten, wir waren zwei mal am Karintischen Sommer dabei, mit barocker Chormusik in der Stiftskirche, da wusste ich noch gar nichts davon, dass das hier einmal meine Heimat werden würde.

Später habe ich im Chor der Wiener Jeunesse, dem so genannten „Jeunessechor“ gesungen, der, wie schon sein Name besagt, aus eher jungen Menschen besteht, aber durchaus professionell geführt wird. So habe ich mit der Jeunesse unter Giulini gesungen, aber vor allem auch unter Leonard Bernstein. Seine „Symphony N. 3 Kaddish“ hat er 1963 komponiert und mit dem Israel Philharmonic Orchestra uraufgeführt. Kaddish ist eines der ältesten Gebete im Judentum und enthält noch aramäische Fragmente, Bernstein komponierte es für Chor und Orchester und eine Sopransolostimme, wir sangen die europäische Uraufführung mit ihm in Berlin, ebenfalls mit dem Israel Philharmonic.

Als Bass stehe ich üblicherweise hinter den Streichern, also vom Publikum aus gesehen links. Damals war die israelische Bassgeigerin eine junge, eher kleine und ganz schmale Dame, von der wirklich nur der Kopf und die beiden Ärmchen hinter dem doch recht gewaltigen Kontrabass hervorsah, wir fanden das alle

lustig. Aber Bernstein war phantastisch als Dirigent, er trieb uns zu ungeahnten Höhen und wir haben ihn alle sehr verehrt.

Bernstein war eitel und wollte in der Öffentlichkeit keine Brille tragen, also hatte er eine Partitur so gross wie ein Bettuch, einer seiner Begleiter trug sie vor ihm auf die Bühne. Und nach dem Schlussakkord, aber noch der ersten Verbeugung, schoss „Lenny“, wir wir ihn nannten, hinter die Bühne aka zum Ausgang, wo schon ein anderer Begleiter mit einer brennenden Zigarette und einem grossen Glas Whisky auf ihn wartete.

Derart professionell zu singen erfordert viel Übung. Ganz nach der Geschichte, in der ein junger Mann mit einem Geigenkasten an der Haltestelle vor der Oper eine alte Dame fragt, wie er denn hier ins Konzerthaus käme. Worauf sie ihn anlächelt und sagt: „Üben, junger Mann, üben und noch einmal üben.“ Das bedeutet bei einem Chor: Chorproben mindestens zweimal die Woche jeweils mindestens zwei Stunden, vor Aufführungen auch öfter und länger, das ging sich mit meinen Reisen irgendwann einmal nicht mehr aus

Und jetzt, so mit fünfzig, sich in der Jeunesse um Wiederaufnahme ... das passte irgendwie nicht mehr. Also fand ich den perfekten Ersatz, den damals gerade gegründeten „Wiener Jüdischen Chor“, in dem ich über zehn Jahre begeistert gesungen habe.

Uli und ich lebten uns derweilen zusammen, in ihrer Dachbodenwohnung im achtzehnten, Jahr für Jahr fanden wir immer besser zueinander. Nicht dass es keine Reibereien gegeben hätte, i wo. Wer uns kennt, weiss dass wir es beide können, aber wir gingen gemeinsam in Therapie und lernten von einander. Höhepunkt war die Sache mit dem Aschenbecher: Ich hatte eine Sammlung von denen aus verschiedenen Ländern und Hotels, darunter einen für den französischen Anisschnaps Pernod. Uli, die zu Anfang nicht gut im Streiten war und viel in sich hineinfress, hatte die Angewohnheit, ab einem gewissen Punkt mit Sachen zu werfen, hauptsächlich Geschirr, das sie am Fliesenboden der Küche zerschellte. So auch besagten Aschenbecher. Der war allerdings aus dem klassischen Industrieglas hergestellt, aus dem auch dereinst die Gläser bei IKEA waren, das ist ziemlich unzerbrechlich. Und als Uli den armen Aschenbecher mit Verve auf den Boden schmetterte, zerbrach er nicht in tausend Stücke, sondern hüpfte – padoing, padoing, padoing – wie ein Gummiball durch die Küche und ins angrenzende Wohnzimmer.

Wir haben uns angeschaut und konnten beide das Lachen nicht verkneifen. Das war der auslösende Moment. Nicht, dass wir seither nicht mehr gestritten hätten, aber wir haben es jedesmal ausdiskutiert, und ich habe dabei gelernt, auf den anderen zu hören und mich selbst zurückzunehmen.

Uli und ich entwickelten die Idee, dass es hübsch wäre, auf's Land zu ziehen, weg von der Hektik und dem Gestank der Stadt. Ein Schelm, wer jetzt an Midlife Crisis denkt. Jedenfalls fuhren wir an zahlreiche Wochenenden quer durch Niederösterreich, um uns zum Kauf angebotene, mehr oder minder derelikte Häuser anzusehen. Angeblich weiss jeder, wo er gerade war, als die Flugzeuge ins World Trade Center flogen. Also wir waren im Waldviertel, einen schönen Hof ansehen, der aus Lehmziegeln errichtet worden war. G*tt sei Dank haben wir ihn nicht gekauft, wir hätten uns daran verblutet. Aber schön war er.

Allerdings haben wir uns ein paar Jahre später einen halbfertigen Rohbau auf einer kleinen Insel vor Split in Dalmatien gekauft, und sind dort auch tatsächlich hin gezogen. Und das kam so:

Mein Freund Roman hatte eine Mutter, die als Bühnenausstatterin an der Volksoper arbeitete und dort den wunderbar schwulen Tänzer Nicky kennen gelernt hatte, der von besagter Insel stammte. Und so kam die Sache mit der Insel namens *Šolta* zustande, einer kleinen Insel, rund eine Stunde mit der Fähre von Split weg..

Als wir das Haus erwarben, war der Krieg um die Unabhängigkeit Kroatiens gerade vorbei, auf der Fahrt von *Sinj* nach *Split* fuhren wir mit dem Auto bei *Karlovac* durch ehemaliges Kampfgebiet, vorbei an zerschossenen und ausgebrannten Häusern, das wirkte alles sehr gespenstig.. Die Insel selber war verträumt und irgendwie in den fünfziger Jahren hängen geblieben, die Verbindung zum Festland war zweimal am Tag eine kleine Fähre, auf die gerade einmal dreissig Pkw passten, unser Haus war ganz am Ende der Ortes in einem Pinienwald, in dem im Sommer die Grillen ihr ohrenbetäubendes Konzert gaben. Im Sommer gab es auch ein wenig Tourismus, aber im Winter sahen wir manchmal tagelang keinen Menschen. Nur das Meer rauschte immer, einmal lauter, einmal weniger. Es war alles sehr malerisch, wir sassen am Abend im Hafen, die kleinen Wellen zwischen den Fischerbooten liefen wie spielende Kinder hin und her, und am Nebentisch waren ein paar Inselbewohner so angeregt, dass wir befürchten mussten, sie würden gleich zum Singen anfangen, jetzt sofort.

Taten sie nicht, im Gegenteil, sie haben sich ordentlich gefetzt, aber das wussten wir nicht, wir konnten ja kein Wort Kroatisch ausser Bitte und Danke, *molim* und *hvala*. Später änderte sich das, plötzlich verstanden wir, zumindest rudimentär, worum es an den jeweiligen Nachbartischen ging, das war dem Charme dann ziemlich abträglich.

All das hat sich in den zehn Jahren die wir dort ansässig waren gründlich geändert. Zwar rauscht das Meer noch immer. aber die Autobahn führt durchgehend von Wien nach Split, die Insel hat eine neue Anlegestelle und die Fähren fassen mehr als hundert Autos und verkehren fünf mal täglich, in der Saison sieben mal. Im Ort steht ein funkelnagelneuer Supermarkt mit

angeschlossener Tiefgarage und die Preise sind nicht mehr in Kune und Lipe, sondern in Euro, und unser ehemaliges Haus ist umgeben von neu erbauten Ferienhäusern. Mit einem Wort: Der Charme ist futsch, in knapp zehn Jahren hat die Moderne zugeschlagen, und das heftig..

Dabei haben wir uns wirklich bemüht, uns anzupassen, wir kauften unsere Pkw lokal und hatten kroatische Kennzeichen, ich ging in einen Sprachkurs und hatte eine Aufenthaltserlaubnis in meinen Pass gestempelt (die ich heute nicht mehr brauchen würde, denn seither ist Kroatien ja der EU beigetreten). Ein echtes Problem war die überall herrschende Korruption. Anfangs fanden wir es ja noch lustig, wenn eins überall Schmattes geben sollte. Darüber hinaus galten wir (und gelten noch heute) als fürchterlich reich, sonst könnten wir uns ja kein Haus kaufen und scheinbar ohne Arbeit leben. Dass das nicht stimmt, dass ich die ersten Jahre noch im home office für das Wirtschaftsblatt arbeitete und dann in Pension ging – egal. Fremde muss eins schröpfen dazu sind sie da. In der Verwaltung, auf dem Grundbuch, bei der Müllabfuhr – egal wo, wer nicht „ein bisserl was“ dazu zahlt, bleibt über. Und trotz Sprachkurs sind meine Kroatischkenntnisse dennoch rudimentär geblieben und ich kann mich nicht wirklich wehren.

Mit einem Wort: *Going local* ist krachend gescheitert, trotz aller guten Vorsätze.

Selbst das mit dem Segeln hat sich erledigt. Ihr erinnert euch: Angesteckt von der kleinen Apothekerstochter aus St. Malo mit ihrer 420er Jolle war ich seither begeisterter Segler und liess keine Gelegenheit aus. Salzwasser segeln, wohlgemerkt. Ich hatte dereinst zusammen mit meinem Freund Roman den A-Schein auf dem Mondsee gemacht und es als eine fade Partie erachtet. Ja, wenn man denn am Wasser leben würde, dann könnte man ja auch dann segeln, wenn was los ist, dem war aber nicht so, und alle meine Süßwasermatrosenversuche, sei es an der alten Donau oder auf dem Neusiedlersee, waren eher ereignislos. Ein 5er Beaufort und 45° in den Wind, da legt sich so eine Jolle ordentlich hinein, dass die Gischt nur so fetzt – aber nicht auf der alten Donau.

Also fuhr ich, noch während meiner Ehe, mit Karl ans Mittelmeer. Karli war der Lebensgefährte einer Kollegin meiner Frau aus der UNO und verdiente sich im Winter seine Brötchen als Skilehrer am Arlberg. Und im Sommer ging er segeln, dazu besass er eine gerade mal sieben Meter lange Jolle aus Sperrholz, und mich nahm er dann mit, zum Skifahren ebenso wie zum Segeln. Es gab einige steile Rinnen, in die ich mich ohne Karls Rufe „heast scheiss di ned an“ nicht getraut hätte, und einige Stürme in der Ägäis, in denen ich mich alleine auch – äh, sie wissen schon was.

Karl hatte ein seliges Gottvertrauen in seine Navigationskünste, also hatten wir nur einen Kompass und ein paar ältere Segelkarten an Bord. Allerdings war der Kompass nie ordentlich genordet worden und zeigte daher beharrlich drei Grad zu weit westlich an. Karl meinte, das sei egal, weil in der Ägäis stosse man

sowieso immer auf die nächste Insel, aber ein paar Mal sind wir schon an Land gegangen und haben uns erkundigt, wo wir denn seien, um es anschliessend auf der Karte zu suchen.

So kamen wir auf Inseln, auf die wir sonst nie gekommen wären. Vier Quadratkilometer, zwanzig Bewohner, und wenn der einzige Wirt um zehn Uhr seinen Generator abdrehte, sassen wir in der ägyptischen Finsternis und im ewig heulendem Meltemi. Sehr malerisch, nur dass am nächsten Tag der Meltemi – bei strahlendem Sonnenschein – noch viel stärker blies, so dass wir uns entschlossen, einen Tag Pause einzulegen. Wer die Ägäis und besagten kalten Fallwind aus dem Norden, den die Griechen Meltemi nennen, kennt, weiss dass so eine Wetterlage auch länger anliegen kann. Am vierten Tag hatten wir alle drei Buchten der Insel inspiziert und uns, mangels Bewohner, Tieren oder Vegetation, mit jedem einzelnen Felsen angefreundet, alles bei gleissender Sonne und heulendem Meltemi, also fuhren wir am nächsten Tag, Meltemi hin oder her, wieder weiter.

Tief braun gebrannt und mit entsprechender Haarpracht, zerzauste Bärte und alles, liefen wir noch am selben Tag, spät am Abend, in die Bucht von Santorin ein. Die Zivilisation hatte uns wieder. Diese, in Form einer Sommerdisco oben auf der Höhe, spielte „Cocaine“, geschrieben von J.J. Cale und gesungen von Eric Clapton, ungefähr fünf Mal pro Stunde, und zwar so laut dass es durch die ganze Bucht hallte. Power play heisst das in der Branche. Nach einer weiteren halben Stunde, dem obligaten Lebensmitteleinkauf zu Apothekerpreisen und zwei weiteren „Cocaine“ Powerplaybeschallungen, sahen Karl und ich uns wortlos an, holten unser Ankerchen ein und fuhren zurück in die vom Meltemi durchbrauste Nacht.

Jetzt hatte ich ja das Meer vor der Nase, jeden Tag, und jede Menge Möglichkeiten, der Segellust zu frönen. Also machte ich mein Küstenpatent beim Hafenmeister und wir begannen, auf diversen gemieteten Segelbooten, die dalmatinische Küste unsicher zu machen. Wir bedeutet in diesem Fall meine Uli sowie fallweise weitere Passagiere, zum Beispiel Roman, mit dem zusammen ich schon seinerzeit von Segeln geträumt hatte, da war von einem Haus auf Šolta noch keine Rede.

Es war dann teilweise sehr schön und dann auch wieder ernüchternd. Beginnend damit, dass Uli in ihrer Kindheit von ihrem Vater auf einem Katamaran ins Wasser geworfen wurde, indem dass der Kat kenterte und Uli unter das Segel kam, also wurde sie jedesmal unruhig, wenn sich unser Boot ein wenig in den Wind neigte. Krängen heisst das in der Seglersprache und ist auf einem modernen Kielboot ganz ungefährlich, aber Uli sah das anders. Also versuchte ich, nicht allzu hart am Wind zu fahren. Allerdings haben wir auch paar schicke Anfängerfehler gemacht, zum Beispiel auf Cres nicht an der Mole zu übernachten, wegen der dort lärmenden Touristen, sondern mitten in der Bucht zu ankern.

Mitten in der Nacht begann der Anker zu slippen und der Meltemi, der in Dalmatien Bura heisst und auch Nachts weht, trieb uns direkt auf eine Felswand zu. In letzter Minute bin ich aufgewacht und an Deck gestürmt, um den Motor zu starten und mit Vollgas die Situation zu retten. Gott alleine weiss warum, im Nachhinein bilde ich mir ein, der Wind habe so nahe an der Felswand anders geklungen. Na ja.

Am nächsten Tag haben wir festgestellt, wie sehr das in die Hose hätte gehen könne und waren eine Zeit lang etwas kleinlaut. Schliesslich zerdeppern in Dalmatien jedes Jahr ein paar so Süswassermatrosen wie wir ihre gemieteten Boote, und manchmal geht das auch nicht so lustig aus.

Dennoch kam es, wie es kommen musste: Ich wollte mein eigenes Boot. So ein Segelschiff, ein schönes, grosses, konnte ich mir nicht leisten, die Dinger kosten ab sechsstellig, also kaufte ich ein kleines Fischerboot. Das würde auch nicht so krängen wie ein Segelboot, vielleicht würde das der Uli besser gefallen, das war mein erster Irrtum. Die Dinger wurden und werden in Split hergestellt, eins kauft sich den Kunststoffrumpf und baut dann drauf auf, was eins so will. Die Dalmatiner nennen es ein *Petossam*, das bedeutet fünftzig, und genau lange ist die Nusschale auch. Ich hatte schon einen Motor, und der ganze Holzaufbau und so dauerte noch einmal ein Jahr, aber dann liessen wir das Ding endlich zu Wasser.

Die zwei glücklichsten Tage, so geht ein Bonmot, im Leben eines Bootsbesitzers, sind der Tag, an dem er das Boot kauft sowie der Tag, an dem er es wieder verkauft. Und genau so war es.

Ich hatte es, wie so vieles andere auch, total überschätzt: selbst zwischen den Inseln ist das Meer so gut wie nie glatt, denn es geht so gut wie immer ein Wind, weshalb ja auch so viele Segler hier her kommen. Für eine kleine Nusschale ist das bisschen Seegang meist ungemütlich bis anstrengend, vor allem wenn die eigene Rumpfgeschwindigkeit höchstens sechs Knoten beträgt, das sind bei freundlicher Umrechnung zehn km/h, und obwohl rund um die Insel andere Inseln liegen, durchaus in Sichtweite, dauert es immer stundenlang, bis eins dort auch hinkommt. Also zwei Stunden durchgeschüttelt werden, um nach der Ankunft einen Kaffee im Hafen zu trinken und dann, weil der Wind leider ungünstig steht, vier Stunden zurück zu brauchen, etwas seekrank und leicht durchnässt, weil Dir bei der Rückfahrt der Wind nicht nur ins Gesicht, sondern auch die Gischt Deiner Bugwelle um die Ohren bläst – da kann sich eins bald auch etwas Besseres für einen Tagesausflug vorstellen.

Ganz zu schweigen von der besten aller Ehefrauen, die sich von Anfang an weigerte, mit zu fahren.

Und ganz zu schweigen auch von der endlosen Diskussion, wo das gute Ding denn liegen sollte. Ein Platz im Hafen? Für einen Zugereisten wie mich? Was habe ich mir denn da gedacht? Einen Liegeplatz für Sommertouristen hat man mir angeboten, zu freundlichen Konditionen. Um das Geld für den Liegeplatz hätte ich mir locker für zwei Wochen jedes Jahr ein Segelboot chartern können.

Das Mittelmeer ist, weil es so abgeschlossen ist, deutlich salziger als der Atlantik, die Adria ist nochmal ein wenig salziger, selbst ein Kunststoffrumpf will da jedes Jahr im Winter an Land gezogen und dort gereinigt werden, von dem Zeug, das sich da ansetzt, der Motor will ein Service, weil dem tut das Salzwasser auch nicht gut – es gibt viele Gründe, warum die meisten Šoltani, so sie keine Fischer sind, kein Boot haben. Weil: Wozu?

Nach drei Jahren hab' ich das Boot, das ich *Sovica*, also Eulchen, getauft hatte, dann auch wieder verkauft. Mit leiser Wehmut sah ich zu, wie einer kam mit einem Lkw mit Kran, meine Sovica hochhob und damit in Richtung Fähre verschwand. Und dann war ich plötzlich ganz erleichtert.

Und wieder was gelernt.

Alles in Allem lässt sich von unserer dalmatinischen Phase sagen, dass es geografisch gepasst hat – das Land ist wunderschön und wird, wenn eins es näher kennt, immer schöner, aber die soziale Komponente war, wie soll ich es sagen, etwas dürftig. Insofern nämlich, dass Split die absolute Provinz ist, und mangelnde Sprachkenntnis tat das übrige, den intellektuellen Anforderungen nicht zu genügen, sprich: Kein Theater, keine Diskussionsabende, weder mit Freunden noch öffentlich, keine Konzerte, sieht eins einmal von dem einen Bob Dylan Konzert ab (und das war in Varaždin, am anderen Ende von Kroatien), und jeden Abend Sonnenuntergang mit Palmen reicht leider nicht für ein erfülltes Leben.

Und dazu kommt, dass die Dalmatiner gerade in Split und auf den Inseln ziemlich heftige Nationalisten sind, um es einmal höflich auszudrücken, und auf Ausländer nur als Touristen scharf und nicht als permanente Nachbarn, die einem dann noch dauernd erzählen, wie sehr die Umwelt an der Küste versaut wird und wie grauslich die Dalmatiner mit ihren Tieren sein können.

Wobei es mit zunehmendem Alter auch immer mühsamer wird, sich dem permanenten Druck der Korruption zu widersetzen. Mit viel Geld liesse sich das wahrscheinlich erledigen, aber erstens hatten wir nicht so viel, zweitens hinterlässt es selbst dann doch ein maues Gefühl, dauernd ums Ohr gehauen zu werden, auch wenn es nicht weh tut, und drittens wenn ich so viel Geld ausgeben wollen würde, kann ich gleich nach Südfrankreich auswandern, dort kann ich wenigstens die Sprache ordentlich.

Was schlussendlich den Ausschlag gab, war die Hitze. Der Klimawandel führt dazu, dass es an der Adria so heiss wird wie in den Tropen, sprich: wochenlang jeweils zwischen 30 und 35 Grad Celsius, das hab' ich gesundheitlich echt nicht mehr ausgehalten.

Weil Uli auch etwas in Kärnten haben wollte, hatten wir ein Holzhaus auf 1000 Meter Seehöhe südlich von Völkermarkt erworben, eine Zeit lang haben uns im Sommer dorthin zurückgezogen und das Haus auf der Insel an Sommergäste vermietet. Das ist auch mässig befriedigend und am Ende des Tages den Aufwand nicht wert.

Also haben wir, nach zehn Jahren und schweren Herzens, das Haus auf der Insel wieder verkauft und sind ganz auf unsere Alm gezogen.

Und zum Abschluss: Sollte mich wer fragen, wieso wir es dann doch zehn Jahre ausgehalten haben, auf unserer Insel, dem empfehle ich ein kleines Büchlein. „*Oluschka. Eine Inselgeschichte*“ ist eine Novelle, in die ich alles, was sich Nettes und Liebenswertes über Šolta erzählen lässt, verpackt habe. Bei Amazon als eBook oder auch als Print für wenig Geld erhältlich, schliesslich bin ich zwar pensioniert, lebe aber von der Schreiberei. Hvala puno.

Kapitel 15

All the pain, all the agony

Xzibit (Say my Name/Man vs. Machine))

Nun ist es an der Zeit, ein wenig von meiner Krankheit zu reden. Keine Angst, ich jammere hier jetzt keine Krankengeschichte, es ist nur zum besseren Verständnis der Dinge. Alsdann: Seitdem ich zehn bin, habe ich Asthma. Erst war es nur psychosomatisch, später wurde es permanent. Ja, ich bin ein Trottel, ja ich habe geraucht, wie ein Schlot, ab dem zarten Alter von zehn bis zu meinem 50 Geburtstag.

Ab zehn? Ja, ich bin, wie eingangs schon erzählt, in Saint Michel heimlich um elf Uhr Abend noch einmal aufs Klo gegangen, um dort einen Abendtschick zu rauchen, erzählt mir etwas über Abhängigkeiten.

Heute, nach vier Lungenentzündungen und diversen anderen Schweinereien habe ich COPD im Endstadium (sprich: Die Lunge ist ziemlich putt) und das entsprechende Emphysem, sowie Asthma (sprich: Auch die Bronchien sind bedient). Das hat mich in wesentlichen nicht daran gehindert, das zu machen, was ich gemacht habe. Aber mit 60 war ich dann doch so parterre, dass ich einen Antrag bei der Sozialversicherung gestellt habe, auf vorzeitige Pensionierung aus gesundheitlichen Gründen.

Die liebe Sozialversicherung hat das – no na – freundlich, aber bestimmt abgelehnt, also habe ich sie beim Arbeitsamt- und Sozialgericht verklagt. Das Gericht schickte mich zuerst zu zwei Fachärzten, zwecks Feststellung von wie krank ich denn wirklich sei, dann kam es zur Verhandlung. Um neun Uhr früh, damals noch auf der Rückseite des Landesgerichts im achten Bezirk in der Wickenburggasse, ihr könnt euch meine Begeisterung vorstellen. Die Verhandlung dauerte genau fünf Minuten: Gleich der erste geladene Facharzt sagte, dezidiert: Pensionieren, sofort. Das war's dann, seither bin ich Pensionist.

Nach fünfzig Jahren dem ewigen Stress entronnen, von wo her ich denn die nächste Miete bezahlen und die nächste Wurstsemmel erstehen könne, warf ich mich ins nächste Abenteuer, diesmal in der österreichischen Innenpolitik und trat der damals gerade entstehenden österreichischen Piratenpartei bei, und weil ich halt der Iglor bin, war ich nach kurzer Zeit im Vorstand und blieb dort, eineinhalb Jahre und drei Wahlkämpfe lang.

Es war ein kurzes Intermezzo, aber ich habe dafür ganz schön viel gelernt. Zum Beispiel dass sich ein Gemeinschaft, die sich anarchisch organisiert aka jeder darf mitreden, und die Mehrheit bestimmt die Richtung, im Kleinen wunderbar

anfühlt, dort kann eins dann auch Beispiele setzen und Dinge beeinflussen, in die Richtung, die eins für die Richtige hält. Das skaliert aber leider sehr schlecht, sprich: Eine nationale Gesinnungsgemeinschaft, gemeiniglich auch politische Partei genannt, läuft unter derartigen Voraussetzungen ziemlich schnell aus dem Ruder. Heisst: Alle reden durcheinander, jeder streitet irgendwie mit jedem, und am Ende geht nix weiter.

Demokratie bedeutet ja auch, dass es immer einen oder eine gibt, der oder die dagegen ist, um was auch immer gerade diskutiert wird. Wer eine politische Partei in unserer parlamentarischen Demokratie gründet, muss damit rechnen. Jeder Fortschritt ist daher ein Kompromiss, in mühsamer Kleinarbeit gebastelt, und dabei muss eins immer zumindest teilweise von den eigenen Erwartungen zurück treten. Oder, freundlich ausgedrückt: You'll have to kiss many frogs to get your prince.

Nachsatz: And he'll probably won't look like what you expected.

Immerhin schafften wir es, zur Nationalratswahl in allen neun Bundesländern anzutreten, nachdem wir die erforderlichen Unterschriften eingesammelt hatte. Das Ergebnis war ernüchternd: Rund ein Prozent der Wähler schenkten uns ihr Vertrauen. Na ja, immerhin. Dennoch war der Frust innerhalb der Piraten überwältigend, also gab es gleich darauf einen Basisbeschluss, es doch bei nächster Gelegenheit mit einer gemeinsamen Kandidatur mit den Kommunisten zu versuchen.

Das war der Moment, wo ich zurück- und ausgetreten bin. Sorry, keine Kummerln mit mir.

Sie sind dann angetreten, mit den Kummerln, die hatten vorher auch nur ein Prozent, dass sie beide zusammen dann auch nur ein Prozent bekamen, beweist nur, das klassische Arithmetik bei Wahlprognosen nicht funktioniert. Egal, Thema erledigt.

Dabei war das Programm der Piraten so, dass ich es auch hier und jetzt noch einmal unterschreiben würde: Datenschutz als oberstes Programm, Schutz der demokratischen Grundrechte, Ja zu Migration, bedingungsloses Grundeinkommen, Gratis-Öffis, alles was das linksliberale Herz so erfreut. Und Freigabe von Cannabis, na ja, wäre wahrscheinlich auch sehr populär, aber nicht in dieser Legislationsperiode.

Mein Kumpel Werner sagte zu mir, wenn ich mich weiter politisch engagieren wollte, sollte ich doch eher einen NGO beitreten, die wären, realpolitisch gesehen, viel effektiver bei der Durchsetzung ihrer Interessen. Also wurde ich Mitglied im Chaos Computer Club.

Im bitte was? Ach ja, ich gebe zu, ich hatte bislang auch wenig über den Club gehört, obwohl es ihn schon seit 1981 gibt. Wikipedia definiert ihn als einen

deutschen Verein für Hacker, was ja an sich auch richtig ist, aber ich zitiere lieber vom Boilerplate des Wiener Ablegers, bei dem ich auch Mitglied bin:

Der Chaos Computer Club Wien (C3W) ist eine Gemeinschaft von Menschen, unabhängig von Geschlecht, Alter, Religion oder Weltanschauung, sexueller Orientierung, ethnischer Zugehörigkeit sowie gesellschaftlicher Stellung, die sich grenzüberschreitend für Informationsfreiheit einsetzt, den kritischen Umgang mit elektronischen Medien sowie der Risiken und Nebenwirkungen der elektronischen Kommunikation und die Verbreitung von freien Technologien und Standards und das Wissen um diese Entwicklung fördert. Wir verstehen uns daher bei Themen mit technologischem Hintergrund als Vertreter der Zivilgesellschaft.

Und ja, ich denke mir heute, dass ich im Club gefunden habe, was wir uns 1968 gewünscht, nein: ersehnt hatten: Die Welt ein wenig zu verbessern. Das klingt jetzt ein wenig bombastisch-geschwollen, ist es aber nicht. Mein Leben lang habe ich versucht, das Richtige zu tun im Sinne dessen, an was ich glaube. Wir erinnern uns an die alten Hippieträume, oder noch weiter zurück, die ihrer Vorläufer, die Burma Bums oder auch die Surfer. Wer von euch erinnert sich an den Comic Strip *Doonesbury* von Gary Trudeau, der nun auch schon über vierzig Jahre, seit seinen Anfängen mit der *Walden* Kommune, mit leisen Spott Kritik übt an den jeweiligen politischen Strömungen mit Hilfe der Figur von Zonker? Übrigens einer meiner heimlichen Helden.

Ich habe nach Paris in den USA, im Summer of '69, die andere Seite unserer Revolution kennen gelernt, die nicht Marx und Adorno zitierte, sondern die Welt als Gesamtsystem Mensch/Natur begriff, und wie wir dabei seien (*und noch immer sind, Anmerkung des Setzers*), diese Welt zu zerstören. Es fing mit der Endlichkeit der Ressourcen an und dem Club of Rome, aber auch mit dem Teil der Hipiebewegung, der Technologie als Möglichkeit ansah und nicht nur als Bedrohung. Ja, die Tech Bros, wie sie heute genannt werden, waren mal die Guten und mit uns, aber Steve Jobs war wohl der letzte von ihnen.

Ich kam damals zurück nach Europa und war voll der Ideen: Erdöl wird nicht immer da sein und heizt überdies den Globus, unsere Ressourcen sind endlich, Müll kann eins trennen – was hast denn Du geraucht, fragten mich die Kumpels von der GRM, der trotzkistischen *Gruppe Revolutionärer Marxisten*, mit denen ich das diskutieren wollte. Das kühlte erst einmal meine Begeisterung für den politischen Marxismus.

Dann kamen die Grünen. Endlich, dachte ich, endlich welche, die mich verstehen. Als die erfuhren, dass ich was in Computern machte und den PC revolutionär fand, weil er die Rechenpower für die breite Masse brachte, rückten die grünen Kumpels von mir ab, als sei ich ansteckend. Heute ist das ja ein wenig anders, aber die Gruppe der Latzhosen tragenden Müslifaschisten bei den Grünen ist immer noch gross. Und ich war mit den Grünen auch sonst recht oft

gegenteiliger Meinung, bis heute: Ich kann mit der Verzichtsnummer nicht so wirklich. Wir sollten nicht versuchen, auf die Resultate der technologischen Entwicklung zu verzichten, Maschinen stürmen hat noch nie funktioniert. Am Beispiel Auto: Ich will auf die individuelle Freiheit, die mir das eigene Fahrzeug gebracht hat, nicht verzichten; wenn wir bisher durch Verbrenner den Globus abzufackeln versucht haben, sollten wir dies ändern und auf eine neue, bessere Technologie umsatteln. Und so wie es aussieht, bietet die Solarindustrie und das Elektroauto eine gute Lösung, daran sollten wir arbeiten.

Eins kann als einzelner nicht die Welt verändern in dem einen grossen Wurf, von dem wir alle träumen, knapp vor dem Aufwachen. Aber eins kann kleine Zeichen setzen. Der CCC hat ein Programm mit dem Namen *Chaos macht Schule*, da gehen wir in Schulklassen und reden mit den Kids, stehen Rede und Antwort, und warnen vor TicToc und Gesichtsbuch, und so ahnungslos wie die Erwachsenen immer sagen sind die Kids gar nicht.

Da geht dann doch etwas weiter, Stück für Stück.

Und vor allem habe ich im Club eine Reihe von neuen Freunden gefunden, die meisten deutlich jünger, so dass ich langsam und mit Würde dem Status des elder statesman entgegendämmern kann.

Wie bitte? Da ist jetzt ein online Laden für Klamotten? Der Welt ist nix mehr heilig. Da kann ich ja jetzt beruhigt aufhören.

postscriptum

„elder statesman“ ist tatsächlich die Website von einem Klamottenladen, wollte ich noch hinzufügen, nachdem einige Probeleser mir das abrupte Ende meines Buches vorgeworfen haben.

Es ist nett, dass ihr alle bis hier her mitgelesen habt. Und natürlich geht die Geschichte auch weiter, schliesslich lebe ich ja noch. Aber irgendwann muss eins einen Schlusspunkt setzen können, und den setze ich mithin hier.

Wer noch mehr von mir lesen möchte, kann es ja mit meinem blog versuchen. weblog.igler.at. Oder mit einem meiner anderen Bücher, die alle unter igler.at angeführt sind

* * * * *

Anhang

Niederschrift Dr. Wilhelm II von Kaan

(Alle originalen Schreibweisen wurden beibehalten, händisch eingefügte Korrekturen dafür berücksichtigt.)

Die nachstehenden Feststellungen bezwecken ein getreues und objektives Bild meiner bzw. der Landesregierung Tätigkeit in der untersteirischen und kärntnerischen Fragen zu bieten. Es haben sich in der Öffentlichkeit so viele falsche oder entstellte Meinungen gebildet, welchen ich teils infolge der Amtsverschwiegenheit, teils aus anderweitigen Rücksichten nicht ausreichend entgegentreten konnte, so dass die Gefahr der Entstehung eines ganz falschen Bildes meiner Tätigkeit vorliegt. Ich erachte es daher als meine Pflicht und zwar in erster Linie gegen mich selbst und meine Familie, in zweiter Linie gegenüber jenen Herren, die meine Mitarbeiter waren und teilweise auch unter Verkennung und unverdienten Anschuldigungen zu leiden hatten, das Wesentliche der bezüglichen Ereignisse in den letzten sechs Monaten zu einem Zeitpunkte festzuhalten, wo mein Gedächtnis noch halbwegs frisch ist. Die Darstellung wird ohnedies dadurch erschwert, dass einerseits im Drange der sich überstürzenden Ereignisse manche Einzelheiten heute schon meinem Gedächtnisse entschwunden sind, anderseits aber viele wichtige Angelegenheiten infolge Dringlichkeit und wegen der diskreten Natur weder aktenmässig noch protokollarisch, sondern lediglich in mündlichen Besprechungen und insbesondere telephonischen Gesprächen behandelt wurden.

Als am 5. November 1918 die provisorische Landesregierung gewählt wurde, fand sie zwei bereits bestehende Gewalten vor; einerseits die Wirtschaftskommissäre, anderseits die Militärbevollmächtigten. Nach dem Wiener Entwurfe hätten die Landesregierung sowohl die autonome als auch die staatliche Verwaltung in ihrem ganzen Umfang übernehmen sollen. Tatsächlich übten die Wirtschaftskommissäre fast alle Machtbefugnisse des früheren Statthalters aus. Um die Kontinuität des Ernährungsdienstes nicht zu gefährden, beschloss der neugewählte Landesrat die Wirtschaftskommissäre bis auf weiteres in ihren bisherigen Funktionen zu bestätigen. Gemeint war dieser Beschluss wohl nur in Ansehung des Ernährungsdienstes sowie der wirtschaftlichen Belange im engeren Sinne. Bei der ausserordentlichen Bedeutung dieser Materien für die gesamte Landesverwaltung war es aber unvermeidlich, auch weiterhin mit Ausnahme einiger rein verwaltungsrechtlicher und persönlicher Angelegenheiten, welche in der Zeit nach dem Umsturze bis zur Wahl der provisorischen Landesregierung der leitende Hofrat selbst approbiert hatte, die Agenden des staatlichen Verwaltungsdienstes von den Wirtschaftskommissären selbständig besorgt wurden. Der Landeshauptmann und die Landesregierung blieben daher von den obenerwähnten, untergeordneten staatlichen Agenden abgesehen, im wesentlichen auf den autonomen Wirkungskreis beschränkt. Dieses Verhältnis bestand bis in den Jänner 1919, wo dann eine provisorische Kompetenzverteilung stattfand, welche wenigstens alle rein politischen und nicht wirtschaftlichen Angelegenheiten der Landesregierung zuwies. Alle militärischen Agenden, insbesondere auch die früher der politischen Verwaltung in Ansehen der Verfügung über die bewaffnete Macht zustehenden Befugnisse unterstanden teilweise ausschliesslich den Militärbevollmächtigten, teils konnten sie nur im Einvernehmen mit denselben ausgeübt werden.

Die vorstehenden Feststellungen bezwecken keineswegs Anschuldigungen gegen die Wirtschaftskommissäre und Militärbevollmächtigten in nationalpolitischer Hinsicht zu erheben, sie sind aber notwendig, um die auf ein Mindestmass eingeschränkte Kompetenz des Landeshauptmannes und der Landesregierung klarzustellen und die Schwierigkeit jeglicher Beschlussfassung und aktiven Politik angesichts der Schwerfälligkeit und Kompliziertheit dieser vielfachen Kompetenzen begreiflich zu machen. Zum Zeitpunkte meiner Wahl zum Landeshauptmann waren bereits die slovenischen Amtsleiter in den untersteirischen Bezirkshauptmannschaften eingesetzt und General (damals noch Major) Majster, Militärkommandant von Marburg. Die unglückselige Art der Demobilisierung der Marburger Truppenkörper, wonach die Slovenen nach Möglichkeit in Marburg behalten und die Deutschen weggeschickt wurden, war im vollen Gange. Die allgemeine Situation und dadurch die Massnahmen der Wirtschaftskommissäre und Militärbevollmächtigten waren beherrscht durch die Sorge um die Aufrechterhaltung des Ernährungsdienstes und wegen der Truppentransporte. Bezüglich des Ernährungsdienstes setzte Dr. Wutte die hauptsächliche Hoffnung auf Kroatien, da ein Abschluss mit Ungarn sich zerschlagen hatte. Es ist wichtig dies festzustellen, weil dadurch das besondere Bestreben der Wirtschaftskommissäre, Verwicklungen mit den Jugoslawen, wodurch die Bahntransporte hätten gestört werden können, zu vermeiden, erklärlich ist. Andererseits erforderte der äusserst schwierige Sicherheitsdienst auf den Bahnhöfen zur Verhinderung gefährlicher Meutereien und Plünderungen der auf dem Rücktransport befindlichen Truppenmasse alles, was an halbwegs verlässlicher bewaffneter Macht vorhanden war (Studenten-Kompagnien und Arbeiter-Hilfskorps). Auch dieser Umstand ist wichtig, weil er die absolut ablehnende Haltung des Militär-(später Volkswehr-)Kommandanten und besondere der Generalstabsabteilung gegen jedes bewaffnete Einschreiten gegenüber den Slovenen einigermassen erklärlich macht.

Am 7. November und in der Nacht auf den 8. November fand eine vielstündige Verhandlung mit den slovenischen Vertretern Dr. Kukovac und Dr. Verstovsek statt, an welcher die Wirtschaftskommissäre, die Mitglieder des engeren Wohlfahrtsausschusses der Stadt Marburg, Vertreter der Wiener Staatsregierung und der Südbahn teilnahmen. Es handelte sich um Erzielung von Abmachungen zur Sicherung des Verkehrs, des Ernährungsdienstes, der Aufrechterhaltung der Verwaltung und Rechtspflege und insbesondere der autonomen und sprachlichen Sicherung der Deutschen in Untersteiermark. Die erzielten Ergebnisse traten jedoch nicht in Kraft, weil die Ratifizierung seitens der damaligen slovenischen Regierung in Laibach verweigert wurde. Ebenfalls in diesen Tagen – es dürfte zwischen dem 6. und 10. November gewesen sein – erschien Abgeordneter Malik bei mir und wies eine Vollmacht des Oberbefehlshabers oder des Staatsamtes für Heereswesen vor, wonach er zur Werbung von Freiwilligen behufe Besetzung der Städte Marburg und Pettau ermächtigt wurde. Da es sich um eine Angelegenheit handelte, welche zunächst in die Kompetenz der Militärbevollmächtigten fiel, musste ich Abgeordneten Malik an die Genannten verweisen. Seitens des Militärbevollmächtigten wurde gegen die Mission Maliks eine ablehnende Haltung eingenommen. Ich glaube, dass hiefür, abgesehen von sachlichen Gründen, die Beurteilung der Person des Abgeordneten Malik massgebend war. Ich habe später kein Hehl daraus gemacht, dass ich bei aller Achtung und Würdigung der Beweggründe, welche die Herren Militärbevollmächtigten bei ihrer Stellungnahme leiteten, die Ablehnung der Mission Maliks bedauert habe, weil sich daran hinterher schwere und nachträglich auch nicht widerlegbare Vorwürfe knüpften. Auch ich zweifle heute noch, dass die beabsichtigte Unternehmung Maliks ein Dauererfolg beschieden gewesen wäre,

jedenfalls aber hätte deren Durchführung entweder das gewünschte Ergebnis oder doch wenigstens über die Unmöglichkeit eines Erfolges Klarheit gebracht.

Ungefähr Mitte oder 2. Hälfte November erfolgte die Besetzung von Spielfeld durch die Slovenen. Seitens des Militärkommandos wurde angesichts der schwachen eigenen Bahnhofbenutzung die Leistung ernstesten Widerstandes verboten. Diese Angelegenheit spielte sich ausschliesslich zwischen den Wirtschaftskommissären und dem Militärkommando ab. Die Landesregierung erhielt von der Räumung Spielfelds erst nachträglich Kenntnis. Ungefähr zu derselben Zeit erfolgte, und zwar gegen die wiederholten und feierlichen Versprechungen des Generals Majster und anderer Slovenenführer, die Entwaffnung der Marburger Stadtwehr und die Besetzung von Pettau. Es wurden aus Untersteiermark und nationalen Grazer Kreisen damals schon festgesetzt Forderungen nach bewaffnetem Einschreiten in Untersteiermark erhoben. Die Wirtschaftskommissäre nahmen im Interesse der Sicherung des damals auf das Schwerste gefährdeten Ernährungsdienstes gegen diese Wünsche Stellung. Noch entschiedener aber war die ablehnende Haltung des Volkswehrkommandanten und der Generalstabsabteilung (Oberst Schneider), von welchen in vielfachen und eingehenden Beratungen die Unmöglichkeit jeglicher auch nur halbwegs aussichtsreichen militärischen Aktionen energisch betont wurde. Es wurde von dieser Seite eindringlichst auf das Fehlen jeglicher militärischen Machtmittel, besonders aber ausreichender Verpflegung, hingewiesen und betont, dass die Slovenen, welche damals schon im gewissen Grade mit serbischer Unterstützung rechnen konnten, im Falle eines Vorstosses nach Mittelsteiermark, ja sogar bis Graz kein ernster Widerstand entgegengesetzt werden könnte. Es wurde daher von militärischer Seite stets verlangt, dass jeder feindliche Zusammenstoss mit den Südslaven unbedingt vermieden werden müsse. Da aus den nicht besetzten Teilen des Bezirkes Leibnitz und Radkersburg fortgesetzt Befürchtungen wegen eines weiteren slavischen Vormarsches laut wurden, sandte ungefähr am 24. oder 25. November (ich war zu dieser Zeit in Wien) Dr. Eisler den ihm vom Volkswehrkommando empfohlenen Oberst Passy nach Marburg, um mit General Majster wegen Festsetzung einer beiderseits einzuhaltenden Besetzungsliste zu unterhandeln. Die bezügliche Vollmacht, welche keine Genehmigungsvorbehalte enthielt, war von Dr. Eisler namens der Landesregierung in seiner Eigenschaft als Wirtschaftskommissär eigenhändig ausgestellt und wie ich glaube, vom damaligen Landesbefehlshaber mitgefertigt. Ich und meines Wissens nach die übrigen Mitglieder der Landesregierung erfuhren von der ganzen Angelegenheit erst dann, als Oberst Passy mit dem bekannten wahnsinnigen Vertrag zurückkam. Der bezügliche Sachverhalt ist durch die Anfrage des damaligen Abgeordneten Prisching im Landtage und meiner Beantwortung klargestellt und bedarf daher keiner weiteren Erörterung. Feststellen möchte ich nur, dass die sofortige Annullierung dieses schmähligen Vertrages auf mein persönliches energisches Einschreiten zurückzuführen war. Ich hatte damals die erste telephonische Unterredung mit General Majster, der auf mein Andringen die Nichtigkeit des mit Passy abgeschlossenen Übereinkommens anerkannte. Zum Zwecke der schriftliche Festsetzung der Aufhebung des Passy-Vertrages waren Wirtschaftskommissär Eisler und Militärbevollmächtigter Einspinner glaublich am 28. November bei General Majster in Marburg. Über die bezügliche Unterredung wurde ein Protokoll aufgenommen, in welchem General Majster seine Absicht, den Bahnhof Radkersburg, sowie den Markt Leutschach zu besetzen, erklärte. Seitens der beiden genannten Herren wurde hiegegen wohl Einspruch erhoben, ein militärischer Widerstand jedoch von de Volkswehrkommando als ganz

aussichtslos und untunlich erklärt. Da sich dieser Anschauung auch die Wirtschaftskommissäre angeschlossen hatten, musste die Landesregierung bei dem Mangel jeglicher ihr zur Verfügung stehenden Machtmittel sich mit dieser Entscheidung abfinden. Ich habe in den damals fast täglich stattfindenden gemeinsamen Sitzungen der Landesregierung, der Wirtschaftskommissäre, der Militärbevollmächtigten und des Volkswehrkommandos, zu welchen auch wiederholt Vertreter des Volksrates, der Presse und der besetzten bzw. bedrohten Gebiete zugezogen waren, immer und immer wieder auf die schwere moralische Belastung hingewiesen, welche durch eine derartige Haltung gegenüber den Slovenen bedingt war, musste mich aber den Argumenten des Volkswehrkommandos und der Generalstabsabteilung fügen. Ende November oder anfangs Dezember wurde die Besetzung des Bahnhofes Radkersburg vorgenommen, der dann auch bald jene der Stadt folgte. Es setzten die ersten Massregeln der Slovenen in Marburg, Pettau und Radkersburg ein, insbesondere die Verhaftung des Dr. Kammiker, wegen welcher ich persönlich und mit Erfolg in Marburg bei General Majster intervenierte. Auch sonst wurde ich in dieser Zeit vielfach wegen Interventionen im Interesse einzelner untersteirischer Volksgenossen in Anspruch genommen und wurde hiebei stets ein kleiner Erfolg erreicht. Das Gesamtbild blieb das gleiche, es war unverkennbar, dass die Slovenen immer mehr und mehr bemüht waren, ihre Herrschaft in den besetzten strittigen Gebieten Untersteiermarks zu befestigen und das nationale Leben der Deutschen zu beeinträchtigen und zu unterdrücken. Den Wünschen wegen bewaffneter Hilfe die fortgesetzt aus nationalen Kreisen laut wurden, setzten Volkswehrkommando und Generalstab nach wie vor aus militärischen Gründen Widerstand entgegen und wurden diese Argumente insbesondere auch von den Wirtschaftskommissären anerkannt. In der Sylvesternacht 1918 überbrachte mir der vom Marburger Gemeinderat entsendete Dr. Valenti die Nachricht von der bekannten Geiselaushebung in Marburg. Ich berief noch in der Nacht die Mitglieder der Landesregierung sowie die Militärbevollmächtigten zu einer sofort stattfindenden Sitzung ein und fuhr in Begleitung der Herren Landeshauptmannstellvertreter Rintelen und Landesrat Resel am Neujahrsmorgen nach Marburg, um die sofortige Aufhebung dieser Massregel von General Majster zu verlangen. Bezüglich des Abgeordneten Wastian wurde diese sofort erreicht, hinsichtlich der anderen Herren folgten halbe Versprechungen; ich telephonierte damals fast täglich in dringender Weise an General Majster und die Laibacher Landesregierung und erreichte am 6. Jänner die Aufhebung der turnusweisen Internierung und nach Verlauf einer weiteren Woche der Massregel überhaupt. In jene Zeit fiel auch die Auflösung des Marburger Gemeinderates unter Nichtachtung der seinerzeitigen Zusicherung der Wahrung der Autonomie der untersteirischen Städte. Die Kärntner hatten sich zum erstenmal zu erfolgreichem Widerstande aufgerafft, während unsere Politik, welche den Interessenschutz unserer untersteirischen Volksgenossen auf gütlichem Weg erstrebte, offenkundig nicht die gewünschten Erfolge zeitigte. Es war dies für mich eine Zeit der schwersten seelischen Kämpfe und Gewissenszweifel. Einerseits konnte ich nicht ohne furchtbare Verantwortung gegenüber der Gesamtheit des Landes die Warnungen von militärischer Seite und die Forderungen der Wirtschaftskommissäre auf unbedingte Aufrechterhaltung der Lebensmittelfuhr aus dem Süden nicht ignorieren, andererseits aber empfand ich die volle Berechtigung der nationalen Empörung darüber, dass dem Vordringen der Slovenen in Untersteiermark kein wirklicher Widerstand entgegengesetzt wurde. Es kamen nun die Waffenstillstandsverhandlungen zwischen den Kärntnern und den Jugoslawen, die unter meinem Vorsitz

geführt wurden. Die Haltung, welche hierbei die jugoslawischen Vertreter einnahmen, bestärkten meinen schon damals bestandenen Zweifel an der Richtigkeit der Auffassung unserer militärischen Sachverständigen. Immerhin hegte ich noch die Hoffnung, auf gütlichem Wege eine Räumung des strittigen Gebietes insbesondere der Städte Radkersburg und Marburg, sowie des Drautales bis zur Kärntner Grenze zu erlangen, wobei ich besondere Erwartungen auf das Einschreiten des anlässlich der Kärntner Verhandlungen in Graz weilenden amerikanischen Militärmission setzte. Es gelang mir auch, den Führer derselben, Oberstleutnant Miles zu einem Besuch Radkersburgs und Marburgs zu bewegen, wobei er den, mir gegenüber persönlich bestätigten Eindruck des zweifellos deutschen Charakters dieser Städte gewann.

Anlässlich der Durchfahrt des Oberstleutnants Miles durch Marburg auf seiner Reise nach Kärnten kam es zu dem erschütternden Blutbad am Marburger Hauptplatz am 27. Jänner. Dieses Ereignis aber erweckte in mir die feste Überzeugung der Vergeblichkeit aller weiterer friedlichen Mittel und die Notwendigkeit eines tatkräftigen, wenn nicht anders möglich, bewaffneten Einschreitens als Gebot der nationalen Ehre. Dieser Auffassung entsprachen meine Erklärungen in der Landtagssitzung vom 28. Jänner und gegenüber der im Landhaushofe demonstrierenden Studentenschaft. Ich verlangte seitens des Volkswehrkommandos die Einleitung aller notwendigen Vorbereitungen für ein bewaffnetes Einschreiten, um hierüber die Beschlussfassung der Landesregierung und der Militärbevollmächtigten einzuholen. Das Volkswehrkommando teilte mit, dass die dringendsten Mobilisierungsvorbereitungen ein Erfordernis von ungefähr 2,000.000 Kronen bedingten. Da diese Summe der Landesregierung nicht zur Verfügung, eine Heranziehung der Staatsregierung aber von vornherein aussichtslos erschien, konnte die bezügliche Bewilligung nur von der Landesversammlung ausgesprochen werden. Ich regte daher zu diesem Zwecke die Abhaltung einer geschlossenen Sitzung an und wurde in einer Sitzung des deutschdemokratischen Landtagverbandes in Aussicht genommen, dass aus der Mitte des Verbandes (Abgeordneter Wastian) der Antrag auf Bewilligung des bezeichneten militärischen Kredites zu stellen sei. Auf diese Weise wäre die Landesversammlung zu einer unzweideutigen Stellungnahme bezüglich der weiteren untersteirischen Politik veranlasst worden,, welche dann für die Landesregierung richtungsgebend gewesen wäre. Gleichzeitig (28. oder 29.) begab sich Militärbevollmächtigter Einspinner nach Wien, um unsere artilleristische Ausrüstung durch Beschaffung von schweren Geschützen und Munition zu vervollständigen und die Ausfolgung einiger Panzerautomobile zu erreichen. Die bezügliche Mission hatte auch ein günstiges Ergebnis. Ich selbst konnte aus der geschlossenen Sitzung, welche für 30. Jänner anberaumt war, leider nicht teilnehmen, weil ich am gleichen Tag durch drahtliche Einladung die Marburger Abordnung zu dem Führer der amerikanischen Mission Professor Coolidge nach Wien geleiten musste. Auch fanden vom 31. Jänner angefangen, wichtige Länderkonferenzen in Wien statt, welche mich in den folgenden Tagen in Wien festhielten. Am 31. Jänner morgens erhielt ich von Dr. Wutte in Wien mündlich Bericht über den ebenso unerwarteten wie kläglichen Verlauf der geschlossenen Sitzung. Danach unterzog Dr. Eisler die Politik der deutschdemokratischen Partei, insbesondere auch meine Massnahmen in der untersteirischen Frage einer sehr abfälligen Kritik und erhob den Vorwurf, dass hierdurch die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstosses mit den Jugoslaven absichtlich oder unabsichtlich herbeigeführt würde. Anscheinend unter dem ungünstigsten Eindruck, den die Ausführungen Dr. Eislers hervorriefen, unterliess es Abgeordneter Wastian am Schluss seiner Ausführungen, den beabsichtigten

Antrag auf Gewährung des militärischen Kredites auf 2,000.000 Kronen zu stellen, wodurch die ganze geschlossene Sitzung zwecklos erschien. Dieses negative Ergebnis erschwerte natürlich jede entschlosseneren Politik gegenüber den Slovenen. Ich war, wie schon erwähnt, nach den Ereignissen vom 27. Jänner und nach den Entwicklungen der Dinge in Kärnten entgegen meiner früheren, hauptsächlich durch die Haltung der militärischen Stellen beeinflussten Beurteilung, zu der Überzeugung gelangt, dass nur durch das unmittelbare Drohen eines bewaffneten Zusammenstosses eine Lösung der unerträglich gewordenen Situation herbeigeführt werden könne. Ich erhoffte und wie ich glaube, nicht ganz ohne Grund, eine ähnliche Intervention der Entente, besonders Amerikas, wie sie in Kärnten eingesetzt hatte, und damit die Erzielung einer Räumung des strittigen Gebietes durch die Slovenen bei allfälliger gleicher Besetzung durch Truppen einer national neutralen Ententemacht. In diesem Sinne lies ich auch bei der Unterredung mit Professor Coolidge deutlich durchblicken, dass nur durch eine solche Besetzung eine sonst unvermeidliche bewaffnete Erhebung hintangehalten werden könnte. Dieser Standpunkt entsprach auch den Wünschen der Deutschen Untersteiermarks, insbesondere Marburgs. Durch den Verlauf der geschlossenen Sitzung war dieser Politik bereits der Boden mehr oder minder entzogen. Überdies erhielt ich nach meiner Rückkehr nach Graz das offizielle Schreiben des Obmannes des deutschdemokratischen Landtagsverbandes, in welchem er mich davon in Kenntnis setzte, dass auf Grund des Ergebnisses der geschlossenen Sitzung der deutschdemokratische Verband zur Erkenntnis der Unmöglichkeit gelangt sei, auf gewaltsamen Weg gegen die Jugoslawen in den besetzten Gebieten Untersteiermarks vorzugehen. Es wurde mir in diesem Brief zur Pflicht gemacht, meine weitere Politik dieser Anschauung anzupassen und ausserdem die Aufklärung der Öffentlichkeit in diesem Sinne in Aussicht gestellt. Letztere unterblieb allerdings und musste ich, durch Parteidisziplin und sonstige höhere Rücksichten zum Schweigen verurteilt, in der Öffentlichkeit das ganze Odium des nun neuerdings einsetzenden passiven Verhaltens der Landesregierung auf mich nehmen, obwohl gerade mir dies Verhalten selbst am meisten widerstrebte. Die Sachlage war aber die, dass die christlichsoziale Partei sich in der Frage eines aktiven Einschreitens in Untersteiermark zurückhaltend, die nationaldemokratische - unbedingt ablehnend zeigte, während die Haltung der deutdemokratischen in der Landesversammlung, die naturgemäss vor allem Trägerin einer aktiven Politik hätte sein müssen, durch den obenbezeichneten Verbandsbeschluss gegeben war.

Am 5. oder 6. Februar traf während einer Landratssitzung ganz unvermutet die Nachricht von der Radkersburger Bauernerhebung ein. Damals verlangte Dr. Schacherl in stürmischer Weise, ich möge sofort General Majster gegenüber eine Loyalitätserklärung abgeben und die schärfste Missbilligung aussprechen. Dies lehnte ich rundweg ab. Es entwickelte sich nun durch zwei Tage hindurch die nervenaufreibendsten Verhandlungen zwischen der Landesregierung, den Militärbevollmächtigten und dem Volkswehrkommando, teilweise auch unter Einbeziehung von Abgesandten aus den Erhebungsgebieten, wobei es nach schweren Kämpfen und mit warmer Unterstützung des Militärbevollmächtigten Einspinner gelang, die Zustimmung der Sozialdemokraten und der Volkswehr zu einer wenigstens teilweise Unterstützung der Bauernerhebung durch Lieferung von Waffen und Munition und durch Vorrücken (der) Volkswehr bis an die Grenzen des Kampfgebietes zu erwirken, um den kämpfenden Bauern eine gewisse Stütze und Rückendeckung zu gewähren. Meine weitergehende Absicht unter dem Titel der Wiederherstellung der Ruhe unsererseits bewaffnet zu intervenieren und

dabei eine örtliche Zurückdrängung der Slovenen aus den besetzten strittigen Gebieten zu versuchen, konnte ich leider gegenüber den heftigen Widerstand der Sozialdemokraten nicht durchsetzen, von welchen einzelne Führer sich bis zur Drohung eines Strassenkampfes in Graz verstiegen. Bei meinen (oben)stehend geschilderten Bemühungen wurde ich auch von der christlichsozialen Partei, insbesondere von Landeshauptmannstellvertreter Dr. Rintelen, in loyalster Weise unterstützt. Am 7. oder 8. Februar abends erschienen zwei französische Offiziere, Major Montague und ein Kapitän bei mir im Landhause und boten ihre Intervention zur Wiederherstellung der Ruhe bei gleichzeitiger Behebung berechtigter Beschwerden der Bevölkerung des Erhebungsgebietes an. Sie verlangten in erster Linie die sofortige Herbeiführung eines Waffenstillstandes und verwiesen darauf, dass eine Fortsetzung der Kämpfe die Einstellung der damals gerade in Einleitung begriffenen Lebensmitteltransporte der Entente von Triest zur Folge haben müsste. So erwünscht mir an sich die Herbeiführung einer Intervention der Entente war, da sie durchaus in den Rahmen meiner oben angedeuteten Politik fiel, so wenig angenehm war mir der Zeitpunkt. Ich hatte zunächst eine weitere Entwicklung der Aufstandsbewegung und weitere Erfolge gewünscht, während damals gerade ein Rückschlag, nämlich der Verlust des schon befreiten Radkersburg eingetreten war. Auch der Umstand, dass gerade Franzosen sich zur Intervention erbieten, von welchen eine Unparteilichkeit den Jugoslaven gegenüber nicht vorausgesetzt werden konnte, war recht misslich. Ich bemühte mich daher, die von den Franzosen verlangte Bereisung des Erhebungsgebietes etwas hinauszuschieben. Major Montague bestand aber in so kategorischer Weise auf der sofortigen Durchführung seiner Mission, dass eine weitere ablehnende Haltung umso weniger hätte vermieden werden können, weil schliesslich die militärische Lage der aufständigen Bauern keine glänzende war und auch ein volles Misslingen der Bewegung nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit lag. Es kam also zur Bereisung des Erhebungsgebietes mit den Franzosen, wobei neben mir Generalstabsoberst Lunzer und eine jugoslawische Abordnung unter Führung General Majsters teilnahmen. An diese Intervention schlossen sich bekanntlich die vier- oder fünftägigen Marburger Verhandlungen und der Abschluss des bekannten Marburger Übereinkommens, das ich mit schwerstem Herzen und nur in Erkenntnis der Unmöglichkeit eines besseren Ergebnisses unterfertigte. In Ansehung der Stadt Radkersburg war unsere Stellung bei den Verhandlungen durch die bekannte unglückliche Kundgebung des Radkersburger Gemeindeausschusses besonders erschwert. Im übrigen verweise ich auf die ausführlichen Verlautbarungen und Zeitungsberichte über das Verhandlungsergebnis.

Noch im Zuge der Durchführung des Marburger Übereinkommens setzte, und zwar am 20. Februar, der erste gefährliche Ausbruch der kommunistischen Bewegung, welche aus ganz kleinen Anfängen eine rasche Entwicklung genommen hatte, in Graz ein. Es folgten die Ereignisse vom 22. Februar und war die nun folgende Woche durchwegs mit der Sorge für die Erhaltung der inneren Ruhe und Sicherheit im Lande ausgefüllt. Meine Tätigkeit in Untersteiermark beschränkte sich damals auf vielfache telephonische Intervention bei General Majster, den Bezirkshauptleuten Dr. Lajnsic und Dr. Pirkmaier sowie auch in Laibach wegen Enthebung der zum Militärdienst eingezogenen Deutschen Untersteiermarks auf Grund einer mir persönlich von General Majster anlässlich des Marburger Übereinkommens gemachten schriftlichen Zusage sowie wegen Behebungen von Wohnungsräumungsaufträgen bzw. Erlangen diesfälliger Fristen. Diese einzelnen Interventionen waren nahezu durchwegs von Erfolg begleitet.

Inzwischen steigerte sich neuerlich die Erregung der auf alle mögliche Weise bedrückten und gequälten Bevölkerung in den besetzten Gebieten. Ich unternahm fortgesetzt Bemühungen im Staatsamt des Äusseren sowie bei der italienischen Militär- und Zivilmission und bei Professor Cooldige in Wien, um eine Besetzung der strittigen Gebiete Untersteiermarks durch italienische, amerikanische oder englische Truppen zu erreichen. Leider blieb es bei halben Versprechungen. Nur den einen Erfolg erzielte, dass eine italienische Offiziersmission in Marburg (Hauptmann Carrara) errichtet wurde, die dann über Betreiben der Jugoslawen durch eine französische Mission ersetzt wurde. Auch bei dem französischen Vertreter intervenierte ich wiederholt; Erfolge liessen sich bei der bekannten Voreingenommenheit der Franzosen allerdings nicht erreichen. Diese Verhältnisse zeitigten neuerlich lebhafte Wünsche der Bevölkerung der besetzten und angrenzenden Gebiete, eine Befreiung auf gewaltsamen Wege herbeizuführen. Ich persönlich setzte damals Hoffnungen auf eine Verwicklung zwischen den Jugoslawen und Italienern. Um gegebenenfalls jede Gelegenheit ausnützen zu können, erschienen gewisse militärische Vorbereitungen wünschenswert. Da diese angesichts der absolut ablehnenden Haltung Wiens, sowie der sozialdemokratischen Partei und mit Rücksicht auf die Marburger Vereinbarungen, die allerdings noch nicht ratifiziert waren, nur unter der Hand und mit grösster Vorsicht gemacht werden konnten, wurde ein Beschluss der Landesregierung gefasst, der entlang der sogenannten blauen Demarkationslinie Waffen und Munitionsdepots für die Heimwehren zu errichten und die Heimwehren durch militärische Vertrauensmänner der Bevölkerung für ein rasches Eingreifen im Bedarfsfalle zu organisieren seien. Diesen Bestrebungen wurde von der Generalstabsabteilung des Volkswehrkommandos lang teils offener, teils versteckter Widerstand entgegengesetzt und wiederholt unter Hinweis auf Befehle des Staatsamtes für Heerwesen eine Revision des bezüglichen Beschlusses verlangt, welche von mir entschieden abgelehnt wurde. Dies war im wesentlichen der Gang der Ereignisse bis zum neuerlichen Ausbruch der Kämpfe in Kärnten.

Am 28. oder 29. April erhielt ich vom Landesverweser Dr. Lemisch die telephonische Mitteilung des jugoslawischen Angriffes, der anfangs zu Erfolgen des Feindes geführt hatte. Über Ersuchen des Herren Dr. Lemisch veranlasste ich durch das Volkswehrkommando die sofortige Übersendung von Waffen und Munition und vermittelte die Werbung von Freiwilligen für Kärnten in der Grazer Studentenschaft, deren Führern ich die Dispositionen der Kärntner Landesregierung in kurzem Wege mitteilte. (Leutnant Vogel und Oberleutnant Poche) Bezüglich der weiteren Anfrage Dr. Lemisch ob nicht zur Entlastung der Kärntner Front ein sofortiger Angriff unsererseits erfolgen könne, berief ich unverzüglich eine gemeinsame Sitzung der Landesregierung mit dem Wehr- und Sicherheitsausschuss und dem Volkswehrkommando ein, an welcher im weiteren Verlaufe auch Vertreter der Heimwehren des Grenzgebietes (Oberleutnants Probst und Nell) teilnahmen. Die bezügliche Beschlussfassung ging auf Grund des ausführlichen Gutachtens des Obersten Schneider und nach Anhörung der Herren Probst und Nell, welche sich hinsichtlich der Aussichten eines Angriffes mit Rücksicht auf die Stimmung der Bauernschaft nicht günstig aussprachen, dahin, dass ein Angriff unsererseits zu unterlassen sei, dass aber die gesamten Heimwehren im Grenzgebiete sofort zu bewaffnen und die Volkswehrabteilungen bis zur Demarkationslinie vorzuschieben seien. Ein wie immer gearteter Angriff der Slovenen sei in energischer Weise abzuwehren und nach Möglichkeit militärisch zu einem Gegenstoss auszunutzen.

In einer zur gleichen Zeit durchgeführten geschlossenen Sitzung des Landtags machte ich von den in Ansehung der Beistellung von Waffen, Munition und Freiwilligen für Kärnten getroffenen Verfügung Mitteilung, worauf mir zunächst mit sozialdemokratischen Angriffen wegen angeblicher Eigenmächtigkeit geantwortet wurde. Diese Angriffe konnte ich aber durch den Hinweis auf die mittlerweile bereits eingetretene Zustimmung des Staatsamtes für Heereswesen zurückweisen.

Die Kämpfe nahmen nunmehr den bekannten, für die Kärntner günstigen Verlauf und wurden begreiflicherweise vielfach Stimmen aus dem Unterlande und aus Grazer nationalen Kreisen laut, dass die Gelegenheit zu einem Angriff unsererseits zu benützen sei. Der oben angeführte Beschluss der Landesregierung und des Wehr- und Sicherheitsausschusses machte einen Angriff unsererseits unmöglich, wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob nicht ein solches Vorgehen, welches ich damals persönlich von ganzem Herzen gewünscht hätte, nach der weiteren Entwicklung der Dinge in Kärnten doch nur zu einem für die Deutschen Untersteiermarks selbst später verhängnisvollen Augenblickserfolge geführt hätte. An einem der ersten Maitage wurde ich zwischen 5 und 6 Uhr morgens vom Hauptmann Pistauer aus Eibiswald mit der Mitteilung telephonisch angerufen, dass die Slovenen im Rückzuge über Mahrenberg seien und dass er den Augenblick für den Angriff unserer Volkswehr und der dort stehenden Heimwehr für günstig halte, ich möge den bezüglichen Befehl erteilen. Mit schwerem Herzen musste ich ihm darauf antworten, dass ich dies nach dem Beschluss der Landesregierung nicht tun dürfe, jedoch mit Rücksicht auf die geschilderte Situation sofort eine neue Beschlussfassung einholen wolle. Etwa 1 1/2 Stunden später rief mich Hauptmann Piestauer nochmals an und teilte mit, dass die Jugoslawen einige Kilometer östlich von Mahrenberg Stellung bezogen und dort starke Artillerie zusammengezogen und mit der Beschiessung Mahrenbergs begonnen hätten. Ein Einschreiten seinerseits sei unter diesen Umständen fraglich, er ersuchte aber um sofortige Intervention wegen Einstellung der Beschiessung Mahrenbergs. Dieser erfolgte meinerseits unverzüglich telephonisch und zwar unter Androhung sonstigen militärischen Eingreifens und es wurde tatsächlich sofort von General Majster der Auftrag erteilt, die bereits begonnene und zuerst abgelegnete Beschiessung einzustellen.

Fast gleichzeitig mit der Entwicklung der Dinge in Kärnten kam ein Notschrei nach dem andern aus Westungarn um Schutz gegen die Bedrückung der Kommunistenregierung. Es wurde erklärt, dass ganz Deutschwestungarn zur Erhebung und zum Anschluss entschlossen sei, wenn unsererseits bewaffnete Hilfe erfolge. Auch die Wiener Regierung nahm, wie ich durch eine Unterredung mit Staatskanzler Renner feststellte, anscheinend ermutigt durch die militärischen Ententemissionen gegenüber einer Intervention in Westungarn eine freundliche Haltung an. Es sollte die Besetzung Westungarns durch drei Freiwilligengruppen, zwei davon aus Niederösterreich und eine aus der Steiermark, letztere von Fürstenfeld aus erfolgen. Es galt daher die steirischen Stosstruppen bereitzustellen, um auf das von Wien zu gebende Signal vorgehen zu können. Für diesen Zweck hätten vor allem freiwillige Studentenabteilungen herangezogen werden sollen, da eine unmittelbare Verwendung der Volkswehr aus politischen Gründen zunächst zu vermeiden war. Ich bemühte mich daher in vielfachen Unterhandlungen mit den Vertrauensmännern der Studentenschaft (Oberleutnant Poche, Leutnant Vogel, Leutnant Fiedler) die Mitwirkung einer studentischen Freiwilligenabteilung sicherzustellen, doch wurde dies zunächst durch die gleichzeitige Inanspruchnahme der Studenten in Kärnten unmöglich gemacht. Ein von mir gemachter Vorschlag, dass die Hälfte der

Grazer und die gesamte Leobner Studentenschaft nach Kärnten gehen bzw. dort bleiben, der Rest der Grazer Studentenschaft aber nach der westungarischen Grenze abgehen möge, wurde mit dem Hinweis abgelehnt, dass die Studentenschaft sich nicht teilen wolle. Während des günstigen Fortschreitens der Kärntner Kämpfe machte ich den Herren Landesverweser Dr. Lemisch anlässlich der fast täglichen telephonischen Unterredungen wiederholt auf die Lage in Westungarn aufmerksam und knüpfte daran das Ersuchen, die Studentenschaft zur Rückkehr und zur Bereitstellung für Westungarn zu veranlassen, sobald sie an der Kärntner Front nicht mehr gebraucht würden. Ich muss diesen Umstand besonders hervorheben, weil er anscheinend zu der später noch zu besprechenden nicht verständlichen Annahme eines angeblichen Rückzugsbefehles der Grazer Landesregierung an die Studentenschaft geführt hat, welcher tatsächlich niemals erfolgte. Dass ich aber unter der Voraussetzung des Abschlusses der Kämpfe in Kärnten bemüht war, die Studentenschaft für Westungarn verfügbar zu bekommen, war nur meine Pflicht und Schuldigkeit. Denn in Westungarn hätte sich nach der damaligen Sachlage mit einem sehr geringen militärischen und gar keinem politischen Risiko ein Erfolg von grösster national-politischer und wirtschaftlicher Bedeutung erreichen lassen, der durch jede Verzögerung sehr erschwert, wenn nicht überhaupt in Frage gestellt wurde. Am 5. (6. oder 7.) Mai erhielt ich die Mitteilung von der Intervention des Generals Segrén in Wien wegen der Einstellung der Kämpfe in Kärnten sowie des Landesverwesers Lemisch, dass die Italiener die zuerst gewährte Unterstützung plötzlich eingestellt hätten. Zugleich langte eine dringende telephonische Aufforderung des Staatsamtes des Äusseren ein, dass in Steiermark die Demarkationslinie unsererseits nicht verletzt werden dürfe, weil sonst schwerwiegende Massregeln der Entente einsetzen würden. Hierbei wurde auf die Intervention Segrés hingewiesen. Am 7. oder 8. Mai kamen immer dringlichere Hilferufe aus Westungarn. Es wurde auf die Gefahr von Plünderungen, Branschätzungen und Mordtaten (Verhaftung Wollingers) durch die ungarischen Roten Garden hingewiesen. Der mit der Organisation des westungarischen Unternehmung betraute Linienschiffsleutnant Heinricher verlangte auf das dringendste die Rückberufung der Grazer Studenten aus Kärnten. Zugleich erhielt ich von Dr. Lemisch die telephonische Mitteilung, dass Staatssekretär Deutsch in Klagenfurt eingetroffen sei und Waffenstillstandsverhandlungen eingesetzt hätten, welche voraussichtlich zur Kampfeinstellung führen würden. Ich wiederholte bei diesem Gespräche unter Hinweis auf die Lage in Westungarn das Ersuchen um Rücksendung der Studenten sobald sie in Kärnten nicht mehr benötigt würden. Am Nachmittag desselben Tages fuhr ich in Begleitung des Landesrates Einspinner nach Fürstenfeld, um mich über die Lage persönlich zu unterrichten und mit dem dortigen von Wien aus entsandten Vertreter des Oberbefehlshabers Boog Rücksprache zu nehmen. Von Fürstenfeld aus unternahm ich zunächst eine Automobilfahrt an die Grenze, wobei ich mich persönlich überzeugte, dass sie nur von sehr schwachen Roten Garden besetzt waren. Bei einer sodann im Rathaus von Fürstenfeld abgehaltenen längeren Sitzung mit den dortigen Volkswehroffiziere, Heimwehrkommandanten und Freiwilligenführern sowie Bürgermeister Pferschy und endlich den Vertretern der ungarischen Grenzbevölkerung, welche letztere mir persönlich einen vorzüglichen Eindruck machten, wurde die Notwendigkeit des ehesten Eingreifens von allen Seiten festgestellt. Zugleich aber erklärten die Westungarn, dass die Möglichkeit eines Erfolges vom Vorhandensein einer wenn auch nur kleinen Stosstruppe, welche zugleich die Bewaffnung der Bevölkerung durchzuführen hätte, abhängig sei. Während dieser Besprechung wurde ich von Regierungssekretär Dr. Lennkh telephonisch mit der Mitteilung

angerufen, dass zwei französische Offiziere aus Marburg erschienen seien und darauf aufmerksam gemacht hätten, dass die steirische Landesregierung von der Entente für jedes Übergreifen der Kampfhandlungen von Kärntner- auf steirischen Boden und insbesondere für das Auftreten steirischer Freiwilligenabteilungen bei diesen Kämpfen verantwortlich gemacht werden würde. Es wurde die sofortige Beachtung der Demarkationslinie in Steiermark und die Mitteilung dieser Aufforderung nach Kärnten und Wien verlangt. Ich versuchte zunächst mit den Herren Landeshauptmannstellvertretern Rintelen und Pongratz wegen Erteilung der Antwort telephonisch Fühlung zu nehmen. Beides war unmöglich. Professor Rintelen war auf einer Wahlreise in Leoben, Pongratz krank. Ich beriet mich sohin mit dem anwesenden Landesrat Einspinner und in seiner Gegenwart ersuchte ich Lennkh, den Franzosen zu sagen, dass die steirische Landesregierung keinen Einfluss auf die in Kärnten kämpfenden Freiwilligen habe und daher die Erteilung von Weisungen an dieselben ebenso wie die Übernahme einer Verantwortung ablehne. Die Franzosen erneuerten sohin ihr Ersuchen und telephonische Übermittlung ihrer Erklärung nach Klagenfurt und Wien, weil sie dies nicht selbst tun könnten. Dieses Ersuchen konnte, da es sich um eine bloße Benachrichtigung ohne Stellungnahme zu derselben handelte, natürlich nicht abgelehnt werden, ohne sich unter Umständen schwerer Verantwortung auszusetzen. Herr Dr. Lennkh gab daher mit meiner Zustimmung die bezügliche Nachricht an Landesverweser Dr. Lemisch und nach Wien weiter. Gelegentlich des Gespräches mit Dr. Lemisch machte Dr. Lennkh über mein Ersuchen neuerlich auf die Lage in Westungarn und auf die dringende Notwendigkeit der Verwendung steirischer Studenten in Westungarn unter der Voraussetzung ihrer Entbehrlichkeit in Kärnten aufmerksam. Dies war offenbar die Grundlage für die dann in der Öffentlichkeit aufgetauchten unwahren Behauptungen eines angeblichen Befehls der steiermärkischen Landesregierung an die steirischen Studenten, den Vormarsch gegen Untersteiermark sofort einzustellen. Nach meiner Rückkehr nach Graz am nächsten Tag erhielt ich übrigens den Besuch von Flüchtlingen aus Windischgraz, welche den Vorstoss nach Windischgraz mit Rücksicht auf die feindliche Haltung der Landbevölkerung als übereilt erklärten und diesem Vorstoss die Schuld an der Plünderung der Stadt gaben. In gleicher Weise äusserten sich diese Flüchtlinge gegenüber den Landeshauptmannstellvertretern Rintelen und Pongratz, sowie den Landesräten Machold, Hesel und Wutte.

Nach der Einstellung der Kämpfe in Kärnten ging die öffentliche Stimmung dahin, dass neuerlich die Gelegenheit zur Befreiung Untersteiermark verpasst worden sei und wurden hieraus schwere Angriffe gegen die Landesregierung erhoben, die sich naturgemäss in erster Linie gegen mich richteten, obwohl ich, was die Öffentlichkeit natürlich nicht wusste, gerade in diesem Punkte abweichender Meinung war, wenngleich auch mir heute, nach den weiteren Erfahrungen in Kärnten, die Stellungnahmen jener Herren, welche sich gegen ein angriffsweises Einschreiten aussprachen, nachträglich einigermaßen gerechtfertigt erscheinen. Immerhin ging aber mein sowie der Herren Professor Dr. Rintelen, Dr. Ahrer und Einspinner Empfinden dahin, dass, wenn sich bei Wiederaufnahme der Kämpfe in Kärnten eine nur halbwegs aussichtsreiche Gelegenheit für ein Eingreifen unsererseits ergäbe, diese unbedingt genutzt werden müsse. Es wurden daher Waffen- und Munitionstransporte an die Demarkationslinie beschleunigt, die dortigen Heimwehren durchaus ausgerüstet und die Erhebung der Bevölkerung vorbereitet. Da nach zahlreichen Nachrichten mit einem Revanchenangriff der geschlagenen jugoslawischen Truppen in Steiermark zu rechnen war, hätte dieser angriff die Gelegenheit zum Gegenstoss gegeben. Über diese unsere

Absichten war Landesverweser Lemisch durch meine wiederholten telefonischen Nachrichten genau unterrichtet. Es erfolgten vielfache Reklamationen General Majsters, der über unsere Rüstungen genau unterrichtet war. Ich antwortete nach eingeholter Zustimmung der Landesregierung stets kurz und ablehnend, ohne dass sich die Slovenen zu irgendwelchen Schritten entschlossen. So war die Situation in der Zeit zwischen 10. und 25. Mai. Inzwischen kamen auch die Zwangsrekrutierungen in Marburg, welche zu einer Massenflucht führten. Diese Flüchtlinge wurden von uns teils im Lager Wagna, teils in Eibiswald untergebracht und soweit sie sich freiwillig dazu erbieten, auch bewaffnet. Diese Aktion wurde dann mit starken Übertreibungen zu sozialdemokratischen Angriffen gegen mich ausgenützt, welche ich jedoch in voller Übereinstimmung mit Landeshauptmannstellvertreter Rintelen abwies. Ich hole nach, dass in der ersten Hälfte oder Mitte Mai vom Landesrat und über meinen Antrag ein Kredit von 500.000 Kronen für die Vorbereitungen in Untersteiermark bewilligt worden waren, welchen Betrag Dr. Wutte aus den Geldern der Stelest (?) zur Verfügung stellte. In diese Vorbereitungen hinein kam ein Telegramm der steirischen Mitglieder der Friedensdelegation aus St. Germain, wonach im Falle eines Wiederauflebens der Kämpfe in Kärnten vor jedem angriffsweisen Vorgehen unsererseits unter Hinweis auf eine sonst eintretende nachteilige Beeinflussung der Friedensverhandlungen dringend gewarnt wurde. Auch seitens der Grenzbevölkerung wurden vielfach Stimmen laut (Leutschach), welche vor einem übereilten Angriff unter Hinweis auf die Gefahr eines Rückschlages warnten. Nichtsdestoweniger blieb die früher erwähnte Verfügung, welche dahin ging, im Falle die Slovenen auch nur den geringsten Anlass bieten würden, bei Wiederaufnahme der Kämpfe in Kärnten anzugreifen, bis zum Ablauf meiner Funktion als Landeshauptmann aufrecht. An diesem Tage (27. Mai 1919) setzte der neuerliche jugoslawische Angriff in Kärnten ein, der aus mir heute noch nicht erklärlichen Gründen zu einem so unvermutet raschen Zusammenbruch des kärntnerischen Widerstandes führte. Ich hoffe, dass auf Grund vorstehender streng wahrheitsgetreuen und sachlichen Darstellung jeder Unbefangene die Überzeugung gewinnen muss, wie unbegründet und ungerecht es ist, gerade mich persönlich für den Verlust Marburgs und des Drautals verantwortlich zu machen.

Graz, Juni 1919